

# SAM MILLAR DIE BESTIEN VON BELFAST

EIN FALL FÜR KARL KANE

ÜBERSETZT  
VON  
JOACHIM  
KÖRBER



»AUFTAKT EINER  
NEUEN SERIE:  
STARK, PACKEND,  
BEÄNGSTIGEND  
GUT.«  
Publishers Weekly

ATRIUM

**Sam Millar**

# **Die Bestien von Belfast**

**Ein Fall für Karl Kane**

Deutsch von Joachim Körber

Atrium Verlag · Zürich

Ich widme dieses Buch dem McConnell-Klan:  
Sean, Tracey, James, Brandon  
und den Zwillingen Tiernan und Shane.  
Mögen die Götter ewig über euch wachen

# Prolog

»Keiner, der atmend stand im Leben, Wollt' jemals gerne nach dem Tode streben.«

Tennyson, *Die zwei Stimmen*

Die zierliche Frau lag ausgestreckt, leblos und unbemerkt im üppigen Gras. Obwohl sie kaum noch atmete, versuchte sie, die Augen zu öffnen, doch die blutverkrusteten Lider gehorchten ihr nicht.

*Keine Panik. Du lebst. Im Augenblick zählt einzig und allein das.*

Zaghaft strich sie mit der geschwellenen Zunge über den Gaumen und verzog vor Schmerzen das Gesicht. Ihr schlimmster Albtraum bewahrheitete sich: Die meisten Zähne fehlten, andere waren nur noch abgebrochene Stummel. Hätte sie die Kraft besessen, hätte sie gelacht. Sie lag hier in Devil's Punchbowl – einem stinkenden, stillgelegten Steinbruch am Stadtrand von Belfast – im Sterben und trauerte ihren einst bildschönen, jetzt für immer zerstörten Zähnen nach. Sie verdrängte den Gedanken daran, wie der Rest ihres Gesichts aussah.

Im Geiste führte sie hastig eine Inspektion ihres Körpers durch, wenigstens der Teile, die Form und Funktion haben sollten. Sie fühlte sich, als wäre jeder einzelne Knochen gebrochen, jeder Quadratzentimeter Haut abgeschürft. Das Blut pochte in ihren Adern, als suchte es einen Weg nach draußen.

*Was immer mich so lange zusammengehalten hat, strömt offenbar hinaus.*

Sie bemühte sich, eine geringe Zahl zusammenhangloser Gedankenketten zu ordnen, und zwang ihr Gehirn, seiner Tätigkeit nachzugehen. Schemen nahmen Gestalt an.

Es waren vier Angreifer gewesen, möglicherweise fünf. Zwangsweise eingeflüßter Alkohol und Drogen hatten Erinnerungslücken zur Folge. Eines wusste sie freilich genau: dass sie sie abwechselnd von vorn und hinten vergewaltigt hatten.

Mit letzter Kraft klaubte sie an ihren verklebten Lidern, damit wieder Luft an ihre Augen kam. Was die ihr zeigten, erfüllte sie mit Entsetzen. Ein großes Stück Knochen ragte wie ein bleiches Teleskop aus dem linken Bein; das rechte Knie stand in einem unnatürlichen Winkel ab. Ihr halb nackter Körper, gebrochene Rippen und angetrocknetes Blut, stank nach Erbrochenem und Urin.

Stimmen schossen ihr wie Querschläger durch den Kopf.

*Vergewissert euch, dass sie tot ist.*

*Machst du Witze? Die ist schon lange tot. Wir haben eine verdammte Leiche gefickt!*

Manisches Gelächter. *Bestien.*

*Schneidet ihr die Kehle durch. Sicher ist sicher.*

Einer der Angreifer kam näher. Sie hielt den Atem an. Er presste das Gesicht an ihres. Sie roch halb verdauten Whiskey und andere Düfte, die mit saurem Körpergeruch wetteiferten; roch ihre eigene Angst, als ihr die kalte Klinge fest an den Hals gedrückt wurde.

Mach schnell, betete sie. Bring es hinter dich.

Unerwartet durchbohrten Scheinwerfer die Dunkelheit und hüllten die Angreifer in kalkweißes Licht.

*Verdammte Scheiße! Wir fliegen noch auf! Die ist doch sowieso tot.*

*Tot ... tot ... tot ...*

Das nervtötende Summen von Insekten holte sie im Handumdrehen in die Wirklichkeit zurück. Wie von außerhalb ihres Körpers nahm sie eine Schar großer Ameisen wahr, die sich an ihren klaffenden Wunden gütlich taten. Die Ameisen wehrten Fliegen und anderes Ungeziefer von dem Territorium ab, das sie jetzt für sich beanspruchten.

»Weg da«, zischte sie mit geschwellenem Mund, da sie zu schwach war, die Ameisen wegzuwischen. »Weg ...« Sie hatte Insekten stets verabscheut. Jetzt musste sie mitansehen, wie sie sich an ihrem Fleisch labten und winzige Tunnel in Knochen und Haut bohrten.

In den nächsten Minuten stand die Welt still, als wartete sie darauf, was als Nächstes geschah. Über ihr verwandelte sich die grausame Sonne, die fast zum Greifen nahe schien, in eine riesige orangerote Kugel aus geronnenem Blut.

Der wärmenden Sonne zum Trotz verspürte die Frau, wie eine schleichende Kälte sie ergriff. Pechschwarze Finsternis stahl sich in ihren Kopf und bedeutete ihr, sich zu fügen, es hinter sich zu bringen, die Ameisen das Werk der verhinderten Mörder vollenden zu lassen.

*Wir haben eine verdammte Leiche gefickt!*

Manisches Gelächter. *Bestien.*

Das abstoßende Gelächter in ihrem Kopf gab den Ausschlag und erfüllte sie mit einer sturen Entschlossenheit.

Sie verdrängte die quälenden Schmerzen und krümmte ihre tauben Finger. *Na los. Du kannst esss! Tränen umflorten ihre Augen. Hör auf zu weinen. Mach esss!*

Mit tauben Fingern bekam sie eine zappelnde Ameise zu fassen. Sie bewegte die Hand wie einen Kran, als sie das Insekt fest gegen eine klaffende Wunde gleich unterhalb der linken Brust manövrierte. Plötzlich biss das Insekt zu, und ein glühend heißer Schmerz verzerrte ihr Gesicht zu einer Grimasse.

Mit abgebrochenen Fingernägeln köpfte sie gekonnt die Ameise, die augenblicklich aufhörte zu zappeln. Sekunden später erlitt ein zweites Insekt dasselbe Schicksal.

*Wir haben eine verdammte Leiche gefickt ...*

Mit Blut vermischter Schweiß rann ihr über die Stirn und sammelte sich unter ihrem Kehlkopf. Vierzig Minuten später war die anstrengende Arbeit getan, und ein Rosenkranz abgetrennter Ameisenköpfe lag, makabren Nähten gleich, auf ihrer Haut.

Fast hätte sie über diese Ironie gelacht. *Ein Rosenkranz.* Warf Gott ihr sadistisch eine Rettungsleine zu, nachdem er zugesehen hatte, wie sie gefoltert und vergewaltigt und als tot geglaubt liegen gelassen wurde?

*Tot ... tot ... tot ...*

Gierig und entschlossen saugte sie mit trockenen Lippen den Kadavern der Ameisen die Flüssigkeit aus. Sie schmeckten göttlich und ekelerregend süß, wie gezuckerter Wein.

Als sie gerade ihren Schmaus beendet hatte, rieselten klickernd Kieselsteine von oben herab und prasselten ihr auf den Kopf. Ganz in der Nähe erklangen Geräusche: gedämpfte Ich-will-nicht-gehört-werden-Geräusche. In ihrer Verstohlenheit verräterische Geräusche.

Sie hielt inne und horchte angespannt. Gedanken drängten sich in ihrem Kopf. Eine Ecke

ihres Gehirns hörte, was sie nicht hören wollte.

*Sie sind es. Sie sind zurückgekommen, um sich zu vergewissern, dass du tot bist.*

Ihr Herz raste so sehr, dass es ihr körperliche Schmerzen bereitete, während ihr der Atem stockte. Kribbelnde Nervosität stahl sich unter ihre Haut.

*Stell dich tot, um zu überleben.*

Mit der zerschundenen Hand nahm sie behutsam einen Stein und versuchte zu schrumpfen, zwischen dem moosbewachsenen Geröll unsichtbar zu werden.

*Vorher töte ich noch einen von euch Drecksäcken, ich schlag ihm den Schädel ein. Der Tod hat sich gelohnt, wenn ich einen von euch mitnehmen und seine fassungslose Fratze sehen kann.* Sie wünschte sich ein Messer, mit dem sie ihnen die stinkenden Schwänze abschneiden konnte, um sie ihnen in den Mund zu stopfen und sie so zu zwingen, das widerliche warme Fleisch zu schmecken, so, wie sie sie gezwungen hatten.

Das verstohlene Geräusch kam näher und wurde in seiner Deutlichkeit grauenerregend: Knurren.

Plötzlich fielen ihr in ihrer Panik die Schlagzeilen von vor zwei Wochen wieder ein: *Wilde Hunde aus dem Zoo Bellevue entkommen. Eine Person getötet, zwei schwer verletzt.* Drei der Hunde hatte man aufgespürt und getötet. Sechs weitere befanden sich noch in Freiheit. Die Polizei hatte die Öffentlichkeit zur Wachsamkeit ermahnt. *Nähern Sie sich ihnen nicht. Bleiben Sie wenn möglich im Haus. Die Tiere sind extrem gefährlich ...*

*Wilde Hunde ... nein ... nicht so ... bitte lass mich nicht so sterben ...*

Die räudige Meute tauchte hinter der nächsten Anhöhe auf. Anfangs zögerlich, doch dann umso unerschrockener, je geringer die Distanz zwischen ihnen und der Frau wurde, deren Blutgeruch ihre Nasen und leeren Mägen gleichermaßen peinigte. In nahezu perfektem Gleichschritt, mit gefletschten Fangzähnen. Die räudige Meute kam, um zu töten ...

Die Reifen des Lieferwagens schleuderten Erdklumpen in die Höhe, als er quietschend in einer großen Staubwolke zum Stillstand kam und fast zeitgleich eine Gruppe Männer ausspie.

»Bist du ganz sicher, dass sie tot ist?«, fragte der Größte der vier, Billy, der im grellen Sonnenlicht die Augen zusammenkniff.

Die anderen warfen einander nervöse Blicke zu. Die Antwort blieb Joe-Joe, einem weiteren Mitglied der Gruppe, überlassen.

»Vielleicht ist es die falsche Stelle, Billy? Um diese Jahreszeit sieht es am Cave Hill doch überall gleich aus.«

Zwei der Bande, Basil und Wesley, nickten.

»Du gehst mir langsam auf die Nerven, Joe-Joe. Du warst doch schon immer beschränkt.« Billy kickte eine leere Bierdose zur Seite. »Und ihr zwei Schwachköpfe ...«

»Sie muss hier irgendwo sein, Billy«, beharrte Wesley.

»*Sie muss hier irgendwo sein, Billy*«, ahmte Billy ihn mit schriller, weibischer Stimme nach. »Hast du sie auch ganz sicher allegemacht, wie ich es dir gesagt habe?«

Wesley nickte ein wenig zu schnell. »Ja ... ja. Der ihr Hals hat geflattert wie Wäsche an der Leine.«

Jemand kicherte.

»Findest du das komisch, Basil?«, fragte Billy. »Glaubst du, dass hier irgendwas komisch ist?«

Das alberne Grinsen verschwand aus Basils Gesicht. »Ich wollte nur ...« Er verstummte mitten im Satz, als er die Waffe in Billys Hand sah.

»Komm her, Basil«, befahl Billy. »Ich zeig dir was echt Komisches.«

»Tut mir leid, Billy. Ich wollte nicht ...«

Billy hielt die Waffe auf Armeslänge von sich und richtete sie direkt auf Basils Gesicht und sagte: »Der Herr ist mein Zeuge, ich erschieße dich gleich hier und jetzt, wenn du nicht herkommst – *sofort!*«

Beim letzten Wort zuckten die anderen Mitglieder der Bande zusammen.

»Geh schon, Basil«, flüsterte Wesley gepresst. »Du hast Billy gehört. Du bringst ihn auf die Palme.«

Joe-Joe nickte zustimmend.

Zögerlich ging Basil auf Billy zu.

»Bitte, Billy. Ich wollte nur ...«

»Mach das Maul auf«, befahl Billy ruhig, aber mit einem bedrohlichen Unterton.

Basil öffnete widerstrebend den Mund.

Der anthrazitfarbene Lauf der Waffe glänzte. Billys Augen wurden dunkler. »Du brauchst hier ein paar Füllungen«, sagte er und klopfte mit dem Lauf gegen Basils Backenzähne. »Vielleicht sollte ich das übernehmen?«

Basil gab ein röchelndes Geräusch von sich, als die Waffe tiefer in seinen Mund eindrang. Furcht loderte in seinen aufgerissenen Augen, als er hörte, wie der Hahn gespannt wurde.

Sechs grässliche Sekunden lang war kein Laut zu hören.

Billy drückte ab – *Klick!* –, Basil landete rücklings auf dem Hintern, wich hastig zurück und brachte sich mit rudernden Armen in Sicherheit. Der Schweiß verlieh seinem Gesicht einen wächsernen Ausdruck.

»Nächstes Mal, Basil, gibt es kein Scheißnächstesmal. Dann ist die Kammer nicht leer«, zischte Billy. »Und jetzt schwärmt alle aus und sucht diese Hure – oder ihren Leichnam. Ich will Ergebnisse sehen! Oder wenn ihr es Ian lieber persönlich ins Gesicht sagen wollt ...?«

Das Grasland erstreckte sich in alle Richtungen und war nur hier und da vom narbenähnlichen Trampelpfad eines Wanderers oder Radfahrers unterbrochen. Eine Familie pflaumenblauer Findlinge lieferte den einzigen Kontrast zu dem Grün, das die Augen überforderte. In nicht einmal einer Stunde würde die sengende Sonne ihren Höchststand erreichen und die weitere Suche unmöglich machen. Dann müssten sie am Abend wiederkommen – was Billy tunlichst vermeiden wollte. Die Bullen könnten etwas gehört haben. Gut möglich, dass sie schon unterwegs waren und sie bald alle an den Eiern packten.

Als er die Suche gerade abbrechen wollte, hallte ein Schuss durch die Luft, dann ertönte die Stimme von Joe-Joe, der einen wilden Freudenschrei ausstieß.

»Ich hab die Schlampe gefunden – was von ihr übrig war!«, schrie Joe-Joe hämisch.

Hastig liefen die anderen dorthin, von wo Joe-Joes Stimme erklang. Billy war als Erster dort

und sah gerade noch einen Fuchs, der mit Fleischfetzen im Maul Reißaus nahm. Eine Gruppe Krähen hüpfte mit roten Schnäbeln davon.

»Das ist sie, oder nicht, Billy? Das ist doch ihr hübsches Kleid, wo man ihre Titten sehen konnte«, behauptete der rot angelaufene Joe-Joe, dessen Augen vor Aufregung flackerten.

Hier und da lagen Knochen und Fleisch verteilt, bildete schwarzes, getrocknetes Blut eine Collage auf der Oberfläche des niedergedrückten Grases. Fetzen eines Kleides. Überbleibsel eines Albtraums. Insekten taten sich unbeeindruckt gütlich.

Basil übergab sich heftig.

»Empfindlich, Basil?«, höhnte Joe-Joe und hob einen zerrissenen und blutigen Schlüpfer auf, um ihn Basil ins Gesicht zu werfen. »Fühlt sich an, als wäre sie noch drin. Nicht, dass du was damit anzufangen wüsstest!«

»Du Arschloch!«, schrie Basil und stürzte sich ohnmächtig auf den grinsenden Joe-Joe. »Ich mach dich kalt!«

»Dann komm doch! Versuch's nur. Ich würde zu gern sehen ...«

»Seid still, alle beide!«, befahl Billy. »Bringt euch irgendwann anders um. Holt die Schaufeln und Spitzhacken aus dem Wagen. Wir haben viel zu graben. Beseitigt die Schweinerei. Jemand könnte die Schüsse gehört haben. Vielleicht ruft irgendein Penner gerade die Bullen an.«

Während seine Kumpane gruben, ließ Billy den Blick über das Gras und die verstreuten Fetzen blutigen Fleisches schweifen. Er überlegte kurz, ob sie vielleicht doch überlebt haben könnte, doch das schloss er umgehend aus. Irgendwie war die ganze Sache aus den Fugen geraten. Daran trug der Alkohol die Schuld, der ihm das Hirn aufweichte. Er wurde leichtsinnig.

Eine große Krähe flog über Billy dahin, unterbrach seine Gedankengänge und lenkte seinen Blick zu McArt's Fort auf den nahe gelegenen Hügeln. Einen Sekundenbruchteil schien etwas nicht in Ordnung zu sein. Ein stumpfes Aufblitzen in seinem Blickfeld. Metall? Glas? Eine Augentäuschung? Ein Tourist, der Fotos von der Ruine machte?

Billys Nackenhaare richteten sich auf. Er erschauerte.

»Beeilt euch, ihr Drecksäcke! Grabt schneller. Ich will hier weg. Hier wird's bald von Leuten wimmeln.«

# Kapitel Eins

»Durch diese schäbigen Straßen muss ein Mann gehen, der selbst nicht schäbig ist ... ein gewöhnlicher und doch ungewöhnlicher Mann. Er redet wie der typische Mann seiner Zeit, geistreich, rüde, mit einem ausgeprägten Sinn für das Groteske.« Raymond Chandler, *Die simple Kunst des Mordens*

Der spindeldürre, aber beeindruckend hochgewachsene Karl Kane drückte einen Klecks Salbe aus der prallen Tube und trug sie für einen so großen Mann recht zimperlich auf sein Hinterteil auf.

Mit einem verhaltenen Fluch verzog er das Gesicht, als die kalte Salbe ihr Ziel fand. Eine halbe Sekunde später entspannten sich seine Züge wieder, als die Salbe ihre Wirkung tat.

Karl wischte sich den Zeigefinger an der Unterhose ab, die einen Wulst um seine Knöchel bildete, und bemerkte eine winzige rote Schliere.

»Auch das noch ...«

Als er sich gerade bückte, um die zerknautschte Unterhose hochzuziehen, wurde die Tür seines Büros aufgerissen.

»Also, das nenne ich mal ein fröhliches Guten-Morgen-Lächeln«, sagte eine grinsende junge Frau, die zerrissene Levis und ein T-Shirt anhatte, das die Aufschrift trug: *Jeder hat ein Recht auf meine Meinung*. Sie war äußerst attraktiv und schlank, hatte dunkle Haut, große Mandelaugen und dichtes, schwarzes Haar, das normalerweise in alle Richtungen abstand, an diesem Morgen jedoch von einem dünnen roten Band gebändigt wurde. Ihre Stimme hatte einen nördlichen Akzent, doch eine Restspur Süden ließ sich nicht verhehlen. Wenn irgendein Witzbold Anspielungen auf ihre Größe machte (eins fünfundsechzig), schossen förmlich kleine Dolche aus ihren Augen, die so spitz waren wie ihre Zunge: »Dynamit wird auch in kleinen Stangen geliefert ...«

»Um Gottes willen, Naomi, ich habe dir doch gesagt, dass du mich in den nächsten zwanzig Minuten nicht stören sollst«, knurrte Karl und zog hastig die Hose hoch. »Sind mir nicht mal in meinem eigenen Büro ein paar Sekunden Privatsphäre vergönnt?«

»Ruhig, ruhig. Du willst doch nicht, dass dein Blutdruck wieder durch die Decke geht. Außerdem ist es ja nicht so, dass ich dieses sexy Lächeln noch nie gesehen hätte.«

»Was zum Teufel ist denn so dringend?«, fragte Karl, der mit den Zähnen knirschte und seine hochgewachsene Gestalt langsam auf ein ringförmiges Gummikissen auf dem Stuhl hinter seinem Schreibtisch sinken ließ. Es fühlte sich an, als hätte er sich auf Nadeln gesetzt. Tränen schossen ihm in die schlackegrauen Augen.

»Ein Mister Munday, mit ›u‹, will dich sofort sprechen.«

»Munday am Montag? Bitte keine Wortspiele. Dafür ist es zu früh am Tag. Hat er einen Termin?«

»Nein. Soll ich ihm sagen, dass er einen machen und wiederkommen soll, wenn du nicht mehr so schwer beschäftigt bist?« Naomi lächelte verschmitzt.

»Was haben wir gelacht. Gib mir fünf Minuten, bevor du Mister Munday mit einem ›u‹ hereinbittest – und mach die Tür hinter dir zu.«

Karl fischte einen Brief aus einer überquellenden Ablage heraus. Sein Herz schlug schneller. Verlagsgruppe Burrger & Goldsmith, stand in stolzen Lettern auf dem blütenweißen Umschlag. Nervös und erwartungsvoll schlitzte er mit dem Zeigefinger das Kuvert auf, bevor er zögernd den einseitigen Brief herausfischte.

Langsam faltete er das Blatt Papier auf und las jedes Wort einzeln – ein Versuch, mit der niederschmetternden Absage fertigzuwerden. Er kam bis zur dritten Zeile, und da standen sie, die verhassten Worte: *Zu unserem großen Bedauern ...*

»Na klar doch ...« Es war nicht nötig, den Rest des Briefes zu lesen. Sein Inhalt war identisch mit dem der zwölf anderen, die ganz unten in seiner Schublade lagen.

Karls Büro war schon immer karg möbliert gewesen und beherbergte nur wenige liebe und teure Stücke. Direkt über seinem Kopf überblickte eine gerahmte Zeichnung mit persönlicher Widmung von John Kennedy, dem bekannten politischen Karikaturisten, das Zimmer. Sie zeigte eine Karikatur von Karl Kane im Kostüm von Sherlock Holmes, wie er mit einem Vergrößerungsglas in der Hand das Kleingedruckte in einem Buchvertrag las. Drei gerahmte Fotos seiner Tochter Katie standen augenfällig auf einem großen Mahagonitisch. Eine gravierte Plakette, die auf seinem Schreibtisch lag, lieferte Karl stets unverdauliche Nahrung für seine Gedanken. »Immer versucht. Immer gescheitert. Einerlei. Wieder versuchen. Wieder scheitern. Besser scheitern.« Samuel Beckett.

»Ich scheitere besser, finde aber trotzdem, dass du ein zynisches altes Aas gewesen bist, Sam.«

Er fischte zwei weitere Briefe aus der Ablage, beide mit identischem Tenor: *Letzte Mahnung*. Einer war von der Telefongesellschaft, die ihm mitteilte, dass sein Anschluss bis Ende der Woche gesperrt werden würde, sollte die seit drei Monaten überfällige Rechnung nicht bezahlt werden; der andere kam von der Kanzlei Richards & Richards; sie forderten mehr Alimente für Karls Exfrau Lynne.

»Die Woche fängt ja gut an«, murmelte Karl und warf die Briefe zurück in die chaotische Ablage.

»Ihre Sekretärin hat mir gesagt, ich soll einfach reingehen. Die Tür stand offen«, sagte ein Mann, der mit dem Mantel über dem linken Arm im Türrahmen stand.

Der Mann war untersetzt und hatte das schrammige, unrasierte Gesicht eines gescheiterten Boxers. Leberflecke verunzierten eine Seite seines Gesichts wie rostige Tränen. Seine Haut war so grau wie der Inhalt eines Aschenbechers. Dichte Büschel roten Haares krönten seine Knöchel; Karl musste an einen Orang-Utan denken – oder einen Gorilla. Doch die Augen bildeten das alles beherrschende Element im Gesicht des Mannes. Starr. Beunruhigend. Schwarz wie Chitin.

»Ich bin Bill Munday.« Der Mann lächelte, doch sein Mund bewegte sich kaum.

Karl streckte die Hand aus. »Ich bin Karl Kane, Mister Munday. Was kann ich für Sie tun?« Munday schüttelte Karl die Hand – ein wenig zu übertrieben für Karls Geschmack. Mundays Handfläche fühlte sich an wie die Innereien einer Weihnachtsgans.

»Ich hoffe, Sie können mir mit einer kleinen Information weiterhelfen, Mister Kane.«

»Wollen Sie sich nicht setzen? Ich sichte gerade einige Drohbriefe, die einer meiner

Klienten von zwei Schlappschwänzen bekommen hat.«

Munday zog den Stuhl heran, bevor er sich setzte. »Es heißt, Sie seien einer der besten Privatermittler in Belfast«, sagte er. »Und sehr diskret.«

»Wer bin ich, dem zu widersprechen?« Karl zog eine Zigarette aus dem schwindenden Vorrat in der zerknitterten Packung auf seinem Schreibtisch. Mit der langen, schmalen Flamme eines Einwegfeuerzeugs erweckte er die Kippe zum Leben, bevor er ein Rauchgebet aus den Nasenlöchern ausstieß. Er bot Munday eine Zigarette an.

»Nein danke. Ich habe schon lange damit aufgehört.«

»Gut für Sie. Ich wünschte, ich könnte es«, sagte Karl und sog an der Kippe. »Also, was kann ich für Sie tun ... Mister Munday?«

Munday rollte die Zeitung in seinen gewaltigen Pranken auf und blätterte zur Seite vier. »Haben Sie von der Leiche gehört, die gestern im Botanischen Garten gefunden wurde, nicht weit vom Museum entfernt?«, fragte er und reichte Karl die Zeitung.

Karl überflog die Meldung. »Ich glaube, ich habe im Radio davon gehört«, log er. Die Ergebnisse der Pferderennen zwanzig Seiten weiter interessierten ihn viel mehr, und die Todesanzeigen auf Seite dreizehn, wo er sich einen Überblick über Klienten verschaffte, die nicht mehr aufkreuzen würden. »Möchten Sie einen Kaffee?«

Munday nickte. »Schwarz, mit vier Stück Zucker.«

Karl drückte einen Knopf auf der Sprechanlage. »Naomi?«, sagte er. »Zwei Kaffee. Schwarz, vier Stück Zucker für Mister Munday.«

»Was?«, entgegnete Naomi mit angesäuerter Stimme. »Ich bin Sekretärin – und seit zwei Wochen unbezahlt –, keine Kellnerin. Krieg mal den Arsch hoch, und hol ihn dir selbst!«

»Die Kaffeemaschine scheint gerade defekt zu sein«, murmelte Karl, ließ schnell die Taste los und führte die Kippe wieder an die Lippen. »Also, die Leiche im Botanischen Garten: Was ist damit?«

Munday zog den Stuhl näher an den Schreibtisch heran. »Sie müssen mir so viel Informationen wie möglich beschaffen«, flüsterte er. »Um wen es sich handelt; wie er gestorben ist. Das Übliche.«

Die Kippe stand kurz vor Karls Mundöffnung in der Luft, ehe sie ihren Weg an seine Lippen fortsetzte. Karl sog an der Zigarette und stieß den Rauch aus. »Das Übliche? Hier kommen nicht jeden Tag Leute mit ähnlichen Anliegen reinspaziert, Mister Munday.«

Munday setzte ein gezwungenes Grinsen auf, dessen Sieben-Uhr-Schatten sich über das breite, schrammige Gesicht ausbreitete. Aus der Innentasche holte er einen Umschlag, den er auf Karls Schreibtisch legte. Der Umschlag wirkte nicht gerade prall, aber Karl wusste, dass sich in schmalen Kuverts manchmal die fetteste Beute verbarg.

»Hier drin sind fünfhundert, Mister Kane. Sie bekommen noch mal so viel, wenn Sie mir die Informationen beschaffen – diskret, natürlich.« Munday schob den Umschlag verlockend nahe an Karls juckende Finger.

Ein Umschlag mit guten Nachrichten? Was kam als Nächstes? Zwei-, nein einhundert für die Schleimbeutel Dick & Dick; einer für die undankbare Naomi; einer für die raffgierige Telefongesellschaft, der Rest für das Pokerspiel am Abend ...

»Ich sichere Ihnen Diskretion zu«, verkündete Karl und ließ den Umschlag hastig in der

Tasche verschwinden.

»Gut. Ich melde mich«, sagte Munday und stand auf.

»Haben Sie eine Telefonnummer, falls ich mich mit Ihnen in Verbindung setzen muss?«

»Ich weiß, wo ich Sie finde«, entgegnete Munday und zog behutsam die Tür hinter sich zu.

Sekunden nach Mundays Abgang ging die Tür erneut auf. »Und?«, fragte eine strahlende Naomi und betrat mit ausgestreckter Hand das Zimmer. »Mein Gehalt, bitte schön, und herzlichen Dank auch.«

Karl schüttelte angewidert den Kopf. »Ich habe dir gesagt, du sollst meine geschäftlichen Transaktionen nicht belauschen. Du kriegst einhundert und machst mir eine Tasse Kaffee.«

»Ich krieg zwei, und du lädst mich zu einem netten Essen in Nick's Warehouse ein.«

»Gibt es denn gar keine Treue mehr unter den Menschen?«, fragte Karl und überreichte Naomi ihr ausstehendes Gehalt.

Als Antwort gab Naomi Karl einen der Küsse, die für später noch sehr viel mehr Spaß verhiessen. »Ich hole unsere Mäntel. Ich bin am Verhungern.«

Karl griff wieder zur Zeitung und suchte nach weiteren Einzelheiten über den Leichnam. Die Informationen über das Opfer waren bestenfalls lückenhaft, was hinreichend Raum für Spekulationen ließ. Ein wichtiges Detail fehlte jedoch ganz: das Geschlecht.

Karls Hintern fing wieder an zu jucken.

# Kapitel Zwei

## Ein Winter-Schauermärchen, 1966

»Wer wie ich die bösesten Dömonen, die unvollkommen gebändigt in einer menschlichen Brust wohnen, aufweckt, um sie zu bekämpfen, muss darauf gefasst sein, dass er in diesem Ringen selbst nicht unbeschädigt bleibt.« Sigmund Freud, *Bruchstücke einer Hysterie-Analyse*

Der Junge glitt in seinem mit bis auf die Haut durchnässtem Pyjama aus dem Bett. Ganze zehn Sekunden blieb er verlegen und breitbeinig so stehen, dann streifte er die nassen Kleidungsstücke ab; Gänsehaut breitete sich wie ein Ausschlag auf seinem nackten Körper aus.

Der Uringestank in dem Zimmer wurde beißender, während der Junge verzweifelt überlegte, was er tun sollte. Wie konnte er das Bettzeug loswerden, ohne dass seine Eltern von dem beschämenden Missgeschick erfuhren?

Nicht wegen seines Vaters machte er sich Sorgen, sondern wegen seiner Mutter. Sie duldete keine Ausreden, war der festen Überzeugung, dass Ausreden nur zu weiteren Ausreden und weiterer Schande führten. Wenn nur sein Vater – sein größter Verbündeter – zu Hause wäre, und nicht die nächsten zwei Wochen auf See ...

Natürlich hätte er nicht so gierig sein und am Abend die ganze Limonade aus dem Kühlschrank stibitzen sollen. Jetzt bestrafte Gott ihn für seine Gier. Die vielen armen Kinder in Afrika, deren aufgeblähte Bäuche nicht nach denen Verhungerner aussahen. Seine Mutter ließ ihn ständig diese grässlichen Dokumentarfilme sehen, während er versuchte, sein Essen zu sich zu nehmen, und zog ihn verbal wie körperlich am Ohr. *Siehst du? Wie gut du es hast? Wenn du weiterhin sündigst, lässt Gott dich als eines dieser bedauernswerten Kinder zurückkehren. Denk an meine Worte ...*

Im Schrank in der Abstellkammer befanden sich frische Bettlaken, doch die lag einen Stock höher, direkt gegenüber dem Schlafzimmer seiner Eltern. Er dachte darüber nach, wägte Risiko und Chancen gegeneinander ab. Sollte er mit dieser schlimmen Sünde ungestraft davonkommen, dann würde er nie wieder gierig sein, sich nie wieder nassmachen wie der faule, schmutzige Junge, der er laut seiner Mutter war, das versprach er Gott; er würde versuchen, seine Mutter so sehr zu lieben wie seinen Vater. Ehrlich.

Behutsam öffnete er die Tür seines Zimmers. Die Scharniere gaben ein kurzes, aber lautes und vorwurfsvolles Quietschen von sich. Er blieb wie erstarrt stehen. Nichts. Als er vorsichtig in den dunklen Flur blickte, ängstigten ihn die Schatten, dennoch trat er mannhaft hinaus. Barfuß schlich er an der Wand entlang und hielt dabei den Atem an.

Draußen prasselte der Regen wie Nägel auf Blech und dämpfte die Geräusche, die der Junge machte, während er die Treppe erklimmte. Gott stand ihm bei, das wurde ihm jetzt klar.

Nur noch wenige Schritte und er betrat die verbotene Zone des Elternschlafzimmers. Linker Hand wartete geduldig der Schrank mit den frischen, gestärkten Laken. Die Beute war zum Greifen nah. Ich kann das, dachte er. Ich kann sie austricksen.

Plötzlich schwebte ein erschreckendes Geräusch durch die stickige Luft und drang an sein Ohr. Der Fernseher im Schlafzimmer seiner Eltern? Die Tür des Zimmers stand einen Spalt

offen, trübes Licht drang heraus, wie eine Scheibe Margarine.

*Schleich dich schnell vorbei. Beeilung. Sie hört dich nicht. Gott hat den Fernseher eingeschaltet. Begreifst du nicht? Er hält Wort. Er ist ein gütiger Gott. Achte nur darauf, dass du deinen Teil der Abmachung einhältst und ein braver Junge bleibst. Andernfalls ...*

Draußen fuhr ein greller Blitz hernieder. Der Junge zuckte zusammen; das Herz schlug ihm bis zum Hals. Er bewegte sich wachsam, aber zielstrebig, passierte die Tür und unterdrückte jedes Atemgeräusch, je näher er ihr kam.

Plötzlich fiel das margarinefarbene Licht auf sein Gesicht. Er spürte, wie es auf seiner Haut brannte und ihn zwang, sich zu ihm zu drehen wie ein Kaninchen im Scheinwerferlicht.

Widerwillig spähte er durch die Tür. In dem Zimmer herrschte unebenmäßiges, nur vom Flackern des Fernsehers unterbrochenes Dunkel. Seine schändlichen Augen zeigten ihm die Mutter auf dem Bett, auf dem Rücken, nackt, mit Brüsten, die glibberigem Eidotter glichen. Ein weißer Rauchkringel stieg provozierend über einer Brust auf. Er sah ihre dunklen Brustwarzen und jene intimste, von Haaren bedeckte Stelle. Er war entsetzt und schämte sich, und doch konnte er den Blick nicht abwenden, als hielte eine unsichtbare dämonische Kraft ihn fest. *Dafür komme ich in die Hölle. Das weiß ich jetzt. Und sie auch.*

Der Schein des Fernsehers flackerte in ihren Augen, tanzte über ihr Gesicht wie eine Projektion in einem dunklen Kino. Sie sah ihm nicht in die Augen, als hätte sie etwas Finsteres, Verbotenes und Falsches getan.

*Mama?*, flüsterte er, doch er sprach das Wort nicht aus, fantasierte es nur.

Und plötzlich, blitzartig, sah er es in furchtbarer Deutlichkeit. Blut. Braune, angetrocknete Furchen in ihren Handflächen; Rot auf ihren Fingerspitzen wie zu dick aufgetragener Nagellack; Blut, das hell und gefährlich aus ihrer aufgeschlitzten Kehle quoll.

Er sperrte den Mund auf wie ein Frosch. Der Magen drehte sich ihm um. Er taumelte rückwärts und schlotterte heftig; seine Zähne klapperten wie Kastagnetten.

»Schon gut, kleiner Junge«, ertönte eine leise Stimme, die ihn erschreckte, aus der Ecke des Zimmers. Die Stimme gehörte einem großen Mann mit teigigem Gesicht und irren Augen. Er hatte Ähnlichkeit mit einem überaus seltsamen Baby – das zu spät aus dem Mutterschoß gekommen war. Der Mann war nackt, zupfte an seinem blutigen Schwanz und entfernte Hautpartikel, als wäre er der unbekümmerteste Mensch auf der Welt. »Wie heißt du, kleiner Junge?«

Plötzlich spürte der Junge die erdrückende Dunkelheit, so heimelig für Eindringlinge, so wohlmeinend mit Mördern, überall ringsum und im Inneren.

»Komm her, kleiner Junge. Ich will dir etwas zeigen; etwas Magisches, voll wunderbarer Mysterien.«

Der Junge schrie, flüchtete von der Tür Richtung Treppe, suchte Schutz. Mit dem linken Fuß fand er keinen Halt auf einer lockeren Treppenstufe. Durch diese Unachtsamkeit stürzte er kopfüber hinunter und suchte mit wild fuchtelnden Armen Halt. Mit knapper Not bekam er den Handlauf zu fassen und lief leicht hinkend weiter.

Die Bügelkammer. Still. So stickig und still, dass er kaum Luft bekam, obwohl nichts als Dunkelheit sich erdrückend an ihn schmiegte. Er wünschte sich, sein Herz würde nicht so heftig klopfen. Der nackte Mann hörte es bestimmt.

»Komm raus, kleiner Junge, komm raus, wo immer du stecken magst ... du kannst weglaufen, aber du kannst dich nicht verstecken ...«, flüsterte der nackte Mann. Ganz nahe. Die Stimme hatte einen eigenen Geruch.

Der Junge hielt den Atem an. Er roch die Reste des Stärkepulvers, die am Bügelbrett hafteten. Da musste er an seine Mutter denken und fühlte sich schrecklich allein und ängstlich.

Ohne Vorwarnung krachte ein dickes Bein des nackten Mannes durch die Tür und verfehlte das Gesicht des Jungen nur knapp.

»Du hast mich sehr, sehr wütend gemacht ...«, zischte der nackte Mann und bemühte sich, das dicke Bein frei zu bekommen; der Junge nutzte diesen Sekundenbruchteil und hoffte, er würde es bis zur Tür schaffen.

Er schaffte es. Zu seiner Erleichterung ließ sich die Tür mühelos öffnen, schwenkte gehorsam nach innen. Die berauschend kühle Nachtluft strich dem Jungen über das Gesicht, über den nackten Körper. Er fühlte sich lebendig. Plötzlich beherrschten Felder sein Blickfeld. Die Felder flogen an ihm vorbei und wichen wenig später Bäumen. Er spürte einen seltsamen Schwung, der ihn vorantrug. Wenn er nur die Farm der McMullens erreichen könnte, wäre er in Sicherheit.

Doch er erreichte das Farmhaus nicht; stattdessen spürte er, wie das schmutzige Messer ihn durchbohrte und das Blut seiner Mutter sich mit seinem vermischte.

Und so begann seine Hölle und seine Dunkelheit.

# Kapitel Drei

»Die Bedeutung eines Vorschlags liegt in der Methode seiner Verifizierung.« Moritz Schlock, *Philosophical Review*

Am Abend schlenderte Joseph Kerr die Bank Street hinab und betrat sein Stammlokal, eines der ältesten Pubs in der Stadt.

Über dem Tresen bildete ein Kaleidoskop von Whiskeyflaschen eine gläserne Wolkenkratzersilhouette. Eine Guinness-Neonreklame spiegelte sich in geisterhaften Schlieren auf weißen und schwarzen Etiketten.

Gleich rechts der Bar wärmte sich eine Schar Gäste an einem offenen Kaminfeuer aus Torf und Holzscheiten. Rauchbeschlag tönte die Fensterscheiben. Freundliches Stimmengewirr erfüllte den Raum.

Paul, der Barkeeper, öffnete unaufgefordert eine Flasche Heineken und stellte ein Glas daneben. Er schenkte nicht ein, sondern schob einfach alles vor Joseph hin.

»Da draußen friert einem der Arsch ab«, sagte Joseph zu Paul und sah zu den Zechern am Kamin, die ihre heißen Whiskeys und Brandys tranken. »Die Bande sollte nicht die ganze Wärme blockieren, damit wir anderen auch noch was davon haben.«

Eine blonde Frau, die allein in einer der drei Nischen saß, lächelte schüchtern, wandte sich jedoch rasch ab, als Joseph sie ansah.

»Paul?« Joseph machte eine Kopfbewegung.

»Was?«

»Wer ist die Dame dort in der Nische?«

Paul zuckte die Achseln. »Die war im vergangenen Monat einige Male hier. Telefoniert viel, trinkt ihre Drambuie und geht wieder. Kein Aufstand, kein Getue. Hübsches kleines Ding, nicht?« Paul grinste. »Ich glaub allerdings nicht, dass sie eine Dame ist.«

»Was?«

»Ich glaube, die geht anschaffen«, flüsterte Paul.

»Blödsinn.«

»Dafür hab ich ein Näschen. Vermutlich ist hier ihre Operationsbasis. Wenn Frank das mitkriegt, schmeißt er sie achtkantig raus, mitsamt ihrem scharfen Hintern. Wir dürfen doch nicht zulassen, dass Prostituierte den guten Ruf eines angesehenen Etablissements ruinieren. Oder etwa nicht?« Paul zwinkerte.

Aus dem Augenwinkel bekam Joseph mit, dass sie wieder in seine Richtung sah.

»Schick ihr einen Drambuie rüber – einen großen.«

»Die ist 'ne Nummer zu groß für dich, Kumpel.«

»Mach's einfach. Ist ein Fünfer für dich drin.«

Paul seufzte, schenkte den großen Drambuie ein und brachte ihn zu der Nische.

Im Spiegel beobachtete Joseph ihre Reaktion. Sie lächelte, schüttelte jedoch den Kopf. Paul kam mit dem unberührten Drambuie zurück.

»Ich sag jetzt nicht, dass ich es dir gleich gesagt habe«, meinte Paul lächelnd, steckte den Fünfer ein und wischte weiter das helle Holz des Tresens ab. »Wenn du mal wieder Geld für

Pauls Wohl ausgeben willst, sag mir Bescheid.«

Joseph nahm die Herausforderung an, hob den Drambuie von Pauls Tablett und näherte sich der Nische. Die Frau stand auf und wollte gehen.

»Dram buidheach«, sagte Joseph und ahmte mit breitem Grinsen einen schottischen Akzent nach.

»Pardon?«

»Dram buidheach. Gälisch für köstliches Getränk. Drambuie. Man sagt, es bringt Unglück, wenn man einen Drambuie ablehnt.«

Die Andeutung eines Lächelns ihrerseits. »Danke, aber ich habe genug für heute. Vielleicht ein andermal?« Sie zwängte sich an ihm vorbei; ihr betörendes, verlockendes Parfüm stieg ihm in die Nase.

»Und warum nicht jetzt gleich?« Josephs Lächeln wurde noch breiter.

»Ich ... ich habe einen geschäftlichen Termin.«

»Okay. Dann machen wir eben ein Geschäft draus.«

Sie zögerte. »Sie sind frech.«

»Unter anderem«, antwortete Joseph, und die Worte schmeckten gut in seinem Mund. »Wo wollen Sie hin?«

Die Haut zwischen ihren Brauen bildete ein kleines, wütendes V. »Sind Sie ein Bulle?«

Joseph lachte laut und herzlich. »Scheiße, nein. Ich hasse diese Dreckskerle, die ihre Nasen ständig in Sachen stecken, die sie nichts angehen.«

Sie sah den Drambuie an, dann Joseph. »Einen. Mehr nicht.«

»Mehr verlange ich nicht ...?«

»Suzy«, antwortete sie.

Joseph erwachte mit dem ausgeprägten Geschmack von Sex im Mund. Er fühlte sich erschöpft. Sein Körper schmerzte so sehr, dass sich der Schmerz gar nicht mehr lokalisieren ließ. Nur sein Schwanz schien noch Leben in sich zu haben, halb steif von Pisse und dem Samen der vergangenen Nacht. Seltsamerweise trug er immer noch das gebrauchte Kondom, das Suzy ihm gegeben hatte.

»Wo ... wo bin ich? Oh ... mein Kopf ...« Er versuchte, sich zu bewegen, doch sein Körper verharrte reglos, Hände und Füße ans Bett gefesselt. Sein Blick war verschwommen, als hätte er Fischschuppen über den Augen. Langsam nahm seine Umwelt Schärfe an, klärte sich sein Blickfeld.

»Suzy ...?«

Josephs Atem stockte in der rauen Kehle, als er Suzy nackt auf einem Sessel gegenüber sitzen sah, von wo sie ihn beobachtete. Mac, sein Kater, schmiegte sich an den weichen Busch von Suzys Schamhaar. Sie streichelte die Katze langsam und liebevoll.

Eine Million Witze schossen Joseph durch den Kopf. Aber der Anblick erregte ihn nicht; stattdessen lief ihm ein Schauer über den Rücken. Er fühlte sich plötzlich wie ein Vogel unter den wachsamen Augen einer hungrigen Katze – zweier hungriger Katzen. Sein wachsweicher Schwanz schrumpfte, als wollte er sich in den Körper verkriechen.

»War ich so schlecht – oder so gut?« Er lächelte gezwungen und kläglich. Sein Blick

schweifte über die dünnen, schlangengleichen Fesseln an seinen Handgelenken. »Scheiße, da haben wir gestern Nacht ja tierisch einen draufgemacht?«

Sie antwortete nicht.

Es war sehr kalt geworden in dem Zimmer, und Joseph wurde sich zunehmend seiner Situation bewusst. »Ein bisschen eng, Suzy, kannst du mich jetzt losbinden? Ich muss zur Arbeit. Wir haben später noch Zeit für mehr Spaß und ein paar Spielchen. Okay?«

Sie antwortete immer noch nicht, sondern sah ihn weiter unverwandt an; ein recht unheimlicher Blick. Hinter ihr sahen Josephs Kinder von Fotos in das Schlafzimmer. Es schien, als würden sie ein Urteil über ihn fällen, wodurch ihm noch mulmiger zumute wurde. Er wandte sich ab.

»Was soll das denn?«, fragte er. Und dann begriff er plötzlich. Ihm war zum Lachen zumute. Ausgerechnet er fiel auf den ältesten Trick der Welt herein. »Okay. Du hast mich erwischt, Suzy. Hast mich echt mit runtergelassenen Hosen ertappt, was?« Er versuchte, wieder zu lächeln. »Hör zu, es ist nicht viel im Haus. Ich habe gerade eine ziemlich üble Scheidung hinter mir. Meine Frau hat alles eingesackt.«

Suzy streichelte Mac, die Katze schnurrte wie ein Asthmatiker. Ihr Blick wurde träge. Kurz vor dem Einschlafen.

»Suzy, Liebes, nimm dir das Geld, das du willst. Es sind noch ein paar Scheine von gestern Abend in meinem Portemonnaie. Nimm sie, aber mach mir um Himmels willen wenigstens eine Hand los, bevor du gehst. Ich komme auch so schon zu spät zur Arbeit.«

»Du gehst zweimal die Woche ins hiesige Pub, Dienstag und Freitag. Du trinkst Heineken aus dem Glas. Du schenkst dir aber gern selbst ein.«

»Was?« Ein verwirrter Blick. »Und? Das hast du gestern Abend gesehen. Wenn schon.«

»Aber gestern Abend hast du keinen Whiskey getrunken. Richtig?«

»Was? Was faselst du da?«

»Hin und wieder spülst du das Heineken mit einem Johnny Walker Black nach, ex, ein Schluck, weil du ein ›ganzer Mann‹ bist.«

*Einen Johnny Walker Black kann man nur auf eine Art und Weise trinken, Paul, nämlich ex und hopp. Ich bin ein ganzer Mann. Dieses verwässerte Schwulengesöff mit Wasser oder Eis ist nichts für mich ...*

»Worum ... worum geht es hier eigentlich, Suzy?«

»Worum es geht? Um dich natürlich, Joseph.«

Plötzlich bemerkte er einen Geruch im Schlafzimmer. Nasses Heu? Woher kam der?

»Okay, das ist schon lange nicht mehr witzig, Suzy. Nimm, was du willst – aber mach, dass du hier rauskommst. Du solltest mich besser nicht verarschen.« In seinem Zorn zerrte er an den Fesseln, sodass ihm die dünnen Seile ins Fleisch schnitten. »Scheiße! Nimm mir die Dinger ab!«, zischte er mit bedrohlichem Tonfall.

Plötzlich riss Mac die verschlafenen Augen auf. Erschrocken sprang die Katze aus ihrer warmen, gemütlichen Nische und landete geschickt auf dem Boden. Sekunden später verschwand sie unter dem Bett.

»Du bist geschieden, weil du fremdgehst. Du hast zwei Kinder, Lisa und Jack. Du arbeitest

im Gefängnis. Seit fast fünfundzwanzig Jahren. Du bist stellvertretender Direktor, aber du bist der Meinung, du müsstest Direktor sein. Die Verbitterung darüber zerfrisst dich innerlich.«

»Ha! Du hast vielleicht Nerven. Vermutlich habe ich dir das alles gestern Abend erzählt, bevor du mir was in den Drink getan hast.« Selbstsicher.

»Samstags spielst du gern Golf – wenn es das Wetter zulässt –, und dann fährst du nach Bangor zu einer Frau, mit der du seit vier Jahren eine Affäre hast.«

»Das steht in den Scheidungsunterlagen ...«, log er, während seine Selbstsicherheit langsam dahinschmolz.

»Kathy McClinton.«

Es verblüffte ihn, diesen Namen zu hören.

»Woher ... woher weißt du das von Kathy? Von mir ...?«

»Ich weiß schon seit Ewigkeiten alles über dich, Joseph. Ich kenne dein dunkles Geheimnis. Ich weiß, wer du bist, was du bist.«

»Ich weiß nicht, wovon du redest«, antwortete er, und jetzt war es endgültig um seine Selbstsicherheit geschehen. »Wer bist du? Warum machst du das? Warum ich?«

»Du weißt es. Denk nach. Wenn dir die erste Antwort einfällt, folgen die beiden anderen ganz automatisch auf dem Fuß.«

Joseph schluckte heftig. »Ich habe wirklich keinen blassen Schimmer ...«

»Nicht flunkern.«

»Ich weiß nicht ...«

»Du weißt es. Es ist nicht wie bei einer Festplatte im Computer, Joseph. Mann kann es nicht einfach aus dem Gedächtnis löschen. Es verfolgt dich, und es gibt kein Entkommen, egal, wie viel du trinkst. Oder?«

»Ich ...« Er hörte seinen Atem nicht mehr. Setzte der aus? Sein Gesicht brannte. Würmer, rot glühende Schürhakenwürmer, krochen von den Knöcheln hoch durch seine Adern und nagten an den Knochen. »Du musst mich losbinden ... bitte ... ich krieg keine Luft mehr ...« Panik stieg in ihm auf.

»Du gehst zur Kirche und bittest Gott um Vergebung, obwohl du dich nicht an Gott versündigt hast. Ist das nicht bizarr? Stell dir nur mal vor, ich würde eines deiner Kinder töten, und dann würde ich ...«

Joes Körper wurde starr. Ihre Worte erstickten ihn. »Lass meine Kinder aus dem Spiel!«

Sie lächelte auf eine Art, dass sich sein Magen verkrampfte. Mac kam wieder zum Vorschein und strich treulos mit dem Kopf an Suzys linkem Knöchel entlang. Suzy hob die Katze hoch und legte sie wieder in die Wärme ihrer intimsten Stelle. Die Katze rollte sich zu einem »C« zusammen und döste.

»Ich sagte, stell es dir vor, Joseph. »Du hörst mir nicht zu. Jetzt pass gut auf. Stell dir vor, ich töte eines deiner Kinder. Sagen wir Lisa, die hübsche, die genau wie ihre Mutter aussieht. Sollte ich danach zu Paul dem Barkeeper gehen und ihn um Vergebung bitten? Das wäre albern. Oder nicht, Joseph?«

»Ich ... ich krieg ... keine Luft ... etwas kriecht in meinem Körper hoch – aaah! Was ... was passiert mit mir?«

Sie hielt einen Finger an den Mund. Eine Mutter, die ihrem Kind zu verstehen gab, dass es still sein sollte. »Ich muss dich knebeln, wenn du mir in Panik gerätst. Wir wollen doch nicht, dass du in Panik gerätst, oder?«

Während Suzy ihren Monolog fortsetzte, betrachtete Joseph gebannt ihre zierlichen, langen Finger, mit denen sie abwechselnd die Katze streichelte und sich durch das blonde Haar fuhr.

»Nein ...«, sagte er schließlich und grub die Fingernägel fest in die Handballen, damit die seltsamen, säureartigen Schmerzen nachließen, die durch seinen Körper rasten.

»Sei tapfer. Atme einfach tief ein. Und jetzt aus ... langsam. Sachte ... ganz behutsam ... na also. Das ist besser, nicht? Gut. Jetzt unterhalten wir uns, Joseph. Sag mir, was du denkst, Joseph, in diesem Augenblick deines Lebens, da du der Reue ins Antlitz blickst?«

Joseph machte den Mund auf, um zu antworten, doch die Zunge versagte ihm den Dienst. Seine Eingeweide fühlten sich an, als würde ihm jemand mit einem Bajonett hineinstechen. Es grollte in seinen Gedärmen. Er schiss sich voll. Dünnflüssig. Der Gestank war unerträglich beschämend.

Suzy rümpfte ein wenig die Nase. »Scheiße ist nicht der einzige Gestank, der von dir ausgeht, Joseph. Du stinkst nach Leiche.«

»Bitte ... bitte ... ich flehe dich an. Bitte ... töte mich nicht.«

»Du bist schon tot. Du weißt es nur noch nicht.«

Schmerzen siedeten in seiner Lunge hoch und wanderten den Hals hinauf. Etwas schnitt seine Eingeweide entzwei. Er drückte den Schmerz nach unten, solange er konnte, und versuchte, nicht zu atmen, an alles zu denken, nur nicht an die Schmerzen. Langsam zogen sich seine Rippen zusammen und drückten auf das Herz. Sein Körper fand sich inzwischen mit der Tatsache ab, dass sich alles verändert hatte.

»Bald erfasst die Lähmung deinen ganzen Körper, Joseph. Du trägst keine Zwangsjacke in einer dieser weißen, schalldichten Zellen in der hiesigen Psychiatrie, aber so wird es dir vorkommen. Mit deinem Darm hat es angefangen. In den nächsten dreißig oder vierzig Minuten dürftest du dich leer pissen. Dann setzt langsam die Dehydrierung ein und mumifiziert sämtliche inneren Organe. Schließlich kannst du die Zunge nicht mehr bewegen. Das sind die Symptome, auf die du achten musst. Danach folgt Stille. Dann der Tod. In dieser Reihenfolge. Aber nur, wenn du Glück hast.«

Das alles hatte er bisher gar nicht bemerkt, doch jetzt schenkte er ihren Worten Beachtung. Er wollte sich an alles erinnern, während er verzweifelt versuchte, die Panik aus seinem Denken zu verbannen.

Suzy sah auf die Uhr, während sie gleichzeitig die Katze von ihrem gemütlichen Plätzchen hob und zärtlich auf den Kopf küsste.

»Du bist ein schöner Bursche, nicht? Ja, das bist du ...«

Die Katze schnurrte vor Wonne.

Plötzlich fühlten sich Josephs Lungen feucht und undicht an. Sein Puls ging schneller, als wäre die Zeit selbst von ihren Fesseln befreit worden. Er spürte das Herz langsam in der Brust schlagen. Er wollte etwas sagen, doch seine Lippen fanden keinen Rhythmus. Er sah

Suzy aufstehen und wieder auf die Uhr sehen. Sie trat ans Bett. Sah ihm ins Gesicht. Prüfte seine Augen, seinen Puls. Setzte Mac zärtlich, fast liebevoll auf dem Bett ab.

Mac schnupperte argwöhnisch an dem kondomverhüllten schlaffen Penis, dem zähen weißen Samen in der durchsichtigen Hülle des Gummis. Zaghaft nagte der Kater mit den Zähnen daran, biss ein Loch hinein. Er leckte. Kostete. Schnurrte.

Schloss zufrieden die Augen.

»Viel Spaß noch, Jungs«, sagte Suzy und machte die Tür zu.

# Kapitel Vier

»Denn Treue lässt sich nie verführen, Sie mag gewinnen, mag verlieren; Gleichwie die Sonnenuhr nie weicht. Wenn auch kein Strahl sie mehr bestreicht.« Samuel Butler, *Hudibras*

Detective Inspector Mark Wilson las sitzend einen Artikel der Lokalzeitung über einen Mordprozess in dem Ort Ballymena. Nicht mehr als der Ansatz eines Bierbauchs verunzierte seine schnurgerade Gestalt. Das soldatisch kurz geschnittene Haar hatte die Form eines Bügeleisens. Der extreme Haarschnitt betonte ein pockennarbiges Gesicht, freilich nicht von Akne, sondern von einem Schrotschuss ins Gesicht, den er viele Jahre zuvor abbekommen hatte.

Drei weitere Detectives hielten sich in dem Zimmer auf: Peter Cairns, der jüngste Mann, der es je zum Detective gebracht hatte; Edward Philips, ein alter Hase auf der Zielgeraden in den Ruhestand; und Wilsons rechte Hand, Duncan »Bulldog« McKenzie.

McKenzies Kopf war so glatt rasiert, dass er die trüben Sonnenstrahlen, die durch das schmutzige Fenster einfielen, reflektierte. Sein ganzer Körper bestand aus Muskelpaketen, kaum ein überflüssiges Gramm, das dabei stören könnte, wofür diese Pakete geschaffen waren: Geständnisse aus widerspenstigen Verdächtigen herauszuprügeln. In der Truppe trug er den Spitznamen 3B – Beinharter Brutalo-Bulle –, liebte Gewalt über alles und war der festen Überzeugung, ohne sie wäre die Menschheit längst ausgestorben.

In den Händen hielt Bulldog ein arg zerfleddertes Pornoheft – sogenanntes Beweismaterial für den anstehenden Prozess gegen einen Ladenbesitzer in Smithfield.

Was Wilsons Truppe zusammenschweißte, waren eingefleischtes Misstrauen, Geplänkel mit politisch unkorrekten, rassistischen und religiösen Witzen und melancholische Songzitate.

»Warum kriegen wir nie solche Fälle?«, fragte Wilson in die Runde.

»Was für welche?«, antwortete Cairns.

»Welche wie den hier«, konterte Wilson und las den fraglichen Artikel laut vor. »Ein Mann aus Ballymena wurde gestern des Mordes an seiner Tante schuldig gesprochen. Das Gericht bekam zu hören, wie James Copeland ihre Leiche in einem mit Steinen beschwerten Koffer in einen Fluss geworfen hat.«

»Und? Was soll daran besonders sein? Solche Fälle hatten wir in den letzten Jahren auch einige«, verkündete Cairns.

»Er hat vergessen, vorher das Etikett mit seinem Namen und der Adresse von dem Koffer abzumachen ...«

Gelächter schallte durch den Raum.

»Was habt ihr von Ballymena erwartet? Das liegt an der Inzucht, die die dortigen frommen Christenmenschen wie alles mit Feuereifer betreiben«, ertönte eine nuschelnde Stimme von der Tür.

Wilson drehte sich um und sah Karl an.

»Wieso Feuereifer, Kane?«

»Sind diese guten, gottesfürchtigen Christenmenschen aus Ballymena nicht permanent damit beschäftigt, mit Eifer Feuer bei ihren andersgläubigen Nächsten zu legen? Das heißt, wenn sie sich nicht gerade Crack oder Kokain auf das Zahnfleisch schmieren, während sie ihre Babys stillen.« Die Ringe unter Karls Augen hatten die Farbe von abgestandenem Kaffee.

»Sie sehen Scheiße aus, Kane. Eine deutliche Verbesserung.«

»Also, wer hätte das gedacht? Cairns kann tatsächlich sprechen, ohne dass Williams den Arm bis zum Anschlag in seinem Arsch hat«, entgegnete Karl wie aus der Pistole geschossen.

»Lecken Sie mich, Kane«, lautete Cairns nicht eben schlagfertige Antwort.

»Der Junge sagt nur die Wahrheit, Kane. Zu viel Hennessy, wie mir scheint«, pflichtete Philips bei.

»Sprechen Sie dieses Wort nicht aus. Im Augenblick steht es ganz oben auf der Liste meiner Unwörter. Es war eine lange Nacht. Mein Kopf fühlt sich an wie Brei. Wo ist der Kaffee?«

»Von uns darfst du kein Mitgefühl erwarten«, sagte Wilson. »Bis in die Puppen saufen, als wärst du ein Teenager. Jämmerlich.«

»Danke schön, Papa«, antwortete Karl und ging zu einer ramponierten Kaffeemaschine, an der eine Schmutzkruste prangte. »Die ist total verdreckt. Faules Pack. Und das alles von meinen Steuergeldern?«

»Komisch, jedes Mal, wenn Sie hier reinspazieren, riecht es nach Scheiße«, sagte Bulldog, der nicht von seinem Pornoheft aufsah.

»Schön, dass Sie sich weiterentwickeln, was Ihre Lektüre angeht, Bulldog«, sagte Karl lächelnd. »Nächste Woche versuchen wir es dann mit der Erstklässlerfibel.«

»Als Bulle haben Sie es nicht geschafft, Kane, darum glauben Sie, wenn Sie hier reinschneien und sich unter die harten Jungs mischen, werden Sie selber einer. Das können Sie sich abschminken«, fauchte Bulldog mit verächtlich gekräuselten Lippen, als würde er saure Milch riechen.

»Ihre Beobachtungsgabe ist vortrefflich wie immer, Bulldog«, sagte Kane und lächelte absichtlich noch breiter. »Wenn ich Sie ansehe, deprimiert mich der Gedanke an die verpasste Chance, Polizist zu werden. Andererseits, Sie anzusehen würde wohl jeden deprimieren.«

»Immer eine große Klappe, Kane. Immer eine große Klappe. Seien Sie bloß vorsichtig, eines Tages bricht Ihnen das mal das Genick.«

»Ich pass schon auf.«

»Das reicht jetzt, ihr zwei«, befahl Wilson. Dann sah er Kane an, warf die Zeitung auf den Schreibtisch und sagte: »Musst du ständig alle gegen dich aufbringen? Was willst du hier überhaupt? Soll ich wieder den Vermittler zwischen dir und Lynne spielen?«

»Plötzlich gehen die Pferde mir ihr durch. Deine Schwester steht auch ganz oben auf meiner Liste von allem Unaussprechlichen. Willst du einen guten Rat? Wenn du einen Kredit von ihr willst, wäre jetzt ein günstiger Zeitpunkt. Diese Halsabschneider, die sich Anwälte schimpfen, ziehen mich aus bis auf die Knochen.«

Wilson grinste. »Deshalb warst du saufen? Haben sie es geschafft, tatsächlich mal was aus deiner zugenähten Geldbörse rauszuquetschen?«

»Infam, infam, ihr habt es alle auf mich abgesehen«, sagte Karl in einer miesen Kenneth-Williams-Imitation. »Sei ein Schatz und kümmere dich um die.« Karl legte ein Bündel unbezahlte Strafzettel auf den Schreibtisch.

»Warum nimmst du nicht einfach den Bus oder gehst – Gott behüte – zu Fuß«, sagte Wilson und warf einen Blick auf die Strafzettel. »Die sind zusammen mehr wert als die Scheißkarre, die du fährst.«

»Scheißkarre? Wie kannst du ruhig dasitzen und so ein Sakrileg aussprechen? Weißt du, woher ich das Auto habe?«

»Aus *The Sweeney*?«, entgegnete Wilson. »Wohl eher von Smith's Schrottplatz.«

»Eifersucht bringt uns nicht weiter«, antwortete Karl.

»So wenig wie diese Rostlaube«, warf Cairns ein und ertete Gelächter von seinen Kollegen. »Die mehr Meilen auf dem Buckel hat als Apollo 13.«

»Da hat nicht nur Houston ein Problem«, fügte Philips hinzu.

Karl schenkte den Witzen keine Beachtung, goss zwei Tassen Kaffee ein und stellte sie auf Wilsons Tisch. Kaffeespritzer – nicht größer als Regentropfen – bildeten ein Zufallsmuster trauriger, öliger Schlieren. »Was weißt du über den Mann, der im botanischen Garten tot aufgefunden wurde?«

Wilson runzelte die Stirn. »Wie kommst du darauf, dass es eine männliche Leiche war?«

»Geraten? Intuition?«, fragte Karl und zuckte die Achseln. »Vielleicht habe ich auch kürzlich eine Hellseherin besucht.«

Wilson nahm eine Akte von dem enormen Stapel rechts von ihm und überflog den Bericht. »Männlich.«

»Und?«

»Weiß ...«

»Sehr witzig«, seufzte Karl. »Sein Name?«

»Mister Bowlingkugel«, meldete sich Cairns.

Gelächter.

»Was?«

»Drei Einschusslöcher im Hinterkopf«, fuhr Wilson fort. »Sah aus wie eine Bowlingkugel. Das haben die auf sein Namensschild geschrieben, als wir ihn runter in die Pathologie gebracht haben.«

»Das bedeutet, Sie können Selbstmord ausschließen, Kane«, witzelte Cairns. »Es sei denn, er wäre ein besonders gelenkiger Masochist gewesen.«

»Sein Name ist Wesley Milligan«, sagte Wilson schließlich.

»Wie lange lag Mister Wesley Milligan da draußen?«

»Wahrscheinlich eine Woche, vielleicht etwas länger. Wuchs schon Unkraut aus allen Körperöffnungen. Das Viehzeug da hat wahrscheinlich gedacht, dass dieses Jahr früher Weihnachten ist, und hat ihm das meiste Fleisch von den Knochen genagt. Kaum noch was von ihm übrig. Augen futsch. Der größte Teil des Gehirns. Vermutlich eine Delikatesse.«

Karls Magen schlug kleine Purzelbäume. »Danke für diese interessanten Einzelheiten.«

»Frag nicht, wenn du keine Einzelheiten verträgst.«

»Warum bist du nur so giftig und nicht so fröhlich und herzlich wie sonst?«, fragte Karl und nahm einen Schluck von seinem Kaffee. »Widerlich, das Zeug.« Er verzog das Gesicht und stellte die Tasse zur Seite.

Wilson machte die Augen zu, dann fuhr er fort. »Tja, davon abgesehen, dass Chief Constable Finnegan im Lauf des Tages zu einer Inspektion vorbeikommt, haben die der Truppe auch noch eine Frau – eine Constablerin – zugeteilt. Stell dir mal so einen Schwachsinn vor.«

»Ich bin schockiert.« Karl schüttelte den Kopf. »Gott stehe ihr bei, in einem Raum mit einer Bande von übel riechenden, übergewichtigen, überbezahlten und völlig unterbelichteten Polypen. Was hat das arme Mädchen angestellt, dass sie diese Beförderung in die Hölle verdient?«

Wilson würgte ein paar Schlucke Kaffee hinunter, bevor er fortfuhr. »Das ist alles nur politischer Korrektheits-Schwachsinn. Der Ombudsmann der Polizei sagt, wir brauchen ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis. Bullshit. Die erwarten von uns, dass wir im Einsatz den glatten Hintern einer Frischlingstusse decken? Nie im Leben. Mir ist scheißegal, was der Ombudsmann sagt.«

»Besser, als eure haarigen Ärsche zu decken«, gab Karl zu bedenken. »Ihr tut mir ja so von Herzen leid.«

»Ich will dir mal was sagen, Kane«, dröhnte Wilson und hob vorwurfsvoll den Zeigefinger.

»Ich habe mich von ganz unten bis zum DI hochgeackert. Zu meiner Zeit hat man sich eine Beförderung mit harter Arbeit, Zähigkeit und Eiern verdient – nicht mit Titten.«

»Und wenn man nicht jüdisch, katholisch oder schwul war, hat das auch nicht geschadet«, fügte Karl hinzu.

Bulldog blätterte lautstark eine Seite seines Pornoheftchens um und gab einen Grunzlaut von sich.

Wilson setzte eine betrubte Miene auf. »Die Zeiten sind längst vorbei. So läuft es heute nicht mehr.«

Karl fixierte die altbekannten Gesichter in dem Büro. »Tatsächlich?«, fragte er.

»Heutzutage braucht man nur noch irgendeine Frauenrechtlerorganisation, die Diskriminierung schreit«, sagte Philips.

»Muss schwer für Sie gewesen sein, zu Ihrer Zeit, Philips.«

»Was?«

»Zu vermeiden, dass Sie von den ganzen Dinosauriern gefressen werden.«

»Diese Politikeridioten vergessen anscheinend, dass ein guter Polizist mit verschiedensten Menschen und Situationen umgehen können muss«, unterbrach Wilson, dessen Gesicht sekundlich röter anlief. »Das lernt man nicht aus einem Lehrbuch oder indem man am Schreibtisch sitzt und sich Lippenstift und Gesichtspuder aufträgt.«

Fast wie aufs Stichwort stand eine junge Frau in der Tür. Groß, hübsch, das dunkle Haar zu einem strengen Dutt hochgebunden; sie warf Karl einen Blick zu, dann sah sie nervös zu

Wilson.

»Ich habe sämtliche Akten im Archiv katalogisiert, Sir.«

»Gut. Die Kaffeemaschine muss gereinigt werden. Ein Steuerzahler hat sich heute bei einem gewissenhaften Inspektor darüber beschwert. Kümmern Sie sich darum.«

»Ja, Sir.«

»Und nennen Sie mich nicht Sir. Ich hasse Schleimer.«

»Sir?« Der jungen Frau stand die Verwirrung ins Gesicht geschrieben.

Karl erhob sich und stellte sich vor. »Der Inspektor hat gerade eine seiner Launen, Detective ...?«

»Lewis, Sir. Jenny Lewis.«

»Mich dürfen Sie jederzeit Sir nennen, Detective Lewis«, sagte Kane, reichte ihr die rechte Hand und ließ die linke in der Manteltasche verschwinden. Er zog seine übliche Nummer ab.

»Ich bin Karl Kane, Privatdetektiv. Meine Karte.«

Lewis schüttelte Karl die Hand und nahm die Karte. Warf einen Blick darauf.

»Danke ... Mister Kane.«

»Sie dürften bald feststellen, Jenny, dass Ihre männlichen Kollegen in diesem Raum entweder stinkfaul sind oder faul stinken.«

»In diesen heiligen Hallen wird nicht gebaggert, Kane«, sagte Wilson ungeduldig. »Es wird Zeit, zu gehen. Richtige Polizisten müssen arbeiten. Und was Sie angeht, Detective Lewis, wenn Sie die Kaffeemaschine gereinigt haben, im Nebenzimmer finden Sie einen Stuhl und einen Schreibtisch. Freunden Sie sich mit ihnen und dem Stapel Akten an, der Sie dort erwartet. Chief Constable Finnegan kommt heute vorbei, um sich von Ihren Kochkünsten zu überzeugen.«

Lewis lief puterrot an. »Ja, Sir.«

Als Karl gerade gehen wollte, betrat ein junger Constable hastig den Raum und gab eine eben erst eingetroffene Nachricht an Wilson weiter. »Sir, der Leichnam eines Mannes wurde in seinem Haus im Stadtzentrum gefunden. Die Beamten vor Ort vermuten, dass es sich um ein Verbrechen handelt.«

»Vermutlich sitzt sein Kopf nicht mehr auf dem Hals, oder es stecken Dutzende Messer in seinem Rücken, dass diesen Idioten dieser Gedanke kommt«, murmelte Philips.

»Anscheinend hat die Exfrau des Opfers die Leiche im Schlafzimmer gefunden«, fuhr der junge Constable fort. »Er wollte sich gestern mit ihr treffen, ist aber nicht aufgetaucht. Zuletzt hat man ihn vor drei Tagen abends mit einer ›heißen Blondine‹, vermutlich einer Prostituierten, aus seinem Stammlokal in der Bank Street kommen sehen. Der Barkeeper wollte sich dazu nicht äußern, aber einige Kunden haben es gesehen.«

Wilson warf rasch einen Blick in den Raum. »Bulldog? Nehmen Sie Cairns mit. Lassen Sie sich von dem Barkeeper die Namen aller Gäste geben, die zu dem Zeitpunkt anwesend waren. Er wird kaum seine Schanklizenz gefährden und zugeben, dass er bis nach der Sperrstunde aufhatte – geschweige denn, dass sich Nutten bei ihm rumtreiben. Geht behutsam vor.«

»Du bittest Bulldog, *behutsam* zu sein?«, fragte Karl und schüttelte den Kopf. »Erklär ihm vorher besser, was das Wort bedeutet.«

»Lecken Sie mich, Kane«, antwortete Bulldog, stand auf und warf das Pornoheft auf den Boden.

»War das ein Antrag?«, fragte Karl lächelnd.

»Sir?«, wandte Lewis mit aufgeregter Miene ein.

Wilson machte langsam die Augen zu. »Ja, Detective Lewis?«

»Wäre es möglich, dass ich die Detectives McKenzie und Cairns begleite? Den Barkeeper befragen? Bei mir als Frau kommt er vielleicht aus der Deckung.«

»Wäre mal was anderes als aus seiner Hose«, witzelte Cairns.

Wilson schlug die Augen wieder auf. »Wenn ich der Meinung bin, Sie sind bereit, wie Jessica Fletcher Ihre eigenen Fälle zu lösen, Detective, erfahren Sie es als Erste. Seien Sie bis dahin ein braves Mädchen und lösen Sie die nebenan.«

»Bist du jetzt nicht ein wenig hart zu ihr?«, fragte Kane, als Lewis das Büro verlassen hatte. »Junge Leute fühlen sich zum Polizeidienst hingezogen, weil sie eher die Möglichkeiten als die Risiken sehen. Alte Knacker wie du und deine Leute begreifen das nicht. Jemand sollte den ganzen Haufen hier zum Kompostieren rausschaufeln.«

»Fertig, Sigmund? Wenn du jetzt gestattest ...«, antwortete Wilson und wies mit einer ausholenden Geste zur Tür.

»Von einer Nutte ermordet?«, fragte Karl, der an der Tür stehen blieb, als verspätete Reaktion auf Wilsons Bericht. »Wenn es um Sex geht, ist Belfast heutzutage so teuer wie Dublin und London ...

# Kapitel Fünf

»s war'n die fatalen und perfiden Sprüche, Im Dunkeln ausgestoß'ne, schwarze Flüche ...«  
Milton, *Lycidas*

Andy Fleming, ein Experte in seinem Fach als Einbrecher, hatte sich selbst stets zur Crème de la Crème freischaffender krimineller Unternehmer gezählt. Er gehörte der alten Schule an, für die ein Einbrecher immer nur so gut ist wie sein Werkzeug – ohne das man, wie American Express, nie das Haus verlassen sollte –, und so nahm Andy jetzt ein Nachtsichtfernglas der Marke Bushnell aus seiner Tasche mit allem möglichen Zubehör. Es fühlte sich leicht und kompakt in seinen Händen an.

Geduld war eine Tugend – doch in Andys Fall auch eine Lebensgrundlage –, und so blickte er aus seiner hohen Warte nach unten auf das verlockende, wenn auch düstere Haus mit seinem Schirm geduckter Bäume.

Andy war aus Dublin nach Belfast gekommen, um einen alten Freund zu besuchen, und hatte das große Haus durch reinen Zufall an einem Nachmittag zwei Wochen zuvor entdeckt. Er hatte sich verfahren und an einer Tankstelle erkundigt, war dann fälschlicher Weise links abgebogen und hatte einen Weg eingeschlagen, der zehn Minuten später, weiter südlich, in einer wenig besiedelten Gegend am Stadtrand und einen Steinwurf vom malerischen Scenic Hill entfernt, sich paradoxerweise als der richtige entpuppte.

Andy, der aus tiefster Seele an das Schicksal glaubte, prägte sich die Lage des Hauses ein, um es bei nächster Gelegenheit auszuspionieren und alle erforderlichen Informationen zu sammeln.

Jetzt sah Andy zum siebten Mal – sieben war seine Glückszahl – auf die phosphoreszierenden Zeiger seiner Uhr und beschloss, dass es an der Zeit für den Zugriff war. Es ging auf Mitternacht zu; im Haus hatte sich seit annähernd drei Stunden nichts mehr bewegt.

Er nahm sein Werkzeug und schlich verstohlen und katzenhaft auf allen vieren nach unten; vorher legte er sich noch eine Nitroglyzerintablette unter die Zunge, um das Gefühl zu lindern, als säße ihm ein Elefant auf der Brust. Im Lauf der Jahre hatte der Stress Andys Gesundheit angegriffen, doch da er weder in den Genuss einer Betriebsrente noch einer Pension kommen würde, sah er in diesem Abschnitt seines Lebens nicht die Möglichkeit einer beruflichen Neuorientierung.

Schatten huschten über Andys knochiges Gesicht, als er, keine zwei Minuten von seinem Beobachtungsposten entfernt, das Haus in seiner verlockenden Schönheit zum Greifen nahe vor sich sah.

Neben einem uralten Baum stand ein windschiefes »Betreten Verboten«-Schild, das von einer Handvoll Rost blutender Nägel zusammengehalten wurde.

Andy neigte den Kopf und sondierte die Herausforderung, die sich ihm bot. Ein blaues Hinweisschild auf ein Einbruchmeldesystem prangte gut sichtbar an der Kabelschiene des Hauses.

Er nahm schnell einen kleinen Behälter Elastoplast-Sprühverband aus der Tasche und

sprühte sich die Hände ein. Keine Minute später waren seine Hände von einem transparenten Film überzogen. Andy liebte den Erfinder dieses genialen medizinischen Sprays, seit er es zum ersten Mal rein zufällig in seiner ortsansässigen Apotheke entdeckt hatte. Andy Fleming würde nie wieder hinderliche Handschuhe tragen.

Sorgsam darauf achtend, dass er keine Werkzeugabdrücke hinterließ, schnitt Andy einen Draht in der Tasche zurecht, formte ihn zu einem Fragezeichen und grinste hämisch, weil er den Alarm so einfach ausschalten konnte. Andy staunte immer wieder darüber, dass Hausbesitzer für alle sichtbar mit ihren Alarmsystemen prahlten. Falls sie der Abschreckung dienen sollten – ihn hatten sie nie abgeschreckt.

Drei Arten von Einbrechern machten heutzutage die Straßen unsicher – Opportunisten, Herumtreiber und Profis –, und Andy zählte sich stolz und ganz eindeutig zu den Letzteren. Unter den Berufseinbrechern gehören wiederum zwei Arten zur herrschenden Klasse: Heuschrecken und Heckenschützen. Heuschrecken arbeiteten im Team, räumten Häuser völlig leer und hinterließen nichts als ausgeplünderte Heime. Gefährlich machte Heuschrecken, dass sie keine Angst hatten. Man brauchte Nerven wie Drahtseile, um kaltblütig in das Haus eines anderen einzudringen und dort zu bleiben, bis es vollkommen ausgeräumt war. Und da Heuschrecken keine Angst kannten, reagierten sie meist auch sehr viel aggressiver, wenn man sie überraschte. Manchmal konnte das unerwartete Zusammentreffen mit einer Heuschrecke tödlich enden.

Andy hatte Heuschrecken stets verabscheut, da sie das Gewerbe seiner Meinung nach in Verruf brachten. Ein Heckenschütze wie Andy dagegen betrachtete sich stets als Kriminellen mit Hirn, der wegen etwas Speziellem vor Ort ist, wie die weltgewandten Kunstdiebe in französischen Filmen. Andy liebte französische Kriminalfilme und hielt sich selbst für eine Art von Robin Hood, der von den Reichen stahl und den Armen gab – wobei »die Armen« in seinem Fall für Andy Fleming standen. In Wahrheit lag Andys Modus Operandi verwirrenderweise irgendwo zwischen den Heckenschützen und den Heuschrecken. Er wäre nie imstande gewesen, Gewalt anzuwenden, doch was das Spezielle anbetraf, so stahl Andy meist doch spontan das, was seine Fantasie anregte, wenn er sich irgendwo als ungebetener Gast aufhielt.

Andy holte einen kleinen Lederbeutel aus der Innentasche und strich mit den Fingern zärtlich über das Arsenal an Dietrichen darin, während er um das Haus herum zu einer dunklen Mahagonitür schlich. Es dauerte keine Minute, da kapitulierte die massive Tür vor dem winzigen Dietrich und schwang nach innen auf.

Andy fühlte sich eingeladen und trat ein.

Im schattigen Dunkel schien sich das große Haus zusammenzuziehen, als würden sich zwei Hände um Andy schließen. Er schloss die Lider mehrere Sekunden, dann öffnete er sie langsam wieder. Ein alter Trick, um die Augen anzupassen, der immer funktionierte; anschließend begab er sich zielstrebig, aber vorsichtig nach oben und dankte dem Herrn in all Seiner Glorie für den Teppichboden, der seine Schritte dämpfte.

Auf dem Treppenabsatz stand eine enorme Großvateruhr als Wachtposten, deren hohles Ticken sich wie Regentropfen auf einem Blechdach anhörte. Drei Zimmer und ein Bad erwarteten Andy auf diesem Stockwerk. Das Bad nahm er sich zuerst vor. Die Leute

versteckten ihre Wertsachen immer listenreicher. Ausgehöhlte Rasierschaumtuben, falsche Seifenriegel. Andy hatte schon alles gesehen – und alles mitgehen lassen.

Zwei Minuten später kam er mit leeren Händen, aber nach wie vor unbeirrt aus dem Bad, trat vor das erste der drei Zimmer und horchte, ob sich etwas regte.

Es handelte sich offenbar um ein Gästezimmer. Er warf einen Blick ins Innere und trat ein. Auch dort fand er weder Bewohner noch etwas Wertvolles. Die beiden nächsten Zimmer folgten umgehend. Sie waren so aufgeräumt, dass es ans Sterile grenzte, bar jeder Wärme oder Gemütlichkeit.

Andy verspürte keinesfalls Niedergeschlagenheit; sein Herz schlug sogar schneller, als wusste er, dass sich alle Schätze auf dem nächsten Stockwerk befanden.

*Ganz ruhig ... lass dir Zeit ...*

Aus dem ersten Zimmer im zweiten Stock drangen Geräusche. Nervosität und Vorfreude flatterten mit dem zarten Flügelschlag winziger Fledermäuse in seinem Magen, als er vor der Tür stehen blieb und das Ohr gegen das kalte Holz presste.

*Ganz ruhig ... Das hast du alles schon einmal gehört ...*

Dünne Narben gedämpften Lichts leckten unter der Tür hervor. Andy drückte behutsam die Klinke hinunter, trat ein und sah ein großes Bett mit einem pechschwarzen Umriss zwischen den Laken.

*Eine Frau? Scheiße!*

Der Atem der schlafenden Frau war so sanft und doch deutlich, dass Andys Ohren kribbelten und er nicht anders konnte, als den entspannten Körper wie in Trance zu betrachten. Die Fledermäuse zogen sich aus Andys Magen zurück und wichen den Schmetterlingsflügeln sexueller Empfindungen.

Das war Andys Achillesferse: Voyeurismus. Einmal, vor zwei Jahren, wäre er deswegen fast erwischt worden. Doch so sehr er sich auch bemühte, er konnte dem Sirenengesang einfach nicht widerstehen.

Als Andy im fahlen Licht das Gesicht der Frau betrachtete, konnte er ihr Alter nur schwer abschätzen. Kleine schwarze Muttermale scharten sich um ihre Augen wie Fliegen auf einem verhungerten Kind. Haarsträhnen fielen ihr ins Gesicht und ragten, Bruchstücken eines Vogelnestes gleich, in den Mund.

*Nicht*, flüsterte die Stimme der Vernunft in Andys Kopf, während er die Hand so zärtlich wie ein Liebhaber nach ihrem Gesicht ausstreckte und behutsam die Haare aus ihrem Mund zog. *Du forderst das Schicksal heraus. Verschwinde, schnapp dir die Beute und sieh zu, dass du rauskommst ...*

Die Frau regte sich und stöhnte leise mit halb geöffneten Lippen.

Andy hörte schlagartig auf zu atmen und sog das Geräusch in sich auf. Köstlich. Plötzlich spürte er den Ansatz einer Erektion in der Hose.

»Oh ...«

*Oh, wahrhaftig.*

Die Frau drehte sich langsam auf die Seite, worauf Körperwärme und Frauendüfte von dem Bett aufstiegen und Andy auf betörende Weise in die Nase drangen. Das reichte aus, ihn

wahnsinnig zu machen. Er war sicher, hundertprozentig sicher, dass er ganz schwach das Rasierwasser eines Mannes in der Mischung unterschiedlicher Düfte wahrnehmen konnte, unter denen der schale Geruch von vergangenem Sex vorherrschend blieb.

*Hat sie gefickt, kurz bevor ich hier eingestiegen bin?* Der Gedanken befeuerte Andys Erektion.

Er wich hastig zurück, rügte sich für derart unprofessionelles Verhalten, machte sich schnell wieder an die Arbeit und durchsuchte die Unterwäscheschublade der Frau. Gerüche schlugen ihm regelrecht entgegen: alte Chemikalien, Mottenkugeln und das schwere Parfüm, das ältere Frauen benutzen, um sich daran zu erinnern, dass sie einmal sehr jung gewesen sind.

Eine Männerarmbanduhr, eine goldene Rolex unter einem Paar Socken, war Andys Belohnung. *Ehemann?* War das die Person, die er tagsüber das Haus verlassen und mit einem schicken Auto wegfahren gesehen hatte?

Sonst gaben die Schubladen wenig her. *Wo hat sie ihre Ringe, Armreife, den Frauenkram?* An den zierlichen Handgelenken und Fingern trug sie nichts. *Ihre Schätze müssen hier irgendwo sein. Frauen mögen es nicht, wenn ihr Geschmeide zu weit vom Busen entfernt ist.*

Er sondierte hastig den Raum, und sein Blick verweilte auf einigen gerahmten Fotografien, überwiegend Familienporträts, dazwischen Szenen mit Bergen und Wäldern. Andy lächelte den lächelnden Gesichtern zu und sah sein Spiegelbild in dem Glas. Als er das Foto einer Frau entdeckte, die Hunde tätschelte, gefror ihm das Lächeln.

Er kannte die Rasse nicht. *Hässliche, riesige Mistviecher. Diese sabbernden Scheißtölen dürfen mich nicht in die Fänge bekommen.* Ein Schauer lief Andy über den Rücken, wendete um hundertachtzig Grad und strömte direkt in seinen Schwanz ein, sodass die schöne Erektion im Handumdrehen in sich zusammenfiel. Andy hatte Hunde nie ausstehen können. Hunde hatten Andy nie ausstehen können. *Wo zum Henker sind die Hunde jetzt?*

Der Gedanke, dass ein großes Mistvieh ihn an den Eiern packte und sie zerbiss, brachte Andy so in Wallung, dass er seine Suche mit neu erwachtem Eifer, aber fahrig fortsetzte und beinahe ein Musikschränkchen umgestoßen hätte. Er verfluchte das Schränkchen, bis er in einer offenen Schublade verschiedene Ringe sah, sechs an der Zahl und mit Diamanten besetzt. Daneben lag eine edelsteingesäumte Halskette.

*Schön, schön, schön. Diamonds are a man's best friend – und keine Scheißhunde.*

Andy, der kein habgieriger Mann war und nie das eigene Nest beschmutzte, war mehr als zufrieden mit der Ausbeute dieser Nacht. Er schlich eilig aus dem Zimmer und zwang sich, nicht mehr zu der Frau auf dem Bett zu schauen, damit er nicht abermals in Versuchung geführt würde.

Die teppichbelegte Treppe trug sein Gewicht ohne das leiseste Quietschen und führte ihn abwärts, der Freiheit entgegen.

Ein Winseln.

Schlagartig erstarrte Andy zur Salzsäule und ließ die nackte Stille in den offenen Mund einströmen.

*Was war das? Ein Hund?* Er tastete sich weiter und streckte die Hand nach der Klinke der Küchentür aus. Er öffnete sie. Trat ein. Selbst im trüben Licht sah er den Umriss der

Hintertür am Ende der Küche. Noch ein paar Sekunden, und die kühle Nachtluft würde ihm umarmen.

Wieder das Winseln.

Das Geräusch kam aus dem Keller. Ein Kratzen, gefolgt von einem leisen Kläffen.

Andy hielt den Atem an, hörte aber nur das Pochen von Puls und Herzschlag in seinem Schädel widerhallen. In seiner Fantasie lauerte das hässliche Mistvieh direkt dort und kratzte an der Tür, damit es heraus und ihm, Andy, Eier und Schwanz abbeißen und verschlingen konnte.

*Aber warum bellte der Hund nicht, sondern winselte nur? Weil das arglistige Monster bestens abgerichtet ist, darum. Es versucht, seine Besitzerin zu warnen, ohne Eindringlinge auf sich aufmerksam zu machen. Hinterlistiger Wichser.*

Das Winseln.

Als Andy gerade die Hintertür und damit den Weg in die Freiheit erreichte, registrierte er fast widerwillig, dass das Geräusch ein menschlicher Laut war, und entschlüsselte ihn. Plötzlich spielten eiskalte Finger auf der Klaviatur von Andys Rückgrat. Auf unheimliche Weise wurde das vermeintliche Hundegewinsel zu einem Wort ...

»Hilf ...«

*Hilfe? Was sollte das jetzt? Raus hier. Das ist ein Trick. Das hässliche Mistvieh lauert hinter dieser Tür und wartet nur darauf, dass es dich anfallen kann.*

»Bitte ... bitte hilf ... mir ...«, ertönte eine kaum verständliche, krächzende Stimme.

Andy verspürte ein mulmiges Gefühl in der Magengegend und erbleichte so, dass sein Gesicht die Farbe von Eierschalen annahm. Seine Nackenhärchen richteten sich zum Tanz auf. *Lauf! Mach so schnell du kannst die Biege. Die sind hinter dir her, Andy Pisser Fleming!*

Doch wider all die Jahre der Erfahrung und Intuition, blieb Andy reglos stehen und dachte über sein weiteres Vorgehen nach.

*Bist du verrückt? Nichts wie raus hier!*

*Irgendein armer Teufel könnte in Not sein.*

*Wenn du nicht schleunigst von hier verschwindest, bist du der arme Teufel in Not.*

Zögernd näherte er sich der Kellertür, über der eine Schrotflinte Kaliber 20 in einer aus zwei schnöden Nägeln bestehenden Halterung prangte. Andy verabscheute Schusswaffen jedweder Art, war jedoch unter ungewöhnlichen Umständen durchaus bereit, einmal eine Ausnahme zu machen. Er nahm die Waffe von der Wand und hielt sie linkisch in den zitternden Händen.

Nervös öffnete er die Kellertür eine Winzigkeit, drückte zaghaft das Auge an den schmalen Spalt und taumelte ob des Anblicks, der sich ihm bot, unvermittelt rückwärts. Rosa, mit feuchten, roten Striemen und dunklen Streifen. Andy zitterte wie Espenlaub und bekam eine Scheißangst. Doch der grässliche Anblick war längst nicht so beunruhigend wie die schreckliche Wahrheit: Dieses Ding war einmal ein Mensch gewesen, doch jetzt, mit abgezogener Haut, glich es einer Erscheinung aus einem Beinhaus, gerade erst geschlachtet, vom Gestank von Tod und Verwesung umflort. Der Gestank fuhr durch Andys Nasenlöcher direkt in seinen brodelnden Magen.

»Allmächtiger Gott ...«, murmelte Andy und würgte.

Ohne Vorwarnung streckte die Kreatur ihre klauenähnliche Hand aus. Geräusche drangen aus ihrem Mund, grässliche, seelenlose Klagelaute. »Hilf ... mir. Die sind wahnsinnig ...«

Erst jetzt bemerkte Andy das kleine Kästchen an der Holzwand im Inneren des Kellers, dessen blinkendes blaues Auge ihm vorwurfsvoll zublinzelte. Er wollte über seine Dummheit und Arroganz lachen, da er die Drähte einer Falle gezogen hatte, die jeder Amateur aus einer Meile Entfernung erkannt hätte.

*Bullen! Die waren sicher schon unterwegs. Wie lange brüllte dieser stumme Alarm schon im nächstgelegenen Polizeirevier? Scheiße! In deinem Alter laufen fünf Jahre Knast auf lebenslänglich hinaus, Andy. Ich sagte doch, verschwinde so schnell du kannst. Noch ist Zeit. Lauf!*

»Tut mir leid ...«, sagte Andy und wich hastig vor der zuckenden Monstrosität zurück. »Ich ... ich kann Ihnen nicht helfen. Ich ruf die ... Polizei und den Notarzt, wenn ich weg bin ...«

»Bitte ... lassen Sie mich nicht allein ... bitte. Die sind alle verrückt. Sie dürfen mich nicht mit denen allein lassen. Biiitte ...«

Andy machte blitzschnell auf dem Absatz kehrt und lief zur Hintertür, die Freiheit verhieß. *Ich muss hier weg, weg von dem Wahnsinn und dieser Monstrosität.*

Er stolperte zweimal und schaffte es kaum, die Hintertür zu öffnen, und dann stand er seinem wahren größten Albtraum gegenüber.

»Lassen Sie die Waffe fallen!«, schrie ein Polizist, der seine gezückte Pistole direkt vor Andys schwitzendes, versteinertes Gesicht hielt. »Sofort!«

»Sie verstehen nicht. Da drin ist ein blutüberströmtes Ding ...«

»Sofort!«

Langsam und gehorsam legte Andy die Schrotflinte auf den Boden. »Okay, okay. Sehen Sie, ich gehorche«, verkündete Andy, den ein trockenes Schlucken in der Kehle kratzte. »Aber wenn Sie denken, ich sei das Problem, dann sehen Sie mal hinter der Kellertür nach.«

»Legen Sie sich auf den Boden – schön ruhig.« Der Polizist kam näher. »Gut. Bleiben Sie so. Kein Mucks. Halten Sie den Mund.«

Aber Andy war nicht nach Reden zumute. Er wollte weinen.

# Kapitel Sechs

»And how am I to face the odds Of man's bedevilment and God's.« A. E. Housman, *Last Poems*

»Von hier oben sieht die Stadt so friedlich aus, was, Chris?«, begeisterte sich Karl. »Hätte ich das Geld, würde ich mir genau hier, an dieser Stelle, ein Haus bauen lassen. Was ist mit dir?«

Unmittelbar rechts von Karl saß Chris Brown und ließ den Blick über die grüne Landschaft rings um das prachtvolle Belfast Castle schweifen. Da er den Rest seines Lebens an den Rollstuhl gefesselt war, blieb ihm wenig mehr, als zu sitzen. Rostige Flecken überzogen die Speichen seines Gefährts wie Krampfadern. In der Hand hielt Chris lässig eine Flasche billigen Wein. Halb leer, halb voll, je nach Chris' Stimmungslage. Geduldig an Chris' Seite saß Paisley, sein Kongo-Terrier.

»Arbeitest du jetzt für das Scheißtourismusbüro?«, witzelte Chris. »Für mich sieht das wie ein grüner Kackehaufen aus. Kennst du die Mais-Werbung? Ho, ho, ho, Green Turd?«

»Dein Herrchen ist mal wieder die Liebenswürdigkeit in Person, was, Paisley?« Der Hund bewegte kurz die Ohren, ignorierte Karl jedoch mit dem ganzen Rest des Körpers. »Ihr seid euch verdammt ähnlich. Er hat deine Laune.«

Karl öffnete eine Packung Zigaretten, zerknüllte genervt das Zellophan und klopfte zwei Zigaretten heraus, von denen er eine Chris anbot. Beide Männer zündeten ihre Zigarette an, dann herrschte Stille. Man hörte lediglich die Laute rastloser Vögel und das gedämpfte Brummen des fernen Autoverkehrs.

»Und, was hast du über Wesley Milligan für mich?«, fragte Karl, der das Schweigen schließlich brach. »Weiß man, weshalb irgendwer drauf aus war, ihm drei Kugeln in den Hinterkopf zu jagen?«

Chris stieß Rauch zwischen übel aussehenden Zahnruinen aus, bevor er antwortete. »Ziemlich wenig. Ist ja nicht so, dass ich noch groß durch mein altes Revier hüpfen könnte, oder? Und niemand will was mit einem Spitzel zu tun haben ... Überraschung!«

»Hör zu, ich weiß, wie du ...«

»Nicht. Okay. Verschon mich mit diesem Ich-weiß-was-du-durchmachst-Schmus. Kapiert? Außer natürlich, jemand hätte dir mal einen Rollstuhl an den Arsch geklebt.«

»In letzter Zeit nicht«, gab Karl kopfschüttelnd zu.

»In zwei Jahren bin ich so drauf wie dieser verrückte Hawking, der auf dem Mond gewesen ist. Der kann heute nur noch wie ein Scheiß-Dalek reden.«

»Hawking? Du meinst Stephen Hawking? Der ist nicht auf dem Mond gewesen. Er hat schwarze Löcher entdeckt.«

»Schwarze Löcher. Wen juckt der Scheiß?« Chris schnippte die halb gerauchte Zigarette wütend auf das Gras, ohne sich um das »Haltet die Umwelt sauber«-Schild zu scheren. Funken stoben in alle Richtungen. »Weißt du, wie mich die ganzen Scheißkerle nennen?«

»Nein«, log Karl. »Wie?«

»Scheiß-Mitesser auf Rädern.«

Karl schüttelte gespielt angewidert den Kopf. »Ich dachte, es wäre nur Mitesser auf

Rädern. Ich hatte keine Ahnung, dass es *Scheiß-Mitesser* heißt.«

Chris drehte den Kopf und nagelte Karl mit Blicken fest. Einen Moment stand der alte Raubtierblick in Chris' Augen, mit denen er seine vor Angst starren Opfer betrachtet hatte, bevor er ihnen aus nächster Nähe in die Stirn schoss, als er noch als Auftragskiller für die hiesigen Gangster arbeitete. Doch der Ausdruck verschwand so schnell, wie er gekommen war, als wusste Chris, wie hoffnungslos ohnmächtig er jetzt wirkte.

»Du bist ein komischer Kerl, Karl. Nicht wie Frank Carson komisch; mehr wie Tommy Cooper komisch.«

»Soweit ich weiß, ist Tommy Cooper tot.«

Ein wölfisches Grinsen umspielte Chris' Lippen. »Stimmt genau ...«

Karl gefiel die Wendung nicht, die das Gespräch nahm, daher wechselte er schnell das Thema. »Hättest du Lust, im Cellar was essen zu gehen?« Er nickte zur Burg, dann fügte er hastig hinzu: »Allerdings habe ich gehört, das Essen dort soll Scheiße sein, wenn ich ehrlich bin.«

»Du bist immer noch derselbe elende Geizkragen«, sagte Chris und schnitt eine Grimasse. »Ich sollte dein Angebot annehmen, nur um dir die Tränen in die Augen zu treiben.«

»Das ist unfair. Ich bin so was von Pleite. Winkeladvokaten und eine raffgierige Exfrau bluten mich aus. Außerdem springt ja ein bisschen was für dich raus. Da würde ich mich nicht gerade als Geizkragen bezeichnen.« Karl hörte sich aufrichtig entrüstet an.

»*Bisschen* ist das entscheidende Wort. Ich musste gerade das ganze Geld aus meiner Lebensversicherung in eine ausgeklügelte Alarmanlage investieren. Dein Bisschen reicht nicht mal für 'ne Mausefalle.« Chris rieb sich nervös die hohe Stirn, als wollte er einen Dschinn beschwören.

Karl kannte die Geste. Er wartete.

Eine Galerie von Tätowierungen überzog Chris' muskulösen Oberkörper. Das herausragendste war ein Gitarre spielendes Heavy-Metal-Skelett auf seinem Unterarm. Bei genauerem Hinsehen entpuppte sich die Gitarre als enorme Erektion, die ihren Ursprung zwischen den Beinen des Skeletts hatte: ein Knochenmann mit hartem Knochen. Je mehr Chris über den Unterarm strich, desto mehr sah es so aus, als würde das Skelett in Zeitlupe onanieren. Die einzige Erektion, die ich heutzutage noch kriege, kommentierte Chris mit einem Lachen, als er Karl die Tätowierung vor zwei Jahren gezeigt hatte, kurz nach der Anklage wegen versuchten Mordes. Es war Karl schon damals aufgefallen, dass das Lachen vollkommen emotionslos klang.

»Okay, ich hab was«, sagte Chris. »Nicht viel, aber mehr, als dein Schleimbeutel von Schwager dir erzählen dürfte.«

»Werden wir nicht persönlich.«

»Persönlich? Du hast ja keine Ahnung. Wilson ist einer der Sieben Großen Wichser des Abendlandes.«

»Stimmt. Können wir jetzt zur Sache kommen? Bitte.«

Chris spuckte einen Tabakkrümel aus. »Wesley Milligan war Gerichtsdieners, bevor er die Karriereleiter noch weiter hinabstieg und zum Gefängniswärter wurde. Vor vielen Jahren arbeitete er überwiegend in Woodbank, dem Männer- und Frauengefängnis. Ich habe mit

einigen Bekannten gesprochen, die in dem Dreckloch sitzen mussten. Die haben mir gesagt, dass er die rechte Hand des Teufels war.«

Schweigen.

Auf einem Baum beobachtete ein neugieriges Eichhörnchen mit zum Fragezeichen gekrümmten Schwanz die beiden Männer.

»Und? Das war's? Ein Dreckskerl? Das ist die Neuigkeit?«, fragte Karl. »Komm schon, Chris, da hast du doch mehr drauf.«

Seufzend fuhr Chris fort. »Er und ein paar seiner Kumpels haben einige der weiblichen Insassen anschaffen geschickt, meist die auf Drogen, und für Privatpartys gewichtiger *Personen des öffentlichen Lebens* vermietet.«

»Was für *Personen des öffentlichen Lebens*?«

»Drecksäcke aus Politik, Justiz und Klerus – und natürlich Bullen.«

»Ich wage dem zu entnehmen, dass deine Wertschätzung für diese Stützen der Gesellschaft gering ist?«

»Den meisten dieser Bluteigel wäre ein früher Tod zu wünschen. Schon mal einen von den Dreckskerlen einen Gebrauchtwagen fahren sehen?«

»Schon klar.«

Karl kratzte sich am Hintern und fragte sich, ob er nicht endlich kapitulieren, seinen Widerwillen überwinden und einen Arzt aufsuchen sollte.

»Ich will dich weder ärgern noch beleidigen, Chris, aber das hört sich doch alles recht an den Haaren herbeigezogen an. Die Einzige, die du nicht erwähnt hast, war Mutter Teresa. Ganz sicher, dass du nicht ein wenig übertrieben hast, damit sich die Informationen wichtiger anhören?«

»Friss oder stirb.«

»Und überhaupt, du willst mir einreden, dass man die Frauen einfach jeden Tag rausgelassen hat und sie freiwillig zurückgekehrt sind? Warum sind sie nicht einfach abgehauen, als sie aus dem Gefängnis raus waren?«

»Du bist so ein misstrauisches Aas, dass du schon wieder naiv bist.« Chris wirbelte gekonnt mit dem Rollstuhl herum und fuhr Karl über die Zehen, worauf dieser das Gesicht verzog. »Die wurden mit kleinen Mengen H bezahlt, du Penner. Die wären so treu wie Brieftauben gewesen, nur um ihren Fix zu kriegen. Sie wollten einfach nur ins Hühnerhaus zurück und ihre nächste Ration. Außerdem waren die meisten sogenannte illegale Einwanderer – welcher Teufel sie allerdings geritten hat, hierherzukommen, in diesen Pickel auf Gottes Arsch, ist mir ein Rätsel.«

»H? Du meinst Heroin?«

»Nein, ich meine das Happy Meal bei McDonald's.«

Karl bewegte die Hand von seinem Hinterteil zum Gesicht und kratzte sich den Zweitagesbart.

»Ich schätze, was du da erzählst, klingt auf verquere Weise logisch.«

Chris trank einen Schluck Wein, spülte die Zähne, schluckte und streckte den Arm aus, damit Karl ihn sehen konnte. Eine Landschaft kleiner Krater, übel mit Nadelspuren und

Schwären übersät. »Logik hat damit nichts zu tun, nur die harten Fakten des Lebens. Einmal süchtig, immer süchtig. Sucht ist der Schatten, der dir immer folgt. Dreht man sich um, ist er fort. Aber natürlich ist er nie richtig fort.«

»Wie ist es heute dort? In Woodland?«

»Wegen der ganzen Scheiße, die da gelaufen ist, haben sie die meisten – wenn nicht alle – der alten Aufseher dort abgelöst. Kürzlich wurde ein neuer Direktor namens George Hanna berufen, aber in Wahrheit hat ein Oberaufseher namens Lange das Sagen. Langes bevorzugte Droge heißt J. M. H., wurde mir gesagt.«

»J. M. H.? Was soll das denn für eine Droge sein?«

»Junge Männliche Häftlinge. Er mag sie fleischig, aber glatt. Wie in Eiscreme getunkte Würstchen.«

»Sehr appetitlich. Muss ich mir merken, damit ich das nicht mal versehentlich bestelle.«

Das neugierige Eichhörnchen betrachtete Karl, der wiederum das Eichhörnchen betrachtete. Angewidert sah Karl, dass es sich heftig an den Eiern kratzte.

Karl nahm drei Zwanziger aus der Tasche und betrachtete sie einen Moment, dann ließ er einen verstohlen wieder in der warmen Tasche verschwinden.

»Hier.« Die beiden verbliebenen Zwanziger gab er Chris.

Chris nahm sie. »Wie großzügig. Endlich kann ich Belfast verlassen und mich im sonnigen Portugal niederlassen.«

»Weißt du, was man über Belfast sagt? Man kann es leicht verlassen, aber nur schwer wegbleiben«, antwortete Karl und sah auf die Uhr. »Ich muss mich verabschieden. Willst du sicher keinen Happen essen?«

»Nein. Mein Terminplan ist voll. Muss los. Hab noch so viele Hände zu schütteln.« Chris' Lächeln hätte die Haut von einer Kackwurst schälen können. Er trank tapfer noch einen Schluck Wein. »Du hast deine gute Tat für heute getan und kannst dich getrost verpissen.«

Chris' Elend bohrte sich direkt in Karls Mark, und da Karl stets fest entschlossen war, sich niemals allzu lange von, wie er sich ausdrückte, hinderlichen Emotionen ablenken zu lassen, rüstete er zum Aufbruch.

»Ich muss dann los, da warten Kunden im Büro auf mich. War ein interessanter kleiner Plausch ...«

»Klar war's das«, sagte Chris, legte den Kopf in den Nacken und ließ die Kehle mit Wein volllaufen, dann schloss er die Augen wie ein Ertrinkender.

»Scheint mir nicht ratsam, so viel zu trinken, wenn man noch fahren muss«, sagte Karl und knöpfte den Mantel bis zum Kragen zu.

»Klugscheißerst du etwa?«

»Ich bin klug genug zu wissen, dass ich besser nicht klugscheißere.«

»Soweit ich weiß, braucht man für einen Rollstuhl keinen Führerschein.«

»Was ist mit dem Auto, das du bekommen hast?«

»Haben die mir weggenommen.«

»Warum?«

»Haben mich alle halbe Meile bei Kontrollen angehalten. Die sagten, da ich ständig betrunken wäre, sei ich eine Gefahr hinterm Steuer. Blödsinn. Noch so eine Schikane von

den Wichsern.«

»Ich kann dich nach Hause fahren.«

Chris ging nicht auf das Angebot ein. Stattdessen tätschelte er Paisley den Kopf.

Karl dachte darüber nach, was Chris gerade gesagt hatte.

»Mit ›die‹ meinst du die Polizei?«

»Du hast es echt drauf, Fragen zu stellen, deren Antwort du schon kennst«, antwortete Chris. »Das war eine Warnung von denen. Die haben Angst, ich könnte in meinem Buch etwas über sie und ihre Methoden schreiben.«

»Buch?« Plötzlich hatte Karl es nicht mehr so eilig wegzukommen. »Ich wusste gar nicht, dass du ein Buch schreibst.«

»Memoiren.« Chris nickte ergeben. »Ein paar Kapitel habe ich schon fertig.«

»Hast du einen Verlag?«

»Ja.«

»Das ist großartig ...« Neid schnürte Karl die Kehle zu. Er wollte ihn ausspucken, doch der Kloß in seinem Hals wich nicht.

»Burrger und Goldman.«

*Verdammt!* »Die sind groß ...«

»Ja. Sieh mich nur an, ich hab's geschafft. Ich könnte glatt einen Freudentanz aufführen.«

Karl schenkte Chris' bitterem Sarkasmus keine Beachtung. Er sah, wie sich Chris' Buch in den Schaufenstern stapelte. Innerlich weinte Karl.

»Ernsthaft, Chris, das ist großartig.«

»Großartig ...«

»Hast du einen Agenten?«

»Einen Agenten? Soll das ein Witz sein? Du solltest dieses Wort in meiner Gegenwart nicht gebrauchen.«

»Ich meine einen *Literaturagenten*.«

»Nein, die Verleger haben sich direkt mit mir in Verbindung gesetzt und mich gefragt, ob ich mir vorstellen könnte, in Erwägung zu ziehen, meine Memoiren zu schreiben. Ich habe ihnen drei Kapitel geschickt. Am Rest arbeite ich noch. Ist ziemliches Stückwerk. Ich konnte mich in letzter Zeit nicht so gut konzentrieren.«

Karl schüttelte fassungslos den Kopf und fragte sich, warum er nie eine der Chancen bekam, die allen anderen offenbar in den Schoß fielen.

»Ich könnte dein Agent sein«, erbot sich Karl. »Viele Verleger sind hinterlistige Dreckskerle. Ich kenne mich ein wenig in der Verlagswelt aus.« Der letzte Satz klang verbittert.

»Du kennst dich in der Verlagswelt aus?« Chris setzte eine Dass-ich-nicht-lache-Miene auf.

»Viel mehr, als du glaubst. Ich verfüge über einen reichen Schatz an ... Erfahrung, um deine Karriere zu fördern. Hier ist meine Karte.« Karl zauberte eine Visitenkarte hervor.

»Was soll das? Ich hab schon eine.«

»Schick sie an Burrger und Goldman. Die werden beeindruckt sein. Die wissen, dass du dir nichts von denen gefallen lässt, wenn sie erfahren, dass du mich als deinen Agenten

verpflichtet hast. Ich beschaffe dir sämtliche Medienkontakte, die du brauchst.«

Chris sah die Karte an, dann Karl direkt in die Augen. »Warum nur habe ich das Gefühl, dass du das viel mehr willst als ich? Was steckt dahinter?«

»Ach ... Eine lange Geschichte.«

»Ich denke darüber nach.« Chris nahm die Karte und steckte sie in eine kleine Tasche an der Seite seines Rollstuhls.

»Mehr verlange ich nicht; dass du darüber nachdenkst. Nicht mehr und nicht weniger.« Karl lächelte. »Hast du schon einen Titel für deine Memoiren?«

»Darüber hab ich noch nicht groß nachgedacht.«

»*Töten, um zu leben.*«

»Was?«

»*Töten, um zu leben.* Das ist ein Hammer-Titel – und ich berechne dir nicht mal was dafür.«

»Du hast Nerven.« Chris schüttelte den Kopf. »Dir ist hoffentlich klar, wenn das mit meinem Buch publik wird, dürfte keiner, der mit mir zu schaffen hat, mehr eine Einladung zum Polizeiball bekommen.«

»Ich tanze wahnsinnig ungern mit Polizisten – zu viele Schlagstöcke, die im Takt der Musik schwingen. Egal, warte nur ab, bis ich loslege«, versprach Karl. »Töten ist in der Verlagswelt ein großes Geschäft. Vertrau mir.«

Plötzlich überzog ein dürres Lächeln Chris' Gesicht. »*Vertrau mir.* Als ich diese zwei Worte das letzte Mal gehört habe, hat mir jemand sechsmal in den Scheißrücken geschossen ...«

# Kapitel Sieben

»Feige Hunde bellen am lautesten.« John Webster, *Der weiße Teufel*

Karl drückte den Klingelknopf, hörte aber keinen Laut, auch im Inneren des Hauses nicht. Er klopfte zweimal an die Tür. Keine Reaktion. Er wartete ein paar Sekunden und versuchte es dann erneut.

»Was zum Teufel soll der Lärm?«, brüllte ein aufgebrachter junger Mann, der die Eingangstür plötzlich weit aufriss. »Wir kaufen nichts. Und jetzt verpiss dich, bevor ich richtig sauer werde und dir eine reinhauen muss, Alter.«

Der zornige junge Mann war gebaut wie der sprichwörtliche Schrank. Er trug ein verdrehtes, zwei Nummern zu kleines T-Shirt, um den Sylvester-Stallone-mäßigen Oberkörper zu betonen. Lepröse Tätowierungen bedeckten seine unwirklichen Popeye-Arme.

»Ist deine Mutter da?«, fragte Karl mit ruhiger, sachlicher Stimme.

»Was?« Der zornige junge Mann verzog das Gesicht.

»Deine Mutter? Ist sie zufällig ...?«

Unvermittelt holte der zornige junge Mann aus und schlug nach Karls Kopf. Glücklicherweise hatte er zu viele Steroide intus, die ihn langsam machten; Karl duckte sich mühelos weg, packte den Arm noch im Schwung, und drehte dem zornigen jungen Mann den Arm auf den Rücken.

»Ganz ruhig, Bürschchen«, fauchte Karl dem zornigen jungen Mann in das beringte Ohr.

»Loslassen! Du bist so was von fällig – aaah!«

»Du musst dich beruhigen, Bürschchen. Andernfalls wandert dein Arm noch höher. Kapiert?« Karl drückte den Arm noch weiter nach oben.

»Aaah! Drecksack!«

»Kapiert?«

»Jaaa.«

Plötzlich kam eine Frau den Flur entlanggestürmt; sie trug einen ehemals weißen Bademantel, der viel von ihrem Busen sehen ließ. Das Haar hatte sie unter einem turbanähnlichen Handtuch verborgen, ihre Haut war rot vor Wut und heißem Wasser.

»Thomas! Hör sofort auf! Hast du mich verstanden?«

Thomas murmelte kaum verständlich. Dass dieser Dreckskerl angefangen und ihn überrumpelt hätte.

»Sie können ihn jetzt loslassen«, sagte die Frau mit aufmunternder Stimme zu Karl.

»Ganz sicher? Ich würde es nur ungern sehen, wenn sich Thomas die Knöchel an meinem faltigen Gesicht aufschürft.«

»Lassen Sie ihn los«, wiederholte sie barsch, verschränkte drohend die Arme und wartete darauf, dass man ihr gehorchte.

Karl roch Reste von Talkumpuder und Shampoo an der Frau, als er Thomas in den Flur schubste.

Thomas wirbelte sofort herum und sah Karl wütend an. Sein Gesicht verriet Karl, dass der zornige junge Mann auf Vergeltung aus war.

»Ich würde mir das zweimal überlegen, Thomas«, mahnte Karl.

»Geh rein, Thomas ... bitte ... sofort«, befahl die Frau, deren Gesicht mit jeder Sekunde dunkelroter anlief.

»Er hat angefangen, Margaret«, murmelte Thomas und schlurfte den Flur entlang, wobei er einen ununterbrochenen Schwall an Verwünschungen ausstieß. »Pass bloß auf, alter Mann. Ich vergesse nie ein Gesicht.«

»Ich vergesse auch nie ein Gesicht, Thomas, aber in deinem Fall mache ich gern eine Ausnahme«, antwortete Karl.

»Wer zum Teufel sind Sie, und was wollen Sie?«, fragte Margaret, stellte sich halb hinter die Haustür und zog den Bademantel zu, als wäre ihr eben erst aufgegangen, was für einen Eindruck sie auf diesen fremden Störenfried auf ihrer Schwelle machen musste.

Karl zog eine Visitenkarte hervor und zeigte sie Margaret. Sie sah die Karte an, nahm sie jedoch nicht.

»Karl Kane. Ich bin Privatdetektiv und untersuche den Mord an Ihrem Mann, Mrs Milligan.«

Die Antwort der sichtlich verärgerten Margaret fiel eisig aus. »Exmann. Und es heißt nicht mehr Milligan. Es heißt Boland.«

»Das tut mir leid, Ms ... Boland«, sagte Karl und nahm ein kleines schwarzes Notizbuch zur Hand. »Ob ich wohl reinkommen dürfte? Ich würde Ihnen gern ein paar Fragen stellen.«

»Nein, Sie dürfen nicht reinkommen. Was immer Sie zu fragen haben, fragen Sie es hier, und dann gehen Sie wieder. Es ist scheißkalt.«

Karl schlug unbeirrt das Notizbuch auf und betrachtete die ausgewählte Seite. »Hatte Ihr Ma... hatte Ihr Exmann Feinde, von denen Sie wissen, Margaret?«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Absolut.«

»Etwa fünfhundert.«

»Bitte?«

»Häftlinge. Ex- und immer noch inhaftierte. Er war Gefängnisaufseher, wie Sie vielleicht wissen. In dem Beruf macht man sich keine Freunde. Nur Feinde.«

Karl kritzelte hastig etwas in den Block, dann sah er Margaret an. »Hat er von einem der Häftlinge Drohungen bekommen, von denen Sie wüssten?«

Margaret kniff einen Moment den Mund zu und öffnete ihn dann wieder. »Oh, die hat er bekommen. Und er hat jede einzelne verdient, der Dreckskerl. Wesley Milligan war ein Schläger, dem Gewalt innerhalb wie außerhalb des Gefängnisses Spaß gemacht hat.« Sie lachte gezwungen.

Der festen Überzeugung, dass sich in Gelächter häufig wahre Offenbarungen verbergen, blickte Karl in Margaret Bolands Augen und sah das Misstrauen einer Frau, die selbst viel durchmachen musste. »Es betrübt mich, das zu hören ... Margaret.« Er klappte das Notizbuch zu. »Ich denke, damit sind alle wichtigen Fragen beantwortet. Entschuldigen Sie den unschönen Zwischenfall vor Ihrer Haustür. Geben Sie auf sich acht.« Er wandte sich ab.

»Moment noch«, sagte Margaret unerwartet, öffnete die Eingangstür ganz und hielt sich

den Kragen des Bademantels mit der Hand zu. »Kommen Sie meinetwegen rein. Ich vermute, Sie hätten nichts gegen eine Tasse heißen Tee?«

Karl lächelte. »Das wäre nett. Aber dann muss ich wieder los.«

»Aber erst, wenn ich Ihnen alles über Wesley Milligan erzählt habe ...«

# Kapitel Acht

»There may be trouble ahead ...« Irving Berlin, *Let's Face the Music and Dance*

Karl tippte die ganze Zeit, während er Naomi die Begegnung mit Margaret Boland schilderte, nachdem er später am Abend ins Büro zurückgekehrt war. »Alles lief wie am Schnürchen, bis ich ins Fettnäpfchen trat und ihr sagte, dass ich den zornigen Thomas Blackburn für ihren Sohn hielt.«

»Woher hättest du es wissen sollen? Außerdem ist so ein Altersunterschied keine große Sache mehr. Oder? Sieh uns an.« Naomi grinste. »Weshalb genau war ihr jugendlicher Stecher denn im Knast?«

»Totschlag. Hat vor vier Jahren im Streit einen Zechkumpan umgebracht. Mit einer Weinflasche erschlagen. Die Bewährungskommission hielt ihn für bekehrt und ließ ihn vor drei Monaten raus.« Ein zynisches Lächeln erhellte Kanes Gesicht. »Wenn er tatsächlich bekehrt ist, würde ich ihn nur ungern vom rechten Weg abbringen. Er ist wie ein nervöser, mit Testosteron vollgepumpter Löwe auf der Pirsch. Im Gefängnis pflegte er offenbar sehr freundlichen Umgang mit einem Gentleman, der sein Würstchen gern in Eiscreme tunkt.«

»Was?«

»Nichts. Nur ein schlechter Witz.«

»Was hat dir Margaret Boland über ihren verstorbenen Mann erzählt?«

»Jekyll und Hyde. So hat sie ihn beschrieben. Eigentlich mehr Hyde als Jekyll. Als sie vor einigen Jahren andeutete, sie würde ihn verlassen, steckte er ihr eine Waffe in den Mund, drückte ab und versicherte ihr, beim nächsten Mal würde eine Kugel in der Kammer sein. Aber warum tauscht sie ein Extrem gegen das andere? Einen Wärter gegen einen Häftling. Das ergibt keinen Sinn.«

»Zweifellos die höchste Form der Rache. Nach allem, was du sagst, war Wesley Milligan nicht gerade ein besonders netter Mensch und hat sie jahrelang körperlich und seelisch missbraucht. Auf die Weise zahlt sie es ihm gewaltig heim. Sie begehrt gegen alles auf, was ihm etwas bedeutet. Die Hölle selbst kann nicht wüten wie eine verschmähte Frau. Wenn du mich fragst, hätte sie dem Dreckskerl im Schlaf die Eier abschneiden sollen.«

Karl griff sich unwillkürlich in den Schritt und verzog das Gesicht, als würde er die Schmerzen selbst spüren. »Sag, was du willst, aber drück dich bitte etwas gewählter aus. Du hörst dich an wie eine Figur aus einem meiner bis dato noch unveröffentlichten Romane.«

»Okay. Das ist vielleicht ein bisschen extrem, aber sie hätte ihm die Waffe in den Mund stecken, sich vergewissern sollen, dass die Kammer nicht leer ist, und dann zweimal abdrücken, um ganz sicher zu sein.«

»Jemand hat ihn tatsächlich erschossen – allerdings mit drei und nicht zwei Kugeln. Wo warst du in der Nacht, als er ermordet wurde?«

»Mit einem alten Perversling, der doppelt so alt ist wie ich, in der Kiste. Wann hat sie denn endlich den Mut gefunden, das alte Aas zu verlassen?«

»Letztes Jahr, sagt sie. Zur selben Zeit, als der zornige Thomas in ihr Leben trat.«

»Oh ...«

»Oh, kann man wohl sagen. Genau das Wort, das mir in den Sinn kam, als sie es mir erzählte. Sehr passend. Sie hatte etwas gemeinnützige Arbeit geleistet, als man sie bat, einen Workshop für eine Gruppe ehemaliger Sträflinge zu leiten. Sie behauptet, anfangs habe sie gezögert, dann aber beschlossen, einen Versuch zu wagen. Und ehe sie sich versah, befand sie sich auf der Straße nach Damaskus – auch wenn sie vermutlich die M 1 meinte, die zum Gefängnis Woodbank führt.«

»Glaubst du, ihr jugendlicher Liebhaber hat etwas mit dem Mord an Milligan zu tun? Dass sie ihn womöglich dazu angestiftet hat?«

»Je mehr ich über Milligan erfahre, desto geneigter bin ich, den Mann zu verabscheuen – tot oder lebendig. Steckt der zornige Thomas mit drin? Wäre denkbar ...«

Plötzlich bemerkte Karl den großen Umschlag, der an einer Lampe auf dem anderen Tisch lehnte.

»Der kommt mir bekannt vor.«

»Der kam, während du weg warst ...« Widerwillig reichte Naomi Karl die Postsendung. Drei Kapitel seines jüngsten Manuskripts retour, augenscheinlich unberührt.

»Sieht aus, als hätten die Drecksäcke es nicht mal geöffnet«, sagte Karl und warf den Umschlag auf das Sofa. »Zum Glück bin ich so dickhäutig wie ein Rhinoceros.«

Naomi küsste ihn sanft auf die Wange. »Fast hättest du mich getäuscht. Aber vielleicht hat er sein Ziel gar nicht erreicht? Weißt du noch, die Weihnachtskarte, die wir mal im Juli bekommen haben?«

Karl lächelte. »Du bist lieb und meine größte Stütze. Und etwas zu trinken soll dein gerechter Lohn sein. Reich mir den Mantel, Liebste. Erst die Begegnung mit Margaret Bond und nun diese Ablehnung meines Manuskriptes – ich bin vernichtet. Zeit, in Selbstmitleid zu zerfließen. Auf ins Billy Holidays.«

Billy Holidays, das von vielen als Belfasts beste Bar für Schwule und Transsexuelle betrachtet wurde, lag unweit der Hauptzufahrtsstraße in das nahe am Stadtkern gelegene, lebendige Cathedral Quarter. Günstigerweise war sie auch nur wenige Minuten zu Fuß von Karls Büro-Apartment entfernt.

Die Nacht war plötzlich gedämpft und still geworden, nur das leiseste Flüstern des Verkehrs war im Hintergrund zu hören. Die aussätzigen Bordsteine, die Karl und Naomi mieden, wurden gerade von einem nächtlichen Arbeitertrupp aufgehübscht. Dunkle Pfützen auf dem unebenen Bürgersteig markierten den Weg zum Billy Holidays.

Vor dem Pub wies eine mit bunter Kreide vollgeschriebene Tafel auf kommende Karaoke- und Bingo-Großereignisse hin, von kulinarischen ganz zu schweigen: *Jeden Mittwoch: Georgina Michael Song Contest! Bungo Bingo! Mach dich jeden Dienstag und Donnerstag – und dazwischen, wenn du dich traust – über unsere weltberühmten Eier her!*

Der Königin des Billy Holidays, eine perfekt gebaute Transsexuelle namens Ivana Trampp, war ganz in den Anblick eines baumlangen, durchtrainierten, blendend aussehenden jungen Mannes in Lederkluft vertieft, als Karl und Naomi zur Tür hereinspazierten.

»Naomi!«, sang Ivana, rauschte dem Duo entgegen und schwang dabei derart die Hüften,

dass es zum Fürchten war.

»Hallo, Ivana«, sagte Naomi herzlich, während sie und Ivana sich angedeutete Küsschen auf die Wangen hauchten.

»Wie geht's, Ivana?«, fragte Karl und winkte einem Kellner am anderen Ende der Bar zu.

»Beschissen. Aber das kümmert dich ja nicht.«

»Möchtest du was trinken?«, fuhr Karl fort.

»Hat der Hulk grüne Eier?«, konterte Ivana. »Man fragt eine Dame nie, *niemals*, ob sie etwas trinken möchte, sondern bestellt einfach und lässt das Glas neben ihre anmutigen Hände stellen, damit sie es wohlwollend in Erwägung ziehen kann.«

»Das Übliche? Wodka Orange?«, fragte Karl.

»Nein. Heute Abend nicht. Ich nehme einen Whiskey – pur. Einmal die Woche ist eine Abweichung gestattet. Außerdem habe ich es satt, dass die hiesigen Homosexuellen sich andauernd ungebeten aufdrängen und einem die Kerben ihrer Eroberungen auf ihren kümmerlichen Pimmelchen zeigen wollen – den vollen zehn Zentimetern. Ihre Grausamkeit wird denen von Frauen immer ähnlicher – Anwesende selbstredend ausgeschlossen.«

»Selbstredend«, sagte Naomi lächelnd.

»Warum versuchst du es nicht mal mit einem richtigen Mann? Mann kann nie wissen ...«, schlug Karl mit einem Grinsen vor.

»Ich war mal ein richtiger Mann. Weißt du nicht mehr?«, entgegnete Ivana frostig. Dann wandte sie sich an Naomi und fuhr fort. »Ich begreife nicht, was du an ihm findest, Süße. Sein mangelndes gutes Aussehen wird durch zu viele unansehnliche Beulen wettgemacht. Sein Haar ist schütter, er ist alt und hat den Kleidungsgeschmack von Attila dem Hunnen.«

Naomis Lächeln verrutschte. Karl suchte nach einer schnippischen Antwort, ließ sie jedoch unausgesprochen, wusste er doch, dass er im Angesicht der Königin der ätzenden Retouren auf verlorenem Posten stand.

Der Kellner kam und verzog sich hastig und ohne Trinkgeld wieder. Ivana, die seinen Hüftschwung bewunderte, sagte: »Frisch und so lecker ... Beine wie Anakondas.«

»Was macht dein Liebesleben, Ivana?«, fragte Naomi.

»Es gab eine Zeit, Süße, da bekam ich mehr Ärsche zu sehen als eine durchschnittliche Toilette. Heute sind meine Affären wie eine Toilette. Sie enden immer beschissen.«

»Danke für diese wunderbaren Bilder, Ivana«, unterbrach Karl sie und trank einen Schluck Brandy, ehe er fortfuhr. »Sind in jüngster Zeit neue Talente in der Stadt aufgetaucht?«

»Talente? Ooooooh. Fragst du einfach so, oder hast du tatsächlich Hoffnung?«

»Einfach so. Jemand Auffälliges?«

Ivana lachte und machte eine weit ausholende Geste. »Auffällig? Wie auffällig hättest du es denn gern? Da brauchst du nicht lange zu suchen.«

»Ich spreche von neuen Gesichtern. Könnte ein Transvestit sein. Gut aussehend. Möglicherweise etwas muskulös. Vielleicht ein Fitness-Fan. Bleibt gern für sich. Hat eine Vorliebe für ältere Männer. Einzelgänger. Trinkt Drambuie.«

»Mein perfekter Stecher – mit Ausnahme dieser Vorliebe für alte Männer.« Ivanas Stimme hatte einen unendlich gelangweilten Unterton. »Hört sich ganz so an, als wärst du hinter einem Ständerschmuggler her.«

»Was ist denn ein Ständerschmuggler?«, fragte Naomi und trank von ihrer Bacardi-Cola.

»Eine Transe, Süße, du Unschuld vom Lande.«

»Nein«, antwortete Karl und schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass wir nach einer Transe suchen. Nicht in diesem Fall.«

»Was ist mit diesem Gestapo-Arschloch, McKenzie?«, fragte Ivana hämisch. »Warum fragst du nicht den?«

»Bulldog? Was ist mit dem?«, fragte Karl, der plötzlich eine unerklärliche Kälte in der Magengegend spürte.

»Er war in letzter Zeit oft abends hier und hat alle belästigt. Der Drecksack hat sogar die Stirn besessen, mich abzutasten, um mich angeblich nach Drogen zu durchsuchen, und hat mich dann doch tatsächlich in aller Dreistigkeit gefragt, ob ich es nicht bereue, dass ich meine Banane und die zwei Mandarinen gegen eine Pflaume eingetauscht habe. Er ist so ein grauenhafter Kretin. Warum ist er so, Karl?«

Karl zuckte die Achseln. »Weibisches kommt in Wilsons Team nicht so gut an. Übertriebene Maskulinität ist Voraussetzung für die Mitgliedschaft im Klub der Harten Hunde. Ich würde keinen Gedanken an die verschwenden, Ivana. Sie sind es einfach nicht wert. Ich sag dir was. Wenn er dich hier drin das nächste Mal belästigt, ruf mich an, ja?«

Ivana schlang die Arme um Karls Hals, drückte ihm einen feuchten Kuss auf die Wange und sagte so laut, dass alle es hören konnten: »Ich liebe diesen groben Klotz von einem Mann. Wären doch nur alle Männer wie er, dann wäre ich auch einer geblieben!«

»Karl hat recht, Ivana. Lass dich nicht von McKenzie ärgern«, sekundierte Naomi und hielt Ivanas Hand. »Leute wie der bekommen immer ihre gerechte Strafe. Ist doch so, Karl?«

Karl bestellte eine zweite Runde und wich damit der Frage aus. Tief im Inneren glaubte er, dass Leute wie McKenzie nie ihre gerechte Strafe erhielten.

»Hast du den Kerl jemals lächeln sehen, mit seinem schwarzen Zahnfleisch und den verfaulten Zähnen?«, fuhr Ivana fort und sah sich misstrauisch um, als befürchtete sie, dass Bulldog sie irgendwo in dem spärlich beleuchteten Raum beobachtete. »Seine hässliche Visage ist wie eine Piñata, man sollte so oft wie möglich und so fest wie möglich reinschlagen.«

»Ganz im Gegensatz zu dir, Ivana«, sagte Naomi. »Du bist ein wunderbarer Mensch – innerlich wie äußerlich.«

Ivana genoss die Aufmerksamkeit, fuhr plötzlich mit sanfter, einladender Stimme fort und strich Naomi über die Wange. »Wäre ich doch nur wieder ein Mann, Süße. Was würde ich nicht alles mit dir anstellen.«

»Finger weg«, sagte Karl und bestellte schnell noch eine Runde vor der Sperrstunde.

Keine Stunde später verließen Karl und Naomi die herzliche Wärme des Billy Holidays und traten in die Vollmondnacht hinaus. Die kalte Luft wirkte noch frostiger als zuvor. Die Straßen waren dunkler und von einer ungreifbaren Aura schleichenden Grauens umflort. Ein Grauen, das man niemals unterschätzen sollte, wie Karl im Lauf der Jahre gelernt hatte. Er respektierte es.

»Das war ein netter Abend, Karl, oder nicht? Ich hätte Ivana die ganze Nacht zuhören

können. Sie ist zum Schießen«, sagte Naomi und drückte sich fester an Karl. »Es ist so kalt. Ich kann es kaum erwarten, dass zu Hause etwas von dieser männlichen Körperwärme über mich kommt.«

»Ich auch nicht. Wenn ich einen Mann finde, der mir etwas davon abgibt.«

»Wie du dich bei Ivana über Wilsons Team geäußert hast. Warum, um alles auf der Welt, hast du dich je um eine Stelle als Polizist beworben? Du bist nicht wie die. Ganz im Gegenteil.«

»Fang nicht wieder an zu streiten, Naomi. Bitte ...«

»Wir haben keinen Streit.«

»Aber es endet meist mit einem«, seufzte Karl, ehe er klein beigab. »Ich war naiv, vermutlich habe ich zu viel Kojak im Fernsehen gesehen und dachte, die Guten wären tatsächlich die Guten, ohne zu ahnen, dass sie auch die Bösen sein könnten. Okay?«

»Wer ist Kojak?«, fragte Naomi.

»Jetzt fühle ich mich so alt, wie ich bin. Der war ein kahlköpfiger Bulle, der dauernd Lollys gelutscht und gesagt hat: Entzückend, Baby!«

»Das ist ja krank. Klingt mir mehr nach einem Pädophilen als einem Polizisten. Und das lief im Fernsehen?«

»Zur besten Sendezeit. Ich habe ein dunkles Geheimnis, das ich dir jetzt beichten werde, Naomi, aber du musst mir versprechen, dass du nie ein Sterbenswörtchen davon verrätst, ja?«

Naomi fuhr mit ernster und flüsternder Stimme fort. »Du weißt, ich würde nie etwas preisgeben, das sich zwischen uns abspielt.«

»Okay. Denn wenn das rauskommt, bin ich erledigt.«

Naomi nickte. »Okay.«

»Ich wollte immer Telly Savalas sein – nur mit Haar. So. Jetzt ist es raus.« Karl lächelte.

»Telly, wer? Karl, wie viele Brandys hast du gekippt, während ich auf dem Klo war?«

Plötzlich ertönte Karls Handy in seiner Tasche.

»Wer zum Teufel ruft mich denn mitten in der Nacht an?« Er nahm das Telefon zur Hand, betrachtete das Display und entzifferte mühsam: *Di beob8n dich. Gib8. Vrst. Trauk1em.* »Das ist eine dieser verfluchten Textverstümmelungen, nichts als Kauderwelsch. Ich habe keinen Schimmer, wie man das entziffert – und der Brandy hilft auch nicht gerade.«

»Lass mal sehen«, sagte Naomi und nahm Karl das Telefon ab.

Langsam verschwand Naomis Lächeln.

»Was ist das, Naomi? Eine geheime Botschaft von einer heimlichen Verehrerin?«

»Vermutlich ein schlechter Scherz.«

»Was heißt das denn?«

»Die beobachten dich. Gib acht. Vorsicht. Traue keinem.« Sie erschauerte. »Sehr unheimlich.«

»Mach dich nicht verrückt. Vermutlich ein pickeliger Halbwüchsiger, der in einer kalten, einsamen Nacht nichts Besseres zu tun hat, als Leute zu nerven«, sagte Karl mit einem Lächeln. »Komm. Gehen wir nach Hause und suchen uns den wärmenden Mann.«

»Ja«, sagte Naomi und schmiegte sich enger an Karl. »Das machen wir.«

»Entzückend, Baby!«, sagte Karl mit seiner besten Telly-Savalas-Stimme.

»Nicht, Karl. Das ist gruselig.«

»Ich brauch nur einen Lolly ...«

# Kapitel Neun

»Lasst uns kein imaginäres Böses erfinden, wo es doch mehr als genug reales gibt.« Oliver Goldsmith, *The Good-Natured Man*

Am nächsten Morgen öffnete das Büro für den ersten Kunden des Tages.

»Karl? Mister Munday möchte dich sprechen«, sagte die lächelnde Naomi, die ein himmelblaues T-Shirt mit der Aufschrift *Realität ist ein Zustand, der durch Mangel an Drogen hervorgerufen wird* trug.

»Du bist wie ein Hai, was den Geruch von Geld anbelangt. Lass ihn rein«, sagte Karl und schnäuzte sich lautstark. Seine Stirnhöhlen schlossen sich heute noch früher als sonst.

Wenige Augenblicke später trat Munday ein und nahm unaufgefordert Platz.

»Und? Was haben Sie für mich?«, fragte Munday.

Karl holte einen dicken Stapel Blätter aus der obersten Schublade seines Schreibtischs. Mit gewichtiger Stimme las er daraus vor. »Der Name des unglücklichen Mannes ist Wesley Milligan, ein ehemaliger Aufseher der Haftanstalt Woodbank. Er quittierte den Gefängnisdienst vor rund einem Jahr und verschwand danach praktisch spurlos. Margaret, seine geschiedene Frau, behauptet, dass sie ihn seitdem nicht mehr gesehen hat.«

Karl blickte auf, um Mundays Gesichtsausdruck zu sehen. So leer wie der größte Teil der Seiten in Karls sogenanntem Bericht. Er fuhr mit der Lektüre fort. »Die Frau ließ wenig bis gar keine Gefühlsregungen erkennen, als sie über den Tod ihres Ex informiert wurde, heißt es im Polizeibericht.«

»Steht sie unter Verdacht?«, fragte Munday.

Karl entging nicht, dass sich Mundays Tonfall verändert hatte. »Nicht per se, aber die Polizei hat ›weiterhin Interesse‹ an ihr, wie ich einem Berichte entnehmen konnte – übrigens illegal und unter enormem Risiko für meine Person, wie ich anmerken möchte.«

»Vier Zucker, schwarz, Mister Munday? Richtig?«, fragte Naomi, die die Tür mit dem Hintern aufstieß, eintrat und die Kaffeetassen abstellte. »Und dazu einige ballaststoffreiche Biskuits.«

»Danke«, sagte Munday.

Ein paar Sekunden später verließ Naomi immer noch lächelnd das Zimmer.

Munday nippte zaghaft an dem dampfenden Kaffee. »Wie ist Milligan gestorben?«, fragte er. »Das haben Sie noch nicht erwähnt.«

»Darauf wollte ich gerade kommen«, antwortete Karl, nahm selbst einen Schluck Kaffee und verspürte Erleichterung, als der Dampf die Schmerzen in den Stirnhöhlen linderte. Er las von der zweiten Seite ab. »Drei Kugeln in den Kopf. Erste Untersuchungen zeigten Folterspuren an dem Leichnam.«

Karl fand, dass der ansonsten stets stoische Munday plötzlich recht erschüttert aussah.

»Alles in Ordnung, Mister Munday?«

»Was ...? Oh ... ja. Ja, natürlich«, sagte Munday, der die Fassung wiedererlangte.

Munday trank einen großen Schluck Kaffee, dann erst förderte er zutage, worauf Karl gewartet hatte: einen Umschlag. *Den Umschlag.* »Hier sind die restlichen fünfhundert, wie

vereinbart. Zählen Sie nach, wenn Sie wollen.«

»Ich vertraue Ihnen«, sagte Karl, der verzweifelt versuchte, den Inhalt des Kuverts zu ertasten, bevor er es in die Schublade warf. Fühlte sich an, als wäre alles drin. Er hoffte es.

»Gut. So sollte es mit allen Transaktionen sein. Solide auf Vertrauen gebaut. Und jetzt hätte ich noch eine Bitte an Sie. Natürlich soll es sich wieder für Sie lohnen.« Munday fischte einen identischen Umschlag aus der Innentasche. Im Vergleich zum ersten wirkte dieser jedoch sichtlich praller. »Da sind tausend drin.«

Karls Gesicht lief rot an. Seine Stirnhöhlen waren schlagartig frei. Er hoffte, dass man ihm nicht ansah, wie schnell sein Herz schlug.

»Ich nehme nicht an, dass ich dafür Milligans Schuhgröße in Erfahrung bringen soll?«, sagte Karl, der sich kaum beherrschen konnte, dem anderen den Umschlag aus der Hand zu reißen. Er trank einen Schluck Kaffee, blickte über den Tassenrand und entdeckte Naomi, die an der Tür horchte. Er warf ihr einen vernichtenden Blick zu.

»Dieser erste Tausender war nur ein Testlauf, Mister Kane, um zu sehen, wie Sie arbeiten«, sagte Munday. »Vermutlich könnte ich alles, was Sie mir bisher geliefert haben, auch selbst herausfinden, indem ich einfach darauf warte, dass ein Journalist irgendwann detailliert über die ganze Geschichte berichtet.«

»Aber die Zeit haben Sie nicht, richtig?«

Munday lächelte gepresst. »So langsam mag ich Sie, Mister Kane. Bis über beide Ohren verschuldet, und doch besitzen Sie die Unverfrorenheit, den Gleichgültigen zu spielen.«

»Wie kommen Sie darauf, dass ich verschuldet bin?« Plötzlich juckte Karls Hinter wieder, aber er widerstand dem Drang, sich in Mundays Gegenwart zu kratzen.

»Ich habe meine Quellen, genau wie Sie.« Munday sah Karl in die Augen. »Sie sind ein überaus misstrauischer Mensch, Mister Kane. Das gefällt mir bei einem Mann.«

»Das höre ich ständig – das mit dem misstrauisch. Ein Glück, dass ich weder allzu paranoid noch übersensibel bin.«

»Ganz im Gegenteil, ich finde, Misstrauen ist eine gesunde Eigenschaft. Hält das Gehirn wach, sodass man stets auf der Hut ist.«

»Ich versuche, daran zu denken, wenn sich der nächste Herzinfarkt ankündigt. Also, wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

Munday fuhr im Flüsterton fort. »Vor zwei Tagen ist ein Mann in seinem Haus tot aufgefunden worden. Zufällig nicht weit von hier entfernt, im Stadtzentrum. Aus unterrichteten Quellen weiß ich, dass die Polizei glaubt, eine Prostituierte hätte etwas damit zu tun.«

»Und?«

»Ich bin sicher, Sie können die Namen der meisten, wenn nicht aller Prostituierten in der Gegend herausfinden.«

Karl lachte. »Lassen Sie das nicht Naomi hören. Sie könnte das in den falschen Hals bekommen.«

»Prostitution ist nicht allzu weit verbreitet in Belfast – noch nicht. Es kann nicht so viele Prostituierte in der Innenstadt geben. Für eine Liste der bekannten wäre ich sehr dankbar.«

Das Jucken wurde mit einem Mal noch heftiger. Karl rutschte ein wenig auf dem Hintern

herum und dachte an die kalte Hämorrhoidensalbe und die Linderung, die sie versprach.

»Sie machen aber keinen auf Charles Bronson und planen einen Rachefeldzug wie in *Ein Mann sieht rot*, oder?«, fragte Karl.

Munday lächelte fast. »Nichts Illegales, Mister Kane. Das kann ich Ihnen versichern. Der Ermordete war ein guter Freund von mir. Mit Geld lassen sich die Räder der Justiz manchmal ein wenig schneller drehen, wie ich herausgefunden habe, solange man mit Fakten bewaffnet ist. Und das brauche ich von Ihnen. Die Fakten.«

»Warum gehen Sie nicht einfach zu einem Ihrer Kumpels von der Polizei – ich meine, zu einer Ihrer Quellen –, um an die Namen zu kommen. Das wäre sehr viel billiger.«

Mundays Gesichtsmuskeln zuckten. Noch ein Versuch, zu lächeln? »Ich bin ein großer Fan der Privatwirtschaft.«

Karl lächelte seinerseits. »Gute Antwort. Wie lautet denn der Name dieses Herrn?«

»Sein Name ist – *war* – Joseph Kerr.«

»Und Milligan? Gehörte er auch zu Ihren Freunden?«

Munday erhob sich von seinem Stuhl und sah Karl direkt in die Augen. »Ich melde mich in Bälde wieder bei Ihnen.«

Kaum hatte Munday das Büro verlassen, stürmte Naomi herein.

»Du beschaffst ihm diese Liste doch nicht wirklich, oder?«

»Du guckst ja, als hätte ich gerade einen Tausender verloren, statt einen zu bekommen.«

Karl suchte seinen Schreibtisch nach der Hämorrhoidensalbe ab.

Naomi verschränkte die Arme vor der Brust. »Es kommen andere Kunden«, sagte sie. »Wir brauchen diesen gruseligen Typen nicht.«

»Falls du es vergessen hast, mir quillt nicht nur Blut aus dem Arsch, sondern auch jede Menge Rechnungen«, antwortete Karl, der die Salbe gefunden hatte und mit der Tube auf Naomi zeigte.

»Beides muss nicht so sein. Wir können uns einschränken. Und du könntest dich mal untersuchen lassen, anstatt den Gang zum Arzt zu meiden wie der Teufel das Weihwasser.«

»Ich dachte, als wir diese Beziehung begonnen haben, wären wir uns einig gewesen, dass sie nicht zu kompliziert werden sollte?«

»Für gute Menschen ist es nicht kompliziert, anständig zu handeln, Karl.«

»Die Namen der Nutten in Belfast sind allgemein bekannt. Wir leben in einem Dorf, Naomi, falls du es noch nicht mitbekommen hast. Wenn Munday die Liste nicht von mir bekommt, dann von jemand anderem.«

»Dann soll es so sein. Ich glaube, dein erster Eindruck war richtig. Er ist ein hinterhältiger Kerl, Karl.«

»Lasst uns kein imaginäres Böses erfinden, wo es doch mehr als genug reales gibt. Oliver Goldsmith, *The Good-Natured Man*«, sagte Karl. »Du machst aus Munday etwas, das er nicht ist. »Außerdem, sollte einem der Mädchen was passieren, dann wäre er der Hauptverdächtige. Und für mich sieht er nicht wie ein Dummkopf aus.«

»Das habe ich bis jetzt von dir auch gedacht«, sagte Naomi, schlug die Tür hinter sich zu und ließ Karl allein zurück – mit dem Geld, seinen Gedanken, der Hämorrhoidensalbe und

einem Hintern, der plötzlich juckte wie verrückt.

# Kapitel Zehn

»Geld ist eine Sprache, die alle Nationen verstehen.« Aphra Behn, *The Rover*

»Was ist das?«, fragte Paul der Barkeeper.

»Für mich sieht es wie ein Fünfer aus«, antwortete Karl und dirigierte einen Schluck Hennessy in den Mund, während er mit dem Zeigefinger der anderen Hand einen Fünfpfundschein in Pauls Richtung schob.

»Möchten Sie noch einen Brandy auf Eis?«

»Wie holt man sich todsicher einen kalten Hintern?«

»Sir?«

»Brandy auf Eis. Verstehen Sie?«

Den Barkeeper schien Karls Humor nicht im Geringsten zu beeindrucken. »Ausgezeichnet, Sir. Noch einen Brandy?«

»Der Fünfer ist für Sie, mein Freund.«

Der Barkeeper sah Karl misstrauisch an.

»Für mich? Warum?«

»Einem geschenkten Gaul schaut man nichts ins Maul, wie Lester Piggott einmal gesagt hat. Ich möchte nur ein paar Infos über die heiße Blondine.«

»Wen?«

»Die heiße Blondine. Waren das nicht Ihre Worte?«

Pauls Züge strafften sich. »Sind Sie ein Bulle? Hören Sie, ich habe Ihren Kollegen schon gesagt, dass ich mich kaum an die Frau erinnern kann.«

»Ich bin kein Bulle, und das waren nicht meine Kumpels, mit denen Sie geredet haben.«

»Möchten Sie noch einen Brandy oder nicht, Sir? Ich habe noch mehr Kunden.«

»Sie gucken wie Rick in *Casablanca*.«

»Was?«

»»Von allen Kaschemmen der Welt kommt sie ausgerechnet in meine.««

Paul zog ein verwirrtes Gesicht, das in ein halbes Grinsen überging. »Das dürfte die schlechteste Humphrey-Bogart-Imitation sein, die ich je gehört habe – und ich habe in meinem Leben schon einige schlechte gehört. Glauben Sie mir.«

»Ich hätte mich heute Morgen nicht rasieren sollen. Mit einem Tagesbart kommt mein Bogart besser rüber.« Er fuhr mit seiner Bogart-Stimme fort. »Spiel's noch einmal, Paul. Um der alten Zeiten willen.«

Paul ließ den Fünfer hastig in der Tasche verschwinden. »Wie ich der Polizei schon sagte, die Frau kam ein paarmal hier rein. Trank Drambuie. Blieb für sich. Wissen Sie, was ich meine? Machte keinen Ärger. Sah sehr gediegen aus. Echt sehr gediegen.« Paul blickte über die Schulter und sondierte die Bar von vorn bis hinten, ehe er Karl direkt in die Augen sah. »Mein Bauchgefühl sagt mir, dass sie eine Nutte war. Allerdings wäre Escort ein besseres Wort. Nutte ist zu ordinär für jemanden mit der Klasse.«

Nachdem sich Paul als Mann von Welt zu erkennen gegeben hatte, wollte Karl sein Urteil nicht infrage stellen. »Glauben Sie, dass sie ihr Opfer kannte?«

»Joe? Nee. Niemals. Joe spielte nicht annähernd in ihrer Liga. Kaum zu fassen, dass sie tatsächlich mit ihm rausgegangen ist. Joe war nicht gerade Brad Pitt, wenn Sie verstehen, was ich meine?«

»Ich verstehe, was Sie meinen. Kein Adonis.« Karl lächelte. »Was hat sie dann an ihm fasziniert, wenn nicht sein rustikaler Charme?«

»Keine Ahnung.« Paul zuckte die Achseln. »Oh, habe ich erwähnt, dass sie recht muskulös war?«

»Was?«

»Muskulös. Als würde sie jeden Tag trainieren. Sah aus, als wüsste sie sich zu verteidigen, wenn es drauf ankommt. Vermutlich kann sie Judo und den ganzen Scheiß.«

»Muskulös?« Karl dachte einen Moment nach. »Könnte sie ein Er gewesen sein?«

»Was?«

»Ein Transvestit? Oder eine Transsexuelle?«

»Nie im Leben! Sie war eine richtige Frau.« Paul klang beleidigt. »Wofür halten Sie mich? Einen Perversling?«

»Ich zweifle nicht an Ihrer Männlichkeit, Paul, ich stelle nur Fragen, die die meisten Polizisten nicht stellen. Ich vermute, sämtliche Gläser wurden gespült?«

»Wegen Fingerabdrücken, richtig?«

»Sie kennen sich aber gut aus. Ja, ich denke an Fingerabdrücke.«

»Ja, die Gläser wurden alle gespült. Die Bullen haben mich beim Verhör dasselbe gefragt. Sie hatten gehofft, sie könnten Fingerabdrücke nehmen, aber wir spülen unsere Gläser immer gleich, nachdem sie benutzt wurden. Das ist hier ein sauberer Laden«, antwortete Paul recht stolz. »Sehr hygienisch.«

Karl fielen eine Million bissiger Antworten ein, aber er verkniff sie sich alle.

»Zigarettenkippen mit Lippenstift?«, fuhr Karl fort. »So was in der Art? Messer und Gabel?«

»Haben die Bullen auch gefragt. Nein, wir spülen das Besteck ...«

»... immer gleich, nachdem es benutzt wurde. Das war eine dumme Frage von mir. Nach all den Jahren scheint Bulldog offenbar doch noch den Dreh rauszukriegen.«

»Wer?«

»Niemand. Ist ein Insider.«

»Aber jetzt, wo ich darüber nachdenke – eines habe ich den Bullen nicht gesagt.«

»Ach ja?«

Paul sagte nichts, grinste aber so breit wie für eine Zahnpastareklame.

»Ach ja«, sagte Karl, holte noch einen Fünfer raus und legte ihn auf den Tresen.

»Sie sah aus wie eine Schauspielerin, aber mir fällt nicht ein, welche. Ich zermartere mir schon die ganze Zeit das Hirn«, antwortete Paul und steckte den Fünfer ein.

»Dann lassen Sie mich wissen, wenn die Marter erfolgreich war. Aber beeilen Sie sich. Andernfalls komme ich zurück und hole mir meinen Fünfer wieder. Und vergessen Sie nicht: Wenn Sie jemals in der Scheiße sitzen, dann bin ich der richtige Klempner für Sie«, sagte Karl, gab Paul seine Visitenkarte und eilte hinaus.

# Kapitel Elf

»Er kennt den Tod bis in das Mark.« Yeats, *Tod*

Das Gesicht des Gerichtsmediziners Tom Hicks war im Schein des flackernden Computermonitors in geisterhaft grünes Licht getaucht. Karl sah ameisengroße Zahlen über Toms Stirn und Brille huschen.

»Unser Mister Kerr – weißt du schon, wie er gestorben ist?«, frage Karl, der den Bericht des Pathologen überflog und sich dabei auf einem klapprigen Stuhl zurücklehnte. »Hier steht gar nichts von Blutergüssen oder so. Was ist mit den kleinen Bissspuren in seinem Gesicht?« Tom blickte von dem Monitor auf und sah Karl an. »Die sind von seiner Katze.«

»Was?« Karl runzelte die Stirn.

»Als die Exfrau am Tatort eintraf, musste sie feststellen, dass ihm das Tierchen das halbe Gesicht weggeleckt hat.«

»Würde mich nicht überraschen, wenn die Ex die Katze genau zu dem Zweck absichtlich dort gelassen hätte. Ich hasse Katzen, darum kriegst du jetzt auch keine Witze über Muschis und Lecken von mir zu hören.«

Tom schüttelte ungeduldig den Kopf. »Herrgott, Karl, werd erwachsen. Dein pubertärer Unsinn ist schon unter normalen Umständen kaum zu ertragen.«

»Weißt du noch, in der Schule, als wir gerade mal Teenager waren? Da hast du das auch schon immer gesagt.«

»An die Zeit will ich lieber nicht erinnert werden, schönen Dank auch.«

Karl und Tom waren seit der Grundschule die besten Freunde, seitdem sie, beide von jeweils anderen Schulen kommend, gleichsam ins kalte Wasser einer neuen geworfen und zusammen in eine Klasse gesteckt worden waren. Es dauerte nicht lange, bis Brillenträger Tom die Aufmerksamkeit der Schläger auf sich zog, die ihren Testosteronspiegel unter Zuhilfenahme von vermeintlich schwächeren Bewohnern des Betondschungels regulieren mussten. Zum Leidwesen der Schläger war Toms Freund Karl jedoch nicht zimperlich und liebte nichts mehr, als sich zu prügeln und schmutzig zu machen, Augen blau einzufärben und Eier zu quetschen, ganz gleich, wie groß seine Gegner sein mochten. Es sprach sich bald herum, dass man sich besser nicht mit Crazy Karl Kane anlegen sollte – oder seinem besten Freund. Schließlich verpasste man den beiden den gemeinschaftlichen Spitznamen »der Pisser und der Schisser«.

»Der Pisser und der Schisser«, sagte Karl lächelnd. »Ich habe mich oft gefragt, welcher Klugscheißer sich das ausgedacht hat. Ich wette, es war Milky Johnson, das gemeine Aas ... Was glaubst du?«

»Ich würde ja gern mit dir in Erinnerungen schwelgen, aber wollen wir nicht bei der Sache bleiben? Wir sind keine Kinder mehr – jedenfalls einer von uns nicht. Können wir jetzt weitermachen?«

»Die Katze. Was wolltest du sagen?«

»Sie hatte ein zerkautes Kondom im Maul. Das arme Tierchen ist erstickt.«

»Eine Katze, die versucht, Beweismittel zu vernichten? Vermutlich klagt Wilson sie wegen

Behinderung der Justiz an.«

»Phosgen.«

»Komischer Name für eine Katze, findest du nicht auch?«

»Das hat Kerr getötet. Bei toxikologischen Tests wurden Spuren von Phosgen gefunden.«

»Phosgen? Was ist das?«

»Das ist eine Chemikalie, die zur Herstellung von Plastik und Pestiziden verwendet wird.

Die Nazis haben es in den Gaskammern verwendet, um die Juden auszurotten. Wenn man Chloroform der Sonne aussetzt, wird es zu Phosgen. Durch Kühlung und Druck lässt sich Phosgen verflüssigen, transportieren und lagern. Wird es wärmer als einundzwanzig Grad, ist es tödlich.«

Karl pffte leise. »Übel. Aber wie konnte es seine tödliche Wirkung entfalten? Woher kam die Wärme? Im Bericht steht, dass es in dem Zimmer schweinekalt war, da zwei Fenster sperrangelweit offen standen.«

»Mich überrascht, dass du mit deiner Fantasie da nicht selbst draufkommst.«

»Was?«

»Das Zimmer war zwar kalt, aber nicht das Kondom.« Karl entging Toms verschmitzter Tonfall nicht.

»Ich kapier's immer noch nicht«, gab Karl zu. »Woher kam die Wärme?«

»Tu nicht so naiv, Karl, das kauft dir keiner ab«, seufzte Tom. »Die Innenseite des Kondoms war mit Phosgen behandelt. Die erforderliche Temperatur wurde dadurch erreicht, dass ihre Vagina seinen Penis aufwärmte. Wie in einem Ofen.«

»Kannst du nicht Schwanz und Fotze sagen, wie normale Menschen auch? Deine Ausdrücke hören sich so schmutzig an. Hätte sie sich nicht selbst in Gefahr gebracht, falls das Kondom gerissen wäre?«

»Offenbar lebt sie gern gefährlich«, bemerkte Tom beiläufig. »Möglicherweise regt Gefahr ihren sexuellen Appetit an.«

»Und trotz der Gefahr hält sie ihm die Stange?«, witzelte Karl.

Tom schenkte der Bemerkung keine Beachtung und las weiter vom Bildschirm ab.

»Wo bekommt man dieses Phosgen?«, fragte Karl und ignorierte Toms kläglichen Versuch, ihn zu ignorieren. »Klingt nicht so, als würde es in der Durchschnittsdrogerie auf dem Regal mit den Sonderangeboten stehen – zwei zum Preis von einem.«

»Ich konnte nur nachweisen, dass eine kleine Menge vor rund sechs Jahren an die Queen's University geliefert wurde. Leider wurde diese Menge vor einigen Jahren bei einem Brand vernichtet, den ein Student verursacht hat.«

»Studenten. Einfach zum Gernhaben. Gib ihnen einen Vulkan, und sie setzen sich drauf.«

»Sei gefälligst leise. Bei mir arbeitet gerade ein Student der Queen's. Gott weiß, was der alles treibt, wenn ich nicht da bin.«

»Nekrophilie?«, fragte Karl grinsend.

Tom seufzte. »Gibt es nicht irgendein Pferderennen oder was ähnlich Wichtiges, das du besuchen musst?«

»Was ist mit dem Geruch? Hätte das Opfer nicht riechen müssen, dass etwas nicht stimmt? Das Phosgen hätte doch bestimmt das ganze Zimmer verpestet.«

»Nicht zwangsläufig. Wie du richtig angemerkt hast, standen die Fenster weit offen, und Phosgen hat den angenehmen Duft von frisch gemähtem Heu; die Person, die ihm ausgesetzt ist, bemerkt ihn vielleicht nicht einmal.«

»Klingt wie Werbung für das Parfüm, das Lynne immer benutzt hat.«

»Ich werde mir ganz sicher nicht deine abfälligen Bemerkungen über Lynne anhören. Ich mag sie immer noch.«

»Du warst mein Trauzeuge bei der Hochzeit und Pate von Katie. Zu wem stehst du?«

»Euch allen. Zufrieden?«, antwortete Tom diplomatisch.

»Wer nicht für mich ist, ist gegen mich. Denk an diese weisen Worte.«

»Wie geht es Katie eigentlich in Edinburgh?«, fragte Tom, der sich offenbar damit abgefunden hatte, dass er heute nicht mehr zum Arbeiten kommen würde. »Ich habe sie seit fast einem Jahr nicht mehr gesehen.«

»Es geht ihr bestens, sie hat sich gut eingelebt. Ehrlich gesagt, war ich etwas nervös, als sie ganz allein nach Schottland gezogen ist. Aber sie hat mich eines Besseren belehrt. Sie ist dort vermutlich ebenso sicher wie hier.«

»Und Lynne? Wie geht es ihr?«

»Du weißt einfach, wie man ein gutes Gespräch abwürgt. Der geht es auch gut, habe ich gehört, allerdings habe ich sie seit der Scheidung nicht mehr gesehen. Und als ich ihr das letzte Mal begegnet bin, hat sie ziemlich herrisch gewirkt.«

»Lass mich diesen Bericht beenden, bevor das Gesprächsniveau weiter sinkt«, antwortete Tom und schob sich die Brille die Nase hinauf. »Wie ich schon sagte, waren auch kleine Stummel von Räucherstäbchen im Zimmer. Die hätten fremde Gerüche bestimmt übertüncht.«

»Ist das alles ganz sicher?«

»Noch nicht. Aber bald. Eines steht jedenfalls fest: Kerr hatte keinen angenehmen Tod. Tatsächlich muss er sogar unter entsetzlichen Qualen gestorben sein. Atemnot, gefolgt von Erbrechen und starkem Durchfall. Tröpfchen einer rosa Flüssigkeit auf seinen Lippen deuten auf ein Pulmonalödem hin ...«

»Pulmonalödem?«

»Flüssigkeit in den Lungen«, erläuterte Tom, den die Unterbrechung zu verärgern schien. »Sein Blutdruck muss auf null gefallen sein. Ersticken. Herzversagen. Tod.«

»Wirklich nett, so abzutreten«, sagte Karl kopfschüttelnd. »Ganz ehrlich, mir gefällt ganz und gar nicht, wie sich dieser Fall entwickelt. Ich bin nicht sicher, ob ich ihm weiter nachgehen möchte. Vermutlich sollte ich das den sogenannten großen Jungs oben überlassen.« Karl nahm eine Packung Zigaretten aus der Tasche und klopfte eine heraus.

»Die Chance, dass Wilson und seine hirntote Truppe etwas herausfinden, ist nicht besonders groß«, sagte Tom. »Aber wenigstens konnte ich dem Kondom auch etwas Positives abgewinnen.«

»Was?«, fragte Karl und ließ die unangezündete Zigarette im Mundwinkel hängen.

»Einen winzigen Fleck. Mit etwas Glück bedeutet das DNA-Spuren«, antwortete Tom, griff nach der Zigarette in Karls Mund und zog sie wie ein Thermometer heraus. »Rauchen

schadet deiner Gesundheit. Du bist schon angezogen hässlich wie die Nacht. Ich habe wirklich keine Lust, in absehbarer Zukunft deinen nackten, aufgedunsenen Leichnam hier vor mir auf dem Tisch zu haben. Du gäbst keine schöne Leiche ab.«

»Wieso bist du nur so besessen vom Tod? Selbst wenn wir, was selten genug vorkommt, zusammen einen trinken gehen, kreisen deine Gespräche immer um Leute, die nicht mehr unter uns sind.«

Tom nahm die Brille ab und rieb sich die tränenden Augen. »Zu deiner Information, meine Besessenheit vom Tod gilt dem Augenblick des Übergangs. Eben lebt man noch, und in der nächsten Sekunde ist man tot. Fort. Für immer. Staub. Paradoxerweise ist es aber so, wenn man den Toten zuhört, verraten sie einem Dinge, die die Lebenden nicht einmal ahnen. Manchmal erzählen sie einem etwas, das man lieber nicht gehört hätte. Du wärst überrascht, was sie mir manchmal alles erzählen.«

»Das ist nicht komisch«, sagte Karl, dem es kalt den Rücken herunterlief. »Das ist ganz und gar nicht komisch.«

# Kapitel Zwölf

»Im Herzen eines jeden Menschen wohnt der Teufel, doch wir merken erst, dass ein Mensch böse ist, wenn dieser Teufel geweckt wird.« James Oliver Curwood, *Back to God's Country and Other Stories*

Die Verhandlung des Mannes, den die Presse aufgrund seiner Ähnlichkeit mit dem Michelinmann »Bibendum« taufte, dauerte keine Woche. Bibendums Verteidiger bestellten einen Psychologen, der erklärte, dass man den Angeklagten, selbst wenn er schuldig wäre, nicht für seine Handlungen verantwortlich machen könne, da eine Geisteskrankheit sein Urteilsvermögen trübe.

Zuletzt wurde als einziger und Hauptzeuge der Junge zu einer Aussage gezwungen, und er musste seine Version des Albtraums schildern und wie es war, durch einen Spalt in der Tür in die Hölle zu blicken.

Der Junge verstand nicht, was vor sich ging. Warum musste er den Albtraum noch einmal durchleben? Hatte er nicht genug gelitten? Waren Erwachsene in morbider Weise auf grässliche Details fixiert? Oder wollten sie einfach nur wissen, wie ein kleiner, für die Gegenwart des Todes scheinbar unempfindlicher Junge überleben konnte? Vielleicht war der Junge gar nicht so unschuldig, wie er behauptete?

Als der Junge in den Zeugenstand trat, verfolgte ihn Bibendum vom anderen Ende des Gerichtssaals aus mit Blicken. Sein Blick war tot und strafte das kaum merkliche Lächeln in seinem Gesicht Lügen. Der Junge erinnerte sich gut an das feiste Gesicht, so unbehaglich nahe, bedrohlich und beängstigend, und den Geruch der Stimme.

Der Vater des Jungen versicherte ihm, dass die Gerechtigkeit stets siegte und die Schuldigen ihrer Strafe nie entgingen. Sein Vater forderte ihn auf, tapfer zu sein.

Aber der Junge war nicht tapfer. Die Worte blieben ihm wie gefroren im Hals stecken. Als sie im Kreuzverhör dann doch ein wenig auftauten, kullerten sie ihm aus dem Mund wie Eiswürfel aus einem schmutzigen Glas: Der Täter war kahl. Nein, er hatte ein paar Haare. Er war nackt. Vielleicht hatte er doch etwas an. Er hatte ein Messer. Es sah wie ein Messer aus. Vielleicht war es auch eine Schere, vielleicht ein Rasiermesser ...

Bibendums Anwalt stellte den verängstigten Jungen als Lügner hin; einen Lügner mit einem Hang zu wilden, frei erfundenen Geschichten. Einen Lügner, der etwas zu verbergen hatte. Der Anwalt versicherte, es täte ihm leid, was dem Jungen und seiner Mutter zugestoßen sei, doch es ginge darum, der Gerechtigkeit Genüge zu tun, nicht Gefühlen.

Zu viele Zweifel.

Zu viel fragwürdiges Gewicht auf Justizias Waagschale.

Bibendum wurde nicht verurteilt.

Als der Junge später an diesem Tag nach Hause kam, wartete er, bis sein Vater zu Bett ging.

Der Junge zog sich nackt aus, schlüpfte in den Mantel seiner toten Mutter und schlang fest die Arme um sich. Die ganze Nacht verbrachte er in ihrer Haut, ihren mütterlichen Gerüchen, und spürte alle verlorenen Teile sich zusammenfügen, Teile, die er nicht gekannt

hatte.

Schließlich weinte er sich in den Schlaf. Es war das letzte Mal, dass er um jemanden weinte.

# Kapitel Dreizehn

»Ich hab das Grauen gesehen ... Das Grauen, das auch Sie gesehen haben. Aber sie haben kein Recht, mich einen Mörder zu nennen. Sie haben das Recht, mich zu töten. Sie haben ein Recht, das zu tun ... aber sie haben kein Recht, über mich ein Urteil zu fällen.« Colonel Kurtz, *Apocalypse Now*

Kurz nach Mitternacht schrak Chris Brown aus dem Schlaf hoch. Chris gestattete sich selten einen echten Tiefschlaf, doch jetzt spürte er, dass etwas im Haus nicht stimmte. Es war ein lästiges Gefühl, wie eine Fliege, die einem im Nacken landet und gierig den salzigen Schweiß aufsaugt.

*Jemand im Haus?*

Unwahrscheinlich. Nein, unmöglich. Er hatte sein ganzes Geld in eine der modernsten Alarmanlagen investiert. Und dann war da schließlich noch sein treuer – wenn auch illegaler – Freund, ein »Raging Bull«-Revolver von Magnum, Kaliber .41, den Chris stets mit sich führte, wenn er sich im Haus aufhielt.

Das alles zusammengenommen hätte ihm das Gefühl geben sollen, in Sicherheit zu sein. Doch dem war nicht so. Zweifel und Vorsicht hatten ihm bereits das Leben gerettet. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer.

Einige Furcht einflößende Sekunden lang reagierten die Muskeln in Chris' Oberkörper nicht, wie straff gezogene Gummibänder, die sich weder dehnen noch zusammenziehen ließen. Dann gewann die Willenskraft die Oberhand. Chris erlangte die Kontrolle wieder.

Vorsichtig ließ er sich zu Boden gleiten und robbte unter das Bett, eine Bewegung, die allein von den Muskeln seines durchtrainierten Oberkörpers dirigiert wurde und die er so geschmeidig wie eine russische Kunstturnerin vollführte. Sekunden später verschwand sein geschundener Körper in dem Schatten unter dem Bettgestell.

Auf dem Teppich unter dem Bett wimmelte es von heruntergefallenen Gegenständen. Es war eng. Klaustrophobisch. Extrem staubig.

Er stützte sich linkisch auf die Ellbogen, sah zum unteren Ende der Schlafzimmertür und konzentrierte sich verzweifelt auf den dunklen Spalt, der ihm unverwandt entgegenstarrte. Er fühlte sich allein – verzweifelt allein –, als wäre er allen Wissens und aller Erfahrungen verlustig gegangen.

Er balancierte die Waffe sorgfältig aus und strich mit der linken Hand über ihren metallenen Leib. Es war ein tröstliches Gefühl. Fast.

Er wartete. Horchte ...

Der dunkle Schlitz unter der Tür wurde einen Hauch dunkler. Dann heller. Dann wieder dunkler.

Chris umklammerte den Revolver und zwang sich, ruhig zu atmen.

Er löste den Zeigefinger vom Bügel der Waffe und legte ihn um den Abzug. Mit dem Daumen spannte er den enormen Hahn und dämpfte das Geräusch mit der Handfläche. Er krümmte den Finger und übte minimalen Druck auf den Abzug aus. Er roch das Öl der Waffe und Schießpulver. Besser als jedes Parfüm. Vertrauenswürdiger als jedes menschliche

Wesen, männlich oder weiblich.

Sekunden wurden zu Minuten. Staub drang ihm in Mund und Nase. Er musste niesen, verhinderte es jedoch allein durch Willenskraft. Ein einziges Niesen könnte eine Katastrophe auslösen. Seine Augen brannten, aber er blinzelte nicht. Blinzeln könnte tödlich sein. Gebannt behielt er die Tür im Auge. Sie bewegte sich. Bewegte sich nicht. Bildete er sich etwas ein? Halluzinierte er unter dem Bett? Waren die Nachwirkungen des Trips der vergangenen Nacht die Ursache für dies alles, trübten sie sein Bewusstsein, befeuerten seine Fantasie? Möglich.

Während die Minuten vergingen, überlegte er sich, ob er in seinem Versteck bleiben oder es mit möglicherweise schrecklichen Folgen verlassen sollte. Schließlich beschloss er, reglos zu verharren, um sich nicht ohne Not potenziellen Gefahren auszusetzen.

Die Tür ging auf. Fast unmerklich. Ziemlich geschickt.

Chris sah Schuhspitzen, wie auf heißen Kohlen, in seine Richtung kommen. Hush Puppies. Geschmacklos. Er wollte lachen. Die Hush Puppies waren mit Hundekacke verschmiert, als hätten sie sich selbst besudelt. Plötzlich kamen die verschissenen Hush Puppies direkt vor seinem Gesicht zum Stillstand. Der Gestank der Hundescheiße war unerträglich.

Plötzlich erhaschte Chris einen Blick auf den Lauf einer Schrotflinte. Er hörte sich selbst nicht mehr atmen.

Ominöserweise verschwand der Lauf plötzlich.

Unvermittelt ertönte ein gedämpfter Knall, worauf die Matratze zu Konfetti explodierte. Dem folgte blitzschnell ein zweiter Knall. Und noch einer. Insgesamt drei.

Leere Schrotpatronen fielen zu Boden und sprangen wie glühende Kohlen herum. Selbst in der beklemmenden Dunkelheit sah Chris den Rauch, der träge davon aufstieg.

Noch ein Knall.

Durch den Lärm der Schrotflinte spürte Chris enormen Druck auf den Ohren, wie in einem Flugzeug. Er hörte die Schüsse nicht mehr, spürte deren Vibration aber mit der freien Hand im Boden. Er wartete zwei weitere Erschütterungen ab, dann schoss er selbst. Ka-bumm!

Die Kugel des Raging Bull traf den Eindringling dicht über dem linken Knie. Der Verwundete kreischte wie ein Irrer und ließ das große Miststück von einer Waffe fallen. Zum Pech des Eindringlings setzte das Mündungsfeuer von Chris' Raging Bull auch noch dessen Hose in Brand.

Der verwundete Schütze führte einen Veitstanz auf, hielt dabei das verletzte Knie umklammert und versuchte panisch, die Flammen zu löschen, die seine Hose fraßen. Er gab ein Stöhnen von sich, schlug rückwärts hin und landete direkt neben dem Bett, von Angesicht zu Angesicht mit dem perfide grinsenden Chris.

Eine Skimaske verbarg das Gesicht des Eindringlings, doch die sichtbaren zusammengekniffenen Augen belegten seine Qualen.

»Du?«, zischte Chris. »Ich hätte es wissen müssen, du feiger Scheißkerl.« Plötzlich beherrschte ein versöhnliches Lächeln Chris' untere Gesichtshälfte und verlieh ihm das Aussehen von einem Zeugen bei der Hinrichtung.

Er spannte den Raging Bull erneut – diesmal mit großer Hast – und drückte dem verwundeten Schützen fest die Mündung zwischen die Augen.

»Mach schon, du Wichser«, zischte der verwundete Mann Chris trotzig ins Gesicht. »Mach schon!«

Chris entdeckte den anderen Schützen einen Sekundenbruchteil zu spät und duckte sich instinktiv, als dessen klobige Waffe in rascher Folge drei Schüsse abgab. Kabummm! Kabummm! Kabummm!

Die beiden ersten Kugeln verfehlten das anvisierte Ziel und bohrten sich Zentimeter von Chris' Gesicht entfernt wirkungslos in den Teppich. Das dritte Dumdumgeschoss streifte Chris' linkes Ohr und riss es vom Kopf ab. Chris gab keinen Laut von sich, sondern fuhr sich mechanisch durchs Haar. Die Finger wurden rot und klebrig.

*Scheiße.*

Der stehende Schütze wich zurück und betrachtete sein Opfer, dann feuerte er noch zwei Dumdumgeschosse ab, die Chris beide mitten ins Gesicht trafen.

Für Chris Brown versank eine unfreundliche Welt endgültig in Kälte und Dunkelheit.

# Kapitel Vierzehn

»Auf, zu Dunkelheit, Stille und Schlaf In Blut und Schmerz.« A. E. Housman, *More Poems*

»Ich habe dir einen Termin gemacht, Karl«, sagte Naomi, die in der Tür stand und Karls Reaktion abschätzte. »Am nächsten Mittwoch, morgens. Punkt neun. Doktor Moore sagte, ich sollte dich vorher unbedingt noch mal erinnern, da du die ungebührliche Angewohnheit hättest, so etwas zu vergessen. Ich habe ihm versichert, dass du kommst. Richtig?«

Karl ging mit dem Bleistift die Liste der Pferde in der Morgenzeitung durch, verweilte bei Nummer sechs, *Pretty Pickle*. Umrandete den Namen. Und ging weiter die Liste durch.

»Karl? Hast du gehört, was ich gesagt habe?«

»Hm?«

»Ich sagte, ich habe ...«

»Ich weiß. Ich bin um neun da.«

»Versprochen?«

Karl streckte die Beine auf der Tischplatte aus und markierte weitere potenzielle Sieger des Fünfzehn-Uhr-Rennens in Newbury. *Take No Prisoners*. Über dieses junge Pferd hatte er nur Gutes gehört. Hastig umrandete er noch ein weiteres Pferd. *Lady Pride*.

»Versprochen?«, wiederholte Naomi und beugte sich über den Schreibtisch, bis ihr Gesicht nur noch Zentimeter von seinem entfernt war.

»Was? Natürlich geh ich hin. Wofür hältst du mich?«

»Das willst du nicht wissen.«

Das Telefon läutete. Naomi nahm ab.

»Hallo? Augenblick, bitte, ich sehe mal, ob er zu sprechen ist.« Naomi versetzte Karl einen Stoß, während sie die Hand auf den Hörer drückte. »Es ist Wilson.«

»Sag ihm, ich bin beschäftigt.«

»Er sagt, er muss mit dir reden, und zwar pronto.«

»Das sagt er immer. Sag ihm, ich habe einen sehr bedeutenden Klienten aus Saudi-Arabien, der mit mir über ein gestohlenen Pferd reden möchte.«

»Sag ihm das selber«, fauchte Naomi, legte das Telefon auf den Schreibtisch und verließ das Zimmer.

»Verräterin.« Karl legte die Zeitung weg und nahm das Telefon zur Hand. »Hallo? Was immer Sie verkaufen, ich brauche es nicht.«

»Kane?« Wilsons Stimme klang müde. Niedergeschlagen.

»Warum nur beschleicht mich das ungute Gefühl, dass dies kein Freundschaftsanruf ist?«

»Ich dachte mir, dich interessiert vielleicht, dass Chris Brown erschossen wurde, vermutlich heute in den frühen Morgenstunden.«

»Was?« Karl ließ schlagartig die Füße vom Schreibtisch fallen und schnellte mit dem Oberkörper nach vorn.

»Sieht so aus, als hätten ihn einige seiner alten Freunde doch noch gefunden. Sehr unschön, soweit ich weiß. Drogen scheinen auch im Spiel gewesen zu sein. Am Tatort wurde etwas Heroin gefunden. Sieht so aus, als hätte er versucht, irgendwelche Drogendealer zu

bescheißen, vielleicht hat ihn aber auch nur seine Vergangenheit endlich eingeholt.«

Karl blieb stumm. Hatte er einen hämischen Unterton in Wilsons Stimme gehört?

»Kane? Bist du noch da?«

»Ja ...«

»So sehr es mir missfällt, ich muss dich bitten, etwas für uns zu tun. Du bist unsere einzige Chance.«

»Es muss schlecht um die Polizei bestellt sein, wenn ich die einzige Chance bin. Mir ist, als wäre mir erst gestern mitgeteilt worden, ich sei nicht gut genug, Polizist zu sein.«

»Ist das dein Ernst? Das war wann? Vor zwanzig Jahren?«

»Es tat so weh«, sagte Karl.

»Ja, klingt ganz danach.«

»Gut, nachdem wir das also geklärt haben, was kann ich für die Polizei Gutes tun?«

»Du musst für uns Hicks' Bunker aufsuchen und den Leichnam von Chris Brown offiziell identifizieren.«

Ein eiskalter Finger strich Karl plötzlich über den Rücken. »Was? Warum ich? Er hat eine große Familie. Warum fragst du nicht einfach einen von denen?«

»Keiner aus seiner Familie hat sich sehen lassen, und vermutlich kommt auch keiner mehr. Wahrscheinlich schämen sie sich. Du hast ihn doch gekannt, oder nicht?«

»Kaum«, log Karl mit verkrampftem Magen.

»Gut genug, wie es aussieht. Wir haben deine Visitenkarte bei ihm gefunden.« Das hörte sich wie ein Vorwurf an.

*Denk nach! Schnell!* »Na und? Meine Visitenkarten sind überall. Das sind Sammlerstücke. Wie dem auch sei, ich bin mit einem Klienten in ...«

»Ich habe keine Zeit für diesen Blödsinn. Ich könnte dich hierherschleifen und jeden Tag verhören lassen. Stattdessen fordere ich nur einen der vielen Gefallen ein, die du mir schuldest. Wir müssen das erledigen. Chief Constable Finnegan sitzt mir im Nacken. So, wie er heute Morgen am Telefon klang, hat er ein persönliches Interesse an dem Fall. Also, kommst du jetzt, oder nicht?«

Karl hörte die unterdrückte Ungeduld in Wilsons Stimme. Dass der Chief Constable Druck machte, ging Wilson vermutlich ziemlich an die Nieren – wenn nicht auf den Sack.

»Wie könnte ich dir einen Gefallen verweigern, wenn du mich so nett bittest? Gib mir eine Stunde«, sagte Karl und beendete das Gespräch mit einem Tastendruck.

»Was hatte das zu bedeuten?«, fragte Naomi, die augenblicklich wieder ins Zimmer schoss.

»Ich wünschte wirklich, du würdest aufhören, meine Telefonate zu belauschen. Ich bin schon paranoid genug. Chris Brown wurde gestern Nacht ermordet. Offenbar von Drogendealern erschossen.«

»Chris Brown?«

»Ein Mann mit sehr fragwürdiger Vergangenheit, jeder Menge Feinden und sehr wenigen Freunden. Außerdem war er querschnittsgelähmt.«

»Querschnittsgelähmt? Gott. Und die haben ihn erschossen? Wer macht so was?«

»Die Leute, denen ich immer aus dem Weg zu gehen versuche.«

»Gibt es Verdächtige?«

»Ungefähr zehn Telefonbücher voll«, antwortete Karl. »Chris Brown ist sicher nicht der Kandidat für einen Freiflug in den Himmel. Hat in seinem Leben schrecklich viele Leute getötet. Mitgefühl war nicht gerade seine Stärke.«

»Trotzdem tut er mir irgendwie leid, ganz gleich, was er angeblich getan haben mag.«

»Von *angeblich* kann keine Rede sein, Naomi. Wirklich. Egal, dir würde der Teufel leidtun, wenn er dir vorjammert, dass ihm der böse Erzengel Michael auf den Quastenschwanz getreten ist«, murmelte Karl. »Die meisten Menschen würden sagen, dass Chris keinen anderen Tod verdient und sich das selbst zuzuschreiben hat. Aber eines glaube ich nicht.«

»Und was?«

»Wilsons Theorie, dass Drogendealer mitten in der Nacht bei ihm einbrechen, um Rache zu nehmen.«

»Warum? Für mich hört sich das nach allem, was du vorher über den Mann gesagt hast, plausibel an.«

»Wilson sagte, es wurde Heroin am Tatort gefunden.«

»Und? Das stützt doch die Theorie mit den Drogendealern, oder?«

Karl schüttelte den Kopf und lächelte zynisch. »Ganz gleich, wie eilig Piraten es auch immer haben mögen, meine Teuerste, sie lassen nie ihre Beute zurück ...«

# Kapitel Fünfzehn

»Erschossen? Ihn so ein schnelles Ende lässt ereilen? Oh, das war gut, Freund, dass es dazu kam: Denn seine Krankheit ließ sich nimmer heilen, Gut war's, dass er sie mit ins Grabe nahm.« A. E. Housman, *A Shropshire Lad*

»Hicks ist Gott sei Dank heute bei Gericht«, sagte Wilson, der Karl und Cairns einen schmalen Flur entlang begleitete. »Wir müssen uns nur mit seinem Assistenten herumärgern. Irgendein Bengel von der Schule, der ein Praktikum macht. Wirklich ein netter Ort für praktische Erfahrungen.«

»Sie sind so still, Cairns«, sagte Karl und warf dem Detective einen Blick zu. Ein hässlicher Ausschlag verunzierte das Gesicht des jungen Mannes. »Hübsche Farbe. Sieht so aus, als hätten Sie und Wilson ungeschützten Sex gehabt.«

»Lecken Sie mich, Kane«, fuhr Cairns ihn an.

»Nein, schönen Dank, das können Sie sich für Bulldog aufheben. Apropos, es muss doch schrecklich schwierig für eine Puppe sein zu sprechen, wenn der Bauchredner nicht dabei ist. Wo ist denn der getreue Bluthund?«

»Wieso musst du andauernd Leute aufziehen?«, fragte Wilson.

»Wenn jemandem ein Schlüssel aus dem Arsch ragt, kann ich einfach nicht anders«, entgegnete Karl.

Hicks' Bunker glich einem Kühlschrank, in dem der Gestank von Desinfektionsmitteln und kaltem Fleisch allgegenwärtig war. Obwohl sich Karl vor dem Besuch mit ein paar Gläsern Hennessy gewappnet hatte, graute ihm vor der anstehenden Begegnung mit dem Tod.

Kaum hatten sie den Raum betreten, nickte Wilson Hicks' Assistenten zu. Der junge Mann schlug die Decke zurück und entblößte, was darunter lag.

»Oh, Scheiße ...«, entfuhr es Karl, der vor der Leiche zurückwich. »Das ist ja nur eine blutige Masse ...«

»Ganz ruhig, Kane«, riet Wilson. »Sieh genau hin. Wir müssen das jetzt erledigen.«

»Ha! Jetzt werden Sie kleinlaut, Kane«, sagte Cairns und lächelte rachsüchtig. »Schätze, das ist der Schlüssel, der aus Ihrem Arsch rausguckt.«

»Es reicht, Cairns«, befahl Wilson. »Und, Kane? Ist er es, oder ist er es nicht?«

Chris' ausgezehnte Beine glichen dünnen Ästen; sie waren in defensiver Haltung bis zur Brust hochgezogen und wie zwei knochige Z geformt. Sein Gesicht war nur noch ein breiiger Klumpen und erinnerte an eine bildliche Darstellung aus Grays *Anatomie des menschlichen Körpers*. Geronnenes Blut bildete das Siegel über einer klaffenden Öffnung, die ein Auge gewesen sein könnte. Unter dem Rot, Schwarz und Blau wirkte die Haut fast durchscheinend weiß. Eine vorstehende Unterlippe und ein Kinn waren mehr oder weniger der einzige Beweis dafür, dass es sich einmal um ein menschliches Gesicht gehandelt hatte.

Karl würgte.

»Und?«, fragte Wilson ungeduldig. »Ist er es, oder nicht?«

Der Leichengestank drang in Karls Kehle und nahm ihm den Atem. Er betrachtete den Leichnam erneut. Die Armmuskulatur war verschwunden, aber die Tätowierungen waren

noch da, nur dunkler, wie Zeichnungen auf Luftballons, wenn man die Luft rauslässt. Das einst so einschüchternde Heavy-Metal-Skelett sah jetzt so bedrohlich wie ein Spatz ohne Federn aus.

»Ja ... Das ist er ... Nicht das Gesicht ... die Tätowierungen. Ich erkenne die Tätowierungen.«

»Bist du ganz sicher?«

»Das ist hier keine Scheißquizsendung«, sagte Karl und versuchte, seinen Zorn über Wilsons scheinbare Gleichgültigkeit zu verbergen. »Ich bin so sicher, wie es geht. Reicht das jetzt, Scheiße noch mal?«

Wilson nickte dem Assistenten zu. Das Tuch wurde wieder über den Toten gebreitet.

Ein paar Minuten später sagte Karl, draußen an der wunderbar frischen Luft: »Als du mir gesagt hast, er wäre erschossen worden, war mir nicht klar, wie sehr erschossen. Armer Kerl.«

»Ich habe schon Schlimmeres gesehen, und ich an deiner Stelle würde mein Mitleid für den guten Mann in Grenzen halten«, konterte Wilson. »Heroin und Mord. Vergiss nicht, Chris Brown hat eine Menge Leute ins Jenseits befördert. *Er* kannte kein Mitgefühl für die Menschen, die er ermordet hat.«

Karl spuckte aus, um den Geschmack von totem Fleisch im Mund loszuwerden. »Du bist ein hartherziges Aas, genau wie deine Schwester. Muss in der Familie liegen.«

»Nicht den Ton dem Boss gegenüber, Kane«, mahnte Cairns naserümpfend.

»Sie haben recht, Cairns«, sagte Karl. »Viel zu freundlich. Und halten Sie sich aus meinen Gesprächen raus.«

Wilson sah auf die Uhr, als würde er sich langweilen. »Ich danke dir jedenfalls, dass du hergekommen bist. Das hat uns eine Menge Papierkram erspart.«

Karls Gesicht lief rot an. »Papierkram? Ein Mann wird zu Klump geschossen, und hier geht es nur um Papierkram? Damit du deinen Boss glücklich machst?«

»Du weißt, was ich meine.«

»Klar. Ich weiß nur zu gut, was du meinst.«

»Hör zu, wenn sonst nichts anliegt, gehen wir wieder«, sagte Wilson und zog den Mantel enger.

»Weiß man Genaueres darüber, wie es passiert ist?«, fragte Karl.

Wilson zuckte die Achseln. »Keine Offenbarungen als solche. Nachbarn haben seinen Hund gehört, der offenbar wie verrückt gebellt hat. Dann Stille. Anscheinend hat der Eindringling dem Hund die Kehle durchgeschnitten. Ein paar Minuten später Schüsse. Sein Leichnam lag mit Kugeln gespickt unter dem Bett. Er hatte so viele Feinde, da dürfte es schwierig, wenn nicht unmöglich werden, überhaupt irgendwo einen Ansatz zu finden. Er war nicht gerade beliebt. Aber das weißt du ja bereits.« Wilson sah Karl vorwurfsvoll an.

»Was willst du damit wieder sagen?«

»Du weißt, was ich sagen will. Mit Abschaum wie Brown solltest du dich wirklich nicht einlassen.«

»Wir können nicht alle der Henker sein, Wilson. Ich bin kein Richter, nur ein Privatermittler, der versucht, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen und in dieser Welt

zurechtzukommen. Jemand braucht meine Hilfe? Ich versuche, sie ihm zu geben, vorausgesetzt, er kann mich bezahlen. Scheiße, wenn du mal in Schwierigkeiten steckst, würde ich sogar in Erwägung ziehen, selbst dir zu helfen.«

Wilson schüttelte den Kopf und steckte die Hände in die Manteltaschen. Die Kälte machte sich beißend bemerkbar. »Wir müssen gehen. Wenn wir was rausfinden, lass ich es dich wissen. Aber vergiss nicht: Der Informationsstrom sollte stets in beide Richtungen fließen.«

»Quidproquo war mein Pfadfindermotto, Sir«, sagte Karl und salutierte mit zwei Fingern.

Karl wartete ab, bis Wilson und Cairns in der Ferne verschwunden waren, dann schlich er vorsichtig wieder in das Gebäude hinein und schritt abermals hastig den Flur entlang. Die Lichter waren jetzt gedämpft – hoffentlich ein Beweis dafür, dass sich Hicks' junger Assistent in Abwesenheit seines Chefs nach oben in die Cafeteria geschlichen hatte.

Wenige Sekunden später betrat Karl erneut Hicks' Reich und suchte eilig nach Chris' Habseligkeiten. Fünf lange Minuten später fand er sie schließlich in einem Pappkarton unweit der Leiche.

Als Karl den Karton mit flinken Fingern durchwühlte, tastete er Chris' Kleidung ab und überprüfte für alle Fälle eine Jeans, eine Unterhose und ein Paar Socken. Er durchsuchte die Innentasche einer Nike-Jacke. Da fand er einen Schlüssel und hoffte und fürchtete zugleich, dass es der richtige wäre, während er sich fragte, warum um alles in der Welt er sich in diesen Wahnsinn hineinziehen ließ.

»Mister Kane ...?«

Erschrocken ließ Karl den Schlüssel fallen. Drehte sich hastig um.

»Detective Lewis ...? Was ... was machen Sie denn in diesen finsternen Gewölben?« Karl fühlte sich, als würde sein Gesicht brennen.

Jenny Lewis wirkte so erschrocken wie Karl. Sie hielt einige Dokumente in die Höhe. »Ich ... ich wollte Mister Hicks fragen, ob es in Ordnung geht, dass ich ein paar Fotokopien mache. Unser Kopierer oben liegt gewissermaßen im Sterben.«

Karls Herz raste. »Also, meinen Segen haben Sie. Mister Hicks ist heute nicht da.«

Jennys Gesicht nahm einen verwirrten Ausdruck an. »Dürfen Sie überhaupt hier rein? Ich dachte, für alle Zivilisten wäre der Zutritt verboten.«

»Also, ehrlich gesagt, genau genommen bin ich kein Zivilist. Mehr ein halber Polizist. Die sind sich noch nicht einig, in welche Schublade sie mich genau stecken sollen. Jedenfalls hat mich Wilson gebeten herzukommen. Es hat sich sonst niemand gefunden, um Chris Browns Leichnam zu identifizieren.«

Jenny blickte über Karls Schulter zu dem zugedeckten Leichnam.

»Ein grauenhafter Mord, Mister Kane. Oben reden alle darüber.«

»Kann ich mir vorstellen. Ich nehme an, Polizisten haben nicht so viele Themen – ausgenommen *Coronation Street* und *Emmerdale*.«

»Ehrlich gesagt scheint kaum einer Mitleid mit Chris Brown zu haben. Die machen Witze darüber, dass er auf der Flucht vor seinem Mörder wohl einen Platten hatte«, sagte Jenny mit schwer zu deutendem Gesichtsausdruck.

»Sehr lustig. Kranke Pisser. Als er noch als Informant für sie gearbeitet hat, haben sie ihn

etwas mehr geachtet. Ziemlich heuchlerisch, finden Sie nicht auch?«

Jennys Antwort fiel unbestimmt aus. »Ich weiß nicht. Ich versuche nur, keinem auf die Füße zu treten. Was die da oben anbelangt, bin ich immer noch Persona non grata. Ich kriege auch so schon genug ab.«

»Verstehen Sie mich nicht falsch, Jenny, aber ich finde, was Sie machen, als einzige Frau hier ... das erfordert meiner Meinung nach ordentliche Eier in der Hose.«

Jennys Gesicht lief rot an, dann lachte sie nervös. »Danke ... Mister Kane. Das werd ich mir merken.«

Karl sah hastig auf die Uhr. »Ich muss jetzt los. Passen Sie gut auf sich auf. Sie haben meine Karte, falls Sie mich brauchen?«

»Ja ...«

Karl spürte Jennys Blicke im Rücken, als er unsicher den Flur entlang Richtung Ausgang stakste. *Tief durchatmen. Ruhig bleiben. Nicht umdrehen. Auf keinen Fall umdrehen ...*

»Mister Kane!«, rief Jenny plötzlich und kam ihm hektisch hinterhergelaufen.

*Scheiße!*

Karl blieb stehen, wartete, bis sie ihn einholte, und versuchte verzweifelt, ruhig zu atmen und ein entspanntes Gesicht zu wahren. Er dachte sich tausend Lügen aus. Legte sie sich zurecht.

»Gehört der Ihnen?«, fragte Jenny. »Der lag auf dem Boden.«

»Was?«

»Ein Schlüssel. Ich dachte mir, der gehört vielleicht Ihnen. Oder ist er von Mister Hicks?«

*Scheiße, Scheiße, Scheiße!*

»Der Schlüssel? Oh, ja! Der gehört mir ... ja. Ich habe ... ich habe mich schon gefragt, wo das verdammte Ding abgeblieben sein mag. Danke. Ich bin gerade ein wenig kopflos.«

»Ich verliere selbst andauernd Schlüssel. Sehr nervig«, sagte sie lächelnd, gab ihm den Schlüssel und verschwand wieder den Flur hinab.

Karl horchte, wie das Klacken ihrer Absätze zunehmend leiser wurde und verstummte. Erst dann wagte er wieder zu atmen und fragte sich, wie lange es noch dauern konnte, bis ihm seine Dreistigkeit das Genick brach.

# Kapitel Sechzehn

»Es eignet sich daher kaum zur Auswahl von Wörtern, die für eine allgemeine Mitteilung geeignet sind.« Arthur Conan Doyle, *Das Tal der Furcht*

Kalter, klammer Schweiß breitete sich auf Karls Haut aus. *Mir ist scheißegal, was andere Leute sagen. Es ist demütigend, wenn dir jemand seinen in Gummi gehüllten Finger in den Hintern bohrt.*

Karl fiel es aufgrund der Blutungen in letzter Zeit schwer, sich zu konzentrieren. Hin und wieder stechende Schmerzen, wie zuletzt gestern Nacht, und er war sich sicher gewesen, wenn er genauer darauf achten würde, würde er feststellen, dass die Schmerzen kontinuierlich schlimmer wurden. Da hatte er begriffen, dass es an der Zeit war, sich zum Arzt zu begeben – oder besser gesagt seinen Arsch, wie Naomi es so diplomatisch formuliert hatte. Naomis Vorwürfe waren unerträglich geworden. Ihm war keine andere Möglichkeit – oder kein anderer Ausweg – geblieben, als den Termin, den sie letzte Woche für ihn gemacht hatte, tatsächlich wahrzunehmen.

»Wenn Sie nicht aufhören zu verkrampfen, komme ich nicht tiefer rein«, erklärte Doktor Jim Moore mit erboster Stimme. »Sie führen sich auf wie ein großes Kind, Karl. Also, zum letzten Mal, entspannen Sie sich. Gut. Schon besser.«

»Wie lange dauert das noch?«, fragte Karl und biss sich auf die Unterlippe.

»Ich versuche mich gerade zu erinnern.«

»Daran, wie lange das dauern wird?«

»An den letzten Tipp, den Sie mir gegeben haben.« Jims Finger glitt tiefer in Karl hinein.

Karl fühlte sich, als würde ein ganzer D-Zug in ihn hineinrasen. Tränen traten ihm in die Augen; er krallte sich mit den Fingern an der Kante des Untersuchungstisches fest.

»Mein Tipp? Was ... war ... damit ...?«, fragte Karl mit zusammengebißenem Zähnen.

»Ist noch nicht ausgestanden. Sie sagten mir, es wäre ein todsicherer Tipp.« Der Finger verweilte kurz, um dann unbeirrt seinen Weg fortzusetzen.

Karl spürte einen neugierigen, rachsüchtigen Wurm. Er fühlte sich hundeelend. »Ich bin sicher ... ich habe nicht das Wort ... ›todsicher‹ benutzt ... oh! Was zum Teufel machen Sie da, Jim? Nach versunkenen Schätzen graben?«

»Lightning Streak.«

»Was?«

»Das war der Name des Pferdes. Lightning Streak.«

Karl versuchte ein klägliches Lächeln. Es misslang ihm gründlich. Seine Augenbrauen wurden schweißfeucht. »Es muss an dem Tag nicht in Form gewesen sein – oha! Können Sie nicht etwas vorsichtiger sein? Ich kann Ihren verdammten Ehering spüren, Hans Brinker. Kommt mir allerdings mehr wie ein Autoreifen vor.«

»Wie lange haben Sie schon diese Schmerzen im Anus?«

»Ist das nicht der siebte Planet in unserem Sonnensystem?«

»Geben Sie mir lieber vernünftige Antworten, Karl, wenn Sie nicht wollen, dass ich Sie mit zwei Fingern untersuche.«

»Ein paar Wochen ... vielleicht Monate.«

Jim gab einen angewiderten Stoßseufzer von sich.

»Monate? Und da kommen Sie erst heute zu mir?«

»Was soll ich sagen? Hätte ich gewusst, dass es so angenehm wird, wäre ich sofort gekommen. Bedauerlicherweise war ich zu sehr beschäftigt mit meinen ...«

»Zu beschäftigt, auf Ihre Gesundheit zu achten?«

»Jetzt übertreiben Sie nicht. Ich dachte, kein Grund, sich den Arsch aufzureißen«, sagte Karl.

»Wie witzig. Nicht besonders geistreich, aber nicht unwitzig.

Plötzlich ertönten gedämpfte Klänge in dem Behandlungsraum. Die Titelmelodie von *Rockford*.

»Merkwürdig«, sagte Jim. »Ich dachte, ich hätte das Radio ausgeschaltet.«

»Oh, pardon«, sagte Karl, der sich krümmte. »So was findet Naomi witzig. Das ist mein Handy in der Manteltasche. Lassen Sie es einfach läuten.«

»Seien Sie nicht albern«, sagte Moore, streckte den freien Arm aus und fischte das Telefon aus Karls Mantel am Garderobenständer. Er gab Karl das Handy. »Gehen Sie ran. Vielleicht hören Sie dann mal für einen Moment mit dem Gewimmer auf.«

Karl drückte auf den Knopf. »Hallo? Prima, Naomi. Ja, ich bin gerade beim Onkel Doktor. Nein, du willst ganz sicher nicht wissen, was ich im Moment gerade mache. Was? Mach dich nicht lächerlich. Wenn du mir nicht traust ... Hör auf, Naomi! Okay, okay. Augenblick, bitte.« Karl hielt Jim linkisch das Telefon hin. »Sagen Sie bitte was. Sagen Sie Naomi, wo ich bin – aber bitte nicht, was Sie gerade machen.«

Jim ließ den Finger unerbittlich in Karls Rektum. »Hallo? Ja, hier ist Jim, Naomi. Natürlich benimmt er sich. Ja, er genießt jeden Augenblick in vollen Zügen.« Ein kurzes, wieherndes Lachen Jims. »Ich bin sicher, dass er Ihnen nachher alles erzählt. Ja. Gern geschehen. War nett, mit Ihnen zu plaudern.« Jim gab Karl das Telefon zurück.

»Das ist *nicht* witzig, Naomi. Ich muss jetzt los. Da klopft jemand an die Hintertür. Hmm. Das weiß ich. Ich dich auch. Tschüs«, sagte Karl und beendete das Gespräch. »Frauen. Ich kann mich ihrer einfach nicht erwehren, Jim.«

»Eine reizende Person. Und so besorgt um Sie. Wo haben Sie sich eigentlich kennengelernt?«

»Im John Hewitt Pub. Ich war dort, um dem Vortrag von zwei Schriftstellern beizuwohnen, wie man es schafft, veröffentlicht zu werden, aber am Ende haben sie den größten Mist verzapft, den ich je gehört habe. Hab mich schwer betrunken und einem der beiden eine gelangt, als er anfang, ich würde seinen Vortrag stören, und ...«

»Was Sie natürlich nie tun würden.«

»Natürlich nicht. Jedenfalls war Naomi extra von Derrybeg hergekommen ...«

»Ah, das wunderschöne Donegal.«

»Wollen Sie das nun hören oder nicht?«

»Bitte fahren Sie fort.«

»Sie bekam mit, wie einer der Barkeeper die Polizei rief, und schaffte mich raus,

barmherzige Samariterin, die sie ist. Der Rest ist, wie man so sagt, Geschichte.«

»Und so gelangte sie am Ende in Ihre schändlichen Krallen?«

»Ich breitete einfach die Arme aus, und sie fiel buchstäblich hinein. Natürlich waren mein Charisma, mein gutes Aussehen und mein Geld nicht hinderlich. Und wenn nicht ...« Die *Rockford*-Titelmelodie erklang erneut. Karl warf einen Blick auf das Display seines Handys. Ein kryptischer Text: *Du. Chrchr. Hb 8! Wo Cnd?* »Nicht du schon wieder.«

Jim beugte sich – den Finger immer noch fest in Karl – über das Telefon. »Was um alles in der Welt soll das heißen?«

»Ich muss doch bitten! Sie haben mir die Jungfräulichkeit genommen, und jetzt gönnen Sie mir auch keine Privatsphäre mehr?«, sagte Karl und klappte lautstark das Handy zu. »Sind wir bald fertig – aaah!«

»Ja, wir sind fertig. Sie können sich wieder anziehen«, antwortete Jim und zog den Finger heraus, an dem ein winziges Klümpchen blutiger Stuhl klebte.

»Und? Was sagen Sie?«, fragte Karl, der sich die Hose über die verschwitzten Beinen zog.

»Sie haben alle klassischen Symptome von Hämorrhoiden, aber um ganz sicherzugehen, lasse ich diese Probe analysieren.«

»Was? Deswegen das ganze Theater? Hat doch so gut wie jeder. Oder nicht?« Karls Magen verkrampfte sich.

»Hämorrhoiden sind weit verbreitet, das stimmt. Meisten nur eine Unannehmlichkeit, die schnell wieder verschwindet. Ich möchte nur mit Sicherheit ausschließen, dass es sich nicht um etwas anderes handelt.«

»Zum Beispiel Krebs?«, fragte Karl. Er hatte es fertiggebracht, das grässliche Wort auszusprechen, und es war ein beängstigendes Wort, wenn man es so klar und deutlich hörte.

»Bleiben wir optimistisch, Karl. Ich möchte auf jeden Fall, dass Sie sich ballaststoffreich ernähren und etwas Sport treiben. Das bedeutet, den inneren Schweinehund so oft wie möglich überwinden und zu Fuß gehen.«

»Passen Sie auf.«

»Wenn das nicht hilft, gibt es noch andere Möglichkeiten: Ich kann kleine elastische Bänder um die Hämorrhoiden spannen, sodass sie schrumpeln und veröden ...«

»Ist das Ihr Ernst? Dass ich mit Gummibändern im Arsch hier rausspaziere? Im Leben nicht ...«

»Oder ich könnte eine Substanz in die Hämorrhoiden spritzen, die sie verödet. Das nennt man Sklerotherapie. Alternativ ließe sich das Problem auch einfach wegschneiden, in aller Regel unter Vollnarkose.«

»Das könnte Ihnen so passen, was? Als Rache dafür, dass Sie aufs falsche Pferd gesetzt haben.«

»Ich habe die Ergebnisse hoffentlich in etwa einer Woche. Bis dahin sollten Sie aufhören zu rauchen.«

»Aufhören zu rauchen?« Karl schüttelte den Kopf. »Ich bezweifle sehr, dass ich einfach so aufhören kann zu rauchen. Wie wäre es, wenn ich nächste Woche damit anfangen? Die letzten Tage waren ausgesprochen stressig, Jim, und ich muss am Freitag zu einer Beerdigung.«

»Sie sollten das ernst nehmen, Karl, sonst müssen Sie vielleicht bald zu Ihrer eigenen Beerdigung. Geben Sie das Rauchen auf. Sofort. Das ist ein Befehl, kein Rat. Ich verschreibe Ihnen Nikotinpflaster. Die helfen Ihnen, von den Glimmstängeln wegzukommen.«

»Pflaster sind was für Weicheier.«

»Aber für den Anfang nicht schlecht. Bis dahin, nicht mehr rauchen. Wir reden nächste Woche weiter.«

Draußen, auf der Straße, betrachtete Karl noch einmal die rätselhafte Textnachricht. *Du. Chrchr. Hb 8! Wo Cnd?* Er drückte eine kleine Taste an dem Gerät. Kein Netz, lautete die Antwort. Die Nachricht weckte ein mulmiges Gefühl in ihm, wie etwas Bedrohliches in seinem toten Winkel.

Er stieg ins Auto und schaltete das Radio ein. Im Rückspiegel sah er eine Gestalt, die an der Bushaltestelle auf der anderen Straßenseite Zeitung las.

»Die hiesigen Busverbindungen müssen wirklich beschissen sein. Dich habe ich schon vor einer Stunde an derselben Stelle gesehen, bevor ich zu der Untersuchung gegangen bin«, murmelte Karl bei sich.

Aus seiner Warte konnte Karl nicht genau erkennen, ob es sich bei der Person um einen Mann oder eine Frau handelte.

Er ließ den Motor an. Machte eine Wende auf die andere Straßenseite und fuhr langsam zu der Bushaltestelle. Als er dort ankam, war die Person verschwunden. Nur die Seiten der hastig weggeworfenen Zeitung flatterten im Wind wie die gebrochenen Schwingen einer Möwe.

# Kapitel Siebzehn

»Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden.« *Das erste Buch Mose 3:19*

»Du schläfst. Hab acht! Wo ist der Hund?«, sagte Naomi, die die SMS in Karls Handy übersetzte.

»Bist du sicher?«

»*Du. Chrchr. Hb 8! Wo Cnd?*«, wiederholte Naomi. »Du bist du. Das ist klar.«

»Klar.«

»*Chrchr* bedeutet schnarchen, also schlafen. *Hb 8* liegt ja wohl auch auf der Hand. ›Pass auf‹, wenn dir das lieber ist.«

»Wie dumm, dass ich das nicht sofort kapiert *hb*.«

»Spar dir den Sarkasmus, Karl, sonst kannst du das selbst entziffern.«

»O.K. *Wtr*.«

»Sehr witzig«, sagte Naomi, bevor sie mit ihrer Erklärung fortfuhr.

»*Cnd* ist die Abkürzung von Canide, also: ›Du schläfst. Hab acht! Wo ist der Hund?‹»

»Was ist denn das für ein Quatsch? Das ergibt gar keinen Sinn. Ich habe nicht mal einen Hund«, sagte Karl und ließ sich, nach der Begegnung mit Jims bohrendem Finger am Vormittag geistig wie körperlich erschöpft, aufs Sofa fallen.

»Könnte ein Betrugsversuch sein«, deutete Naomi an.

»Was?«

»Ein Betrugsversuch. Geht ganz leicht. Die schicken dir was, du wirst neugierig und antwortest. Ehe du dich versiehst, knöpfen die dir Unsummen an Telefongebühren ab. Ein ganz alter Trick. Du hast doch wohl nicht geantwortet, oder?«

»Was sollte ich denn antworten, wenn ich nicht mal kapiere, was der Blödmann eigentlich von mir will, Herrgott noch mal?«

»He! Du hast mich gebeten, das für dich zu entziffern. Du musst mir nicht gleich den Kopf abreißen.«

Karl schloss die Augen, atmete tief ein und langsam wieder aus.

»Es tut mir leid ...«, brachte er schließlich heraus.

Naomi setzte sich neben ihn und hielt seine Hand. »Mir sollte es leidtun. Ich weiß, du hattest einen anstrengenden Tag beim Arzt, aber wenigstens ist es jetzt überstanden. Hat sich der Besuch nicht gelohnt, und sei es nur, weil du jetzt beruhigt sein kannst?«

Karl nickte. »Ja. Du hattest recht, mich zu drängen. Zum Glück dachte Jim, es wäre nur, weil ich den ganzen Tag auf meinem nutzlosen Arsch sitze und mich langweile.«

»Ich dulde nicht, dass du so über deinen Körper redest. Denn den mag ich sehr.« Sie küsste ihn zärtlich auf die rechte Wange. »Du sagst mir doch die Wahrheit, Karl, über deinen Arztbesuch? Da war nichts weiter? Nur Hämorrhoiden?«

»Ich liebe es, wenn du so redest. Hämorrhoiden. Niemand sagt das so wie du.« Karl lächelte gequält. »Und damit erkläre ich alle Diskussionen über meinen Hintern für beendet. Am heutigen Tag wird er nicht noch einmal erwähnt, basta.«

Das Handy klingelte.

Naomi ging ran.

»Hallo? Oh. Ja, Katie, dein Vater ist da. Augenblick, bitte.«

Naomi reichte das Telefon mit ausdrucksloser Miene an Karl weiter.

»Katie? Wie geht es denn meiner hübschen Kleinen in Edinburgh?«, sagte Karl mit ausgeprägtem schottischem Akzent.

»Du bist ja immer noch mit dieser Frau zusammen, Dad«, ertönte Katies vorwurfsvolle Stimme am anderen Ende.

»Und ich liebe dich auch, meine Schöne. Wie läuft es in der Schule?«

»Es ist keine Schule, es ist eine Universität, und es läuft scheiße.«

»Hör auf zu fluchen. Du weißt, du darfst keine Schimpfwörter mit mehr als einem Buchstaben in den Mund nehmen.«

Ihrem anfänglich streitlustigen Ton zum Trotz, lachte Katie leise, und plötzlich strahlte Karls Gesicht vor Erleichterung.

»Du sollst mich ernst nehmen, Dad.«

»Okay. Ich geb mir Mühe. Warum rufst du an? Aber ich muss dich warnen, wenn du sagst, wegen Geld, dann schreie ich.«

»Wie laut?«

»Wie viel?«

»Hundert.«

Karl schrie so laut, dass Naomi zusammenzuckte.

Katie kicherte.

»Wenn du hier von Pennys sprichst, dann verkaufe ich etwas und schicke dir die Summe zum fünfzigsten Geburtstag.«

Lauteres Gelächter vom anderen Ende ertönte aus dem Telefon.

»Lach nicht. Es ist mein Ernst, Katie.«

»Ich hab dich lieb, Dad.«

»Nicht halb so sehr wie ich dich. An die Adresse, die ich habe?«

»Ja ...«

»Ich schicke es morgen früh gleich als Erstes. Okay – oh, Katie?«

»Ja?«

»Halte dich von den Schotten fern. Ich traue keinem Mann, der einen Rock trägt.«

Katie antwortete unter Gelächter. »Hab dich lieb, Dad. Tschüs.«

Das Geräusch von Küssen am anderen Ende der Leitung beendete das Gespräch.

»Katie lässt dich lieb grüßen«, sagte Karl mit einem bemühten Lächeln zu Naomi.

»Ich weiß. Ihre Zuneigung war förmlich spürbar.«

»Lass ihr Zeit, Naomi. Sie ist jung und zwischen ihrer Mutter und mir hin- und hergerissen. Es ist bestimmt nicht leicht für ...«

Der Summer an der Eingangstür des Büros ertönte.

»Können die nicht lesen, dass wir in der Mittagspause sind?«, fragte Karl.

»Na komm. Lass uns ins Büro runtergehen. Du machst nie deine erste Million, wenn du deine Kundschaft ignorierst.«

Auf dem Weg nach unten sah Naomi deutlich die Silhouette einer untersetzten Gestalt vor

der Ornamentglasscheibe der Tür – und dass das »Mittagspause«-Schild heruntergefallen war.

Sie riss die Tür auf und entschuldigte sich hastig.

»Tut mir leid, normalerweise sind wir ...«

»Guten Tag, Naomi«, sagte Bill Munday mit einem fast unmerklichen Nicken. »Sie müssen sich nicht entschuldigen. Ich war zufällig in der Gegend und dachte mir, ich könnte zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Ist Mister Kane zu sprechen?«

»Einen Moment. Er müsste gleich da sein«, antwortete Naomi und ließ Munday an der Tür stehen.

Munday betrat das winzige Büro und setzte sich. Keine Minute später kam Karl zur Seitentür herein, während im Hintergrund eine Toilettenspülung rauschte.

»Ah, Mister Munday. Wie geht es Ihnen an diesem ungewöhnlich warmen Tag?«

»Bei aller Wärme spürte ich eindeutig eine gewisse Kälte seitens der sonst so freundlichen Naomi«, antwortete Munday.

»Wie heißt es noch? Wenn du jemanden brauchst, der dich liebt, kauf dir einen Hund.«

»Der ist gut, Mister Kane. Den muss ich mir unbedingt für meine Hundefreunde merken.«

»Ich glaube, Sie haben bei der Morgenwäsche etwas übersehen«, sagte Karl lächelnd und klopfte sich an die Stirn. »Sie haben da einen großen schwarzen Fleck.«

Plötzlich wirkte Mundays Gesicht verkniffen. Seine Augen wurden zu schwarzen Löchern. »*Memento homo, quia pulvis es, et in pulverem reverteris.*«

»Bedenke, Mensch, du bist Erde und sollst zu Erde werden?«, sagte Karl und lächelte stolz.

»Ihr Latein ist makellos.«

»Neben Englisch – auch wenn ich schlecht in Rechtschreibung war – gehörte Latein zu meinen Lieblingsfächern in der Schule.« Dann kam ihm endlich die Erkenntnis. »Augenblick mal. Heute ist Aschermittwoch, nicht? Natürlich! Ich habe mich schon gefragt, warum Naomi mich gestern so mit Teekuchen gemästet hat. Und ich dachte, es läge daran, dass ich so unwiderstehlich bin.«

»Sie sollten nicht über Erlösung oder Buße spotten, Mister Kane. Eines Tages klopfen die vielleicht auch an Ihre Tür.« Mundays Gesicht entspannte sich nur unmerklich. »Was haben Sie für mich?«

Karl zog einen Umschlag aus der Schublade. Er schob ihn über den Tisch hinweg zu Munday. »Ich glaube, der gehört Ihnen«, sagte er.

Ein Lächeln ließ Mundays Gesicht erstrahlen, um schlagartig zu verschwinden, als er den Umschlag öffnete.

»Geld?«

»Zählen Sie nach. Sie werden sehen, dass alles da ist.«

»Warum?«

»Vermutlich werde ich alt, aber ich glaube, eine Liste mit Mädchen, die anschaffen gehen, kann zu nichts Gutem führen. Ich hoffe, ich habe Sie nicht gekränkt, aber so sieht es aus.«

»Ich dachte, ich kenne Sie, Kane. Offenbar habe ich mich geirrt.«

»Da sind wir schon zwei. Ich dachte auch, ich kenne mich.«

»Sind Sie ganz sicher? Angesichts ihrer prekären Lage ist das verdammt viel Geld, das Sie da ablehnen.«

»Aber wohl auch verdammt viel Ärger, wenn ich es annehmen würde. So oder so, Sie gehen ein wenig reicher hier raus, als Sie reingekommen sind.«

»Aber Sie sind ärmer«, sagte Munday und steckte den Umschlag ein.

»Nein. Nicht im Geringsten. Guten Tag, Mister Munday. Es war ... interessant.«

Naomi wartete, bis Munday gegangen war, dann betrat sie das Büro.

»Zufrieden?«, fragte Karl.

Naomi lächelte. »Das wird sich zeigen. Ich habe das ›Mittagspause‹-Schild wieder aufgehängt und darauf geachtet, dass es diesmal auch hängen bleibt. Komm ins Bett ...«

# Kapitel Achtzehn

»Die Seel', in der sich Böses eingenistet, kennt fürderhin nichts Gutes mehr.« Sophokles,  
*Philoktet*

Der Feierabendverkehr in Belfast ließ gerade etwas nach und machte das Autofahren halbwegs erträglich, als William McCully mit seinem Mercedes zwei Straßen von der Odyssey Arena entfernt auf den Privatparkplatz fuhr. Die meisten, die in der Stadt arbeiteten, waren jetzt zu Hause, was Enklaven der Ruhe in den umliegenden Straßen schuf. In nicht einmal zwei Stunden würde der Wahnsinn wieder anfangen und Menschenmassen zurückströmen, um sich unterhalten zu lassen und den köstlichen Geschmack des Anrühigen zu genießen: das bunte Nachtleben der Stadt und ihre dunkle, mit Drogen und Prostitution gewürzte Seite.

Als er aus dem Auto stieg, leuchtete ein greller Reigen auf; die Straßenlaternen waren eingeschaltet worden, um das eindrucksvolle Hafenareal zu erhellen. Im Winter hatte diese abendliche Stunde etwas Magisches, fand McCully, während eine Kette weichen, goldenen Lichts in runden, dickbauchigen Lampen ihm den Weg zum Apartment wies.

Das Zwei-Zimmer-Apartment befand sich zwar in bester Lage, stand aber dennoch seit unerklärlichen sechs Monaten zum Verkauf, und noch immer hatte niemand angebissen. Gegen die Gerüchte, dass zwei Straßen weiter ein Obdachlosen asyl gebaut werden sollte, halfen auch die Versicherungen von McCullys gut geschmierten Speichelleckern im Belfaster Stadtrat wenig, die die Baugenehmigung für das Asyl blockierten.

Vor zehn Jahren wäre es undenkbar gewesen, ein solches Apartment zu einem derart exorbitanten Preis zu verkaufen. Die Gegend war so tot gewesen wie die Körper, die hin und wieder in dem öligen, verdreckten Wasser des übel riechenden Lagan trieben. Selbst die Ratten rümpften die Nase und verließen die Gegend in Scharen. Heute bestimmten Neubauten und öffentliche Räume das Bild, das einst von Verwahrlosung und Verfall bestimmt worden war; sie verliehen dem Viertel ein kosmopolitisches Flair und verströmten übertriebene Zuversicht in die ökonomische Zukunft der Stadt.

McCully begutachtete das Apartment und vergewisserte sich, dass alles perfekt war für den Klienten, einen Mister Peter Stapleton, exzentrischer Millionär und Künstler.

Es war fast sechs Uhr, und wie auf ein Stichwort hin gab die Klingel ihren leisen, melodischen Ton von sich.

»Nimm es, nimm es, nimm es ...«, flüsterte McCully Sekunden, bevor er die Tür öffnete.  
»Mister Stapleton! Bitte, treten Sie doch ein.«

Stapletons Sekretärin hatte ihm schon am Telefon von der Haphephobie des Künstlers berichtet, dennoch hätte ihm McCully um ein Haar die Hand zum Gruß gereicht.

»Ist es hier immer so kalt?«, fragte Stapleton, der Handschuhe trug, und klopfte sich auf die Oberschenkel.

*Es ist gar nicht kalt*, dachte McCully ein wenig verblüfft. *Aber ich hätte trotzdem die Heizung aufdrehen müssen. Fehler Nummer eins.*

»Äh, dieser Winter hat Rekorde gebrochen«, antwortete McCully. »Normalerweise ist es

nicht so kalt. Ich bitte um Entschuldigung, dass ich die Heizung nicht eingeschaltet habe, Mister Stapleton. Daran hätte ich denken müssen.«

Stapleton machte eine wegwerfende Geste mit der umhüllten Hand. »Machen wir einen Rundgang? Und bitte, nicht so förmlich. Nennen Sie mich Peter.«

»Ja ... ja, natürlich ... Peter.«

McCully schritt durch die geräumige Diele, Stapleton folgte ihm in das großzügige Esszimmer mit seinem atemberaubenden Ausblick auf das Wasser.

Zu McCullys Erleichterung wirkte Stapleton beeindruckt.

»Reizende Aussicht auf die Albert Clock. Wie sich die Dinge doch verändern ...«, bemerkte Stapleton, der zum Fenster hinaussah.

»Wirklich ein schöner Blick«, sekundierte McCully.

Der eindrucksvolle, unweit der Docks gelegene Turm der Albert Clock war einst von Prostituierten umlagert gewesen, die dort mit den eintreffenden Matrosen ihrem Gewerbe nachgingen. Heute konnten vergnügungssüchtige Besucher dort bestenfalls mit einem manisch-depressiven Clown oder einem mehr oder weniger begabten Jongleur auf Stelzen rechnen.

»Wussten Sie, dass *Ausgestoßen* mit James Mason bei der Albert Clock spielt?«, fragte Stapleton.

»Wirklich?«, antwortete McCully und hoffte, dass er sich interessiert genug anhörte. Er betrachtete den Turm fragend, als wäre der ein seltsames abstraktes Gemälde, das er interpretieren musste. »Nachts geht nichts über die beleuchtete Stadtkulisse, Peter. Unschlagbar. Ehrlich gesagt, hätte ich dieses Apartment fast für mich selbst gekauft. Mit dem Auto fünf Minuten zum Flughafen, zu Fuß fünf Minuten zum Bahnhof ...« McCully spulte aalglatt seine Verkaufsfloskeln ab. Er spürte, dass es heute klappen würde.

Dann ging schlagartig alles schief.

Die Schmerzen waren derart unerträglich, dass McCully sich unwillkürlich zusammenkrümmte. Er roch den verbrannten Geruch seiner Haut; hörte sie brutzeln wie Speck in einer gut gefetteten Pfanne.

*Die Schmerzen. Oh, großer Gott, die Schmerzen ...*

Jedes einzelne Molekül in seinem Körper explodierte.

Dann folgte die barmherzige Dunkelheit, die jeden Schmerz vergessen ließ.

# Kapitel Neunzehn

»Es gibt ein Grauen, welches vermittels natürlicher Erscheinungen wie auch verbaler Schilderungen Einlass in das Denken zu finden vermag, und wiewohl es einem das Blut in den Adern gefrieren lassen und vorübergehend Angst erzeugen kann, ist es nicht unangenehm und mag mitunter gar wünschenswert sein.« James Beattie, *Dissertations Moral and Critical*

McCullys Leib regte sich ein wenig, als die schwarze Dunkelheit einem gelblichen Leuchten wich. Er nahm einen ätzenden Geruch wahr. Er rümpfte die Nase und schüttelte heftig den Kopf. *Riechsalz?* Die Wirkung war überwältigend.

»William? Aufwachen, William.« Zwei harte Schläge, die sich wie Peitschenhiebe anfühlten, auf beide Wangen. »Komm zu dir, Schlafmütze. Auf, auf.« Zwei weitere Schläge.

Seine Umgebung verschwamm und wurde unscharf. Jemand kniete über ihm und sah ihm direkt ins Gesicht. Die Züge der Person waren fließend wie flüssiges Gummi. Er kniff die Augen fest zu und öffnete sie wieder in der Hoffnung, sein Blick würde sich klären. Eine Frau? Sie sah aus wie ein Junkie, der dringend einen Schuss brauchte. Er wollte sich bewegen, doch seine Hände waren hinter dem Rücken gefesselt. Seine Knöchel ebenso.

»Oh ... mein Hals ...« Die Schmerzen waren unerträglich. Sein Hals fühlte sich an, als würde jemand darauf stehen und ihn langsam zerquetschen.

»Lass mich sehen«, ertönte eine Stimme.

Er spürte ihre Finger an der wunden Stelle, wo sich die Haut lila verfärbt hatte. Als sie ihn dort kniff, zuckte er zusammen.

»Oh, hat das wehgetan? Ist aber gar nicht schlimm. Sieht aus wie ein großer Knutschfleck. Damit kannst du bei deinen Freunden angeben. Du gibst doch gern an. Oder nicht, William?« Heiterkeit klang aus ihrer Stimme. Nicht fröhlich. Bedrohlich. »Du hast etwas mehr Strom abbekommen, als ich beabsichtigt hatte. Der Teppichboden hat die Wirkung verstärkt. Normalerweise bleibt nach dem Schock nur ein taubes Gefühl zurück.«

»Was ... was soll das alles? Wo ist Peter? Was haben Sie mit ihm gemacht?«

Ihre Miene verfinsterte sich. »Er weilt nicht mehr unter uns. Allerdings solltest du dir mehr Sorgen um deine Situation machen als um seine.«

»Sie ... Sie haben ihn umgebracht? Warum? Was hat er getan? Was hat das alles zu bedeuten?«

Sie antwortete nicht, sondern sah ihn nur mit einer erschreckend kalten, raubtierhaften Neugier in den Augen an.

»Was ... zu trinken ... kann ich wenigstens etwas Wasser haben ... bitte?«, flehte er.

»Hmm«, murmelte sie schließlich, traf aber keine Anstalten, seine Bitte zu erfüllen.

»Vielleicht später. Wenn du brav bist, William.«

»Was wollen Sie von mir?«

Sie legte ihm behutsam einen Finger auf die Lippen und brachte ihn so zum Schweigen.

»Erste Regel, William: keine Lügen. Lügen machen dich klein und mich unbedeutend. Lügen werden bestraft; die Wahrheit wird belohnt.« Sie holte ein kleines Gerät aus der

Handtasche, nicht größer als ein Handy. »Aus Japan. Wunderbar, findest du nicht auch? Nennt sich King Zapper. Vor ein paar Jahren waren diese Dinger noch so groß wie Backsteine. Sieh sie dir jetzt an. Nicht größer als ein Mobiltelefon. Aber sie können binnen eines Sekundenbruchteils einen Stier zu Fall bringen.« Sie drückte auf einen kleinen, grünen Knopf. Eine grelle, gespaltene Zunge kobaltblauen Lichts loderte in dem garstigen Gerät auf und knisterte bedrohlich zwischen King Zappers Metallzähnen. Sie hielt das Gerät ganz nahe an McCullys Gesicht, als wollte sie ihm eine Rasur damit verpassen.

»Bitte ...« Er wandte das Gesicht instinktiv von King Zapper ab.

Sie führte King Zapper zu McCullys Mund, wo sie ihn über den Lippen verweilen ließ.

Er schloss die Augen. Spürte King Zappers Summen dicht über den Lippen. Knirschte mit den Zähnen, wartete auf den Stromstoß.

»Augen auf, William.«

Er gehorchte widerwillig.

»Gut. Warum macht ihr Jungs nur immer die Augen zu? Die Schmerzen werden dadurch nicht weniger. Wollt ihr so das Unvermeidliche verhindern? Das ist Regel Nummer zwei: Augen weit auf. Wenn du sie ohne Erlaubnis zumachst, bekommen deine Eier einen Kuss. Natürlich nicht von mir. Von King Zapper.«

Sie hielt King Zapper noch näher. McCully konnte die Elektrizität schmecken. Wie feuchtes Kupfer. Seine Zähne klapperten. Schweiß lief ihm über das Gesicht, wobei er sofort an die leitenden Eigenschaften denken musste; er mochte sich nicht ausmalen, was passieren würde, sollte King Zapper ihn berühren.

»Schon gut. Ich weiß, wir müssen den bösen King nicht noch einmal benutzen«, flüsterte sie beruhigend und drückte einen roten Knopf. King entschlummerte.

»Wer ... wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?« Seine ängstliche Stimme klang blechern.

»Ein paar Informationen. Mehr nicht. Dann verschwinde ich für immer wieder aus deinem Leben. Wie hört sich das an, William?«

Er wollte nicken, aber sein Hals war zu wund. »Was ... was für Informationen?«

»So gefällt du mir«, ermutigte sie ihn und nahm dabei einen großen Umschlag aus einem ledernen Aktenkoffer, der wenige Schritte entfernt auf dem Boden stand. Sie öffnete den Umschlag und nahm ein Bündel Schwarz-Weiß-Fotos heraus. Abgesehen von einigen Altersspuren an den Rändern, sahen die Fotos recht neu aus.

»Ich möchte, dass du dir die genau ansiehst. Denk nach, bevor du etwas sagst. Ich kenne die Antworten bereits. Ich will nur feststellen, ob du ehrlich zu mir bist.«

Draußen ertönte die Albert Clock und läutete dreimal. Früher Morgen, die Stadt schlummerte friedlich.

McCullys betrachtete das erste Foto, das sie wie ein Storyboard in den Händen hielt. Eine Gruppe junger Männer in wahllosen Posen, manche in der Hocke, andere starr und aufrecht neben einer dunklen Stelle am Boden. Die Gruppe glich neugierigen Meerkatzen.

»Kennst du einen davon?«

Er betrachtete das Foto erneut, da ihre Frage ihn verwirrte. »Nein ... ich glaube nicht ...«

Sie tauschte das Foto hastig gegen das nächste in dem Stapel aus. Dieselbe Gruppe Männer in leicht veränderter Haltung. Eine herangezoomte Nahaufnahme. Deutlicher. Jetzt

stand nur noch einer der Gruppe und sah direkt und trotzig, mit einem leicht verwirrten Gesichtsausdruck in die Kamera.

»Und?«, drängte sie.

»Nein. Es tut mir leid ... ich kenne keinen davon. Was soll das alles ...?«

Sie bewegte die Hand so schnell, dass man es kaum erkennen konnte. Der King summte in McCullys Schritt.

»Aaah – Scheiiiße!« Eine Million Tritte in die Eier. Plötzlich roch es in dem Zimmer nach verbranntem Stoff.

»Zu deinem Glück, William, hat deine Hose den größten Teil dieses Stromschlags abbekommen, andernfalls wärest du jetzt entmannt.« Sie zappte ihm die Stirn.

»Aaargh!«

»Bedauerlicherweise schützt deine Stirn kein Stoff. Ich habe dich gewarnt, was das Lügen anbelangt«, sagte sie und zog die Hand weg. Der grauenhafte Abdruck von King Zappers Zähnen hatte sich in McCullys Stirn eingebrannt. Ein kleines Wölkchen kathodenblauen Rauches stieg von der Verletzung auf. Der Gestank von verbranntem Fleisch war ekelerregend. »Jetzt trägst du das Mal des Tieres, weil du gelogen hast. Lüg mich nicht an, William! Lügen werden ausgebrannt. Verstanden?«

»O Gott, o Gott ... bitte helfen Sie mir ... die Schmerzen ...«, flüsterte er gequält, während ihm schwarz vor Augen wurde und er eine Ohnmacht gleichermaßen fürchtete wie herbeisehnte.

»Werd mir ja nicht bewusstlos, William. Falls doch, habe ich Mittel und Wege, dich wieder zu dir zu bringen. Keine sehr angenehmen Mittel und Wege. Werd – nicht – ohnmächtig.« Die letzten Worte sprach sie in gemessenem Tonfall, als hätte sie sie schon viele Male formuliert. »William? Hörst du mich, William?«

»Wasser ... trinken ... bitte ... Schmerzen ...«

»Um die Schmerzen kümmern wir uns später«, sagte sie und zückte Foto Nummer drei. »Doch jetzt zurück zu unserem kleinen Bilderabend. Versuch diesmal besser, dich zu erinnern. Öffne die Tür, die du so lange verschlossen gehalten hast. Ich bin hier und will dir helfen, dich deiner Vergangenheit zu stellen.« Plötzlich klang ihre Stimme besänftigend, wie die einer Mutter zur Schlafenszeit.

Foto drei zeigte einen jungen Mann, der so etwas wie Lumpen in die Höhe hielt; obwohl es sich um ein Schwarz-Weiß-Foto handelte, zeigten die dunkleren Stellen der Lumpen die verräterischen Spuren getrockneten Blutes. Dunkler als die dunkelsten Schatten. Zwei weitere Männer schienen die Lumpen mit verschmitzten Gesichtern zu betrachten.

Plötzlich zuckte McCully zusammen, nicht wegen des Kings, sondern wegen der Stimmen, die in seinem Kopf erklangen. *Empfindlich, Basil? Fühlt sich an, als wäre sie noch drin. Nicht, dass du was damit anzufangen wüsstest ...*

»Ich ...« McCully wollte etwas sagen, doch die Zunge versagte ihm den Dienst. »Ich ... o Gott ...«

Sie nickte gütig. »Schon gut. Schon gut. Lass dir Zeit, William. Jetzt besteht kein Grund mehr zur Eile. Alles wird gut.« Sie rückte näher und legte ihm eine Hand auf die Brust.

Drückte sie sanft. »So ... so ... ruhig ... ruhig ... jetzt fühlst du dich doch viel besser. Oder nicht?«

Er nickte trotz der quälenden Schmerzen in Kopf und Hals. »Ja ...«

»Du armer Mann. All die Jahre dieses gärende Gift in dir herumzutragen. Das kann nicht leicht gewesen sein. Wie du gelitten haben musst. Dein ganzes Leben lang hast du dich reinwaschen wollen, es aber nie geschafft. Ich verstehe diese Qualen – und, wie man sich vor sich selbst rechtfertigt.«

Er nickte abermals. Die gütigen Worte trieben ihm Tränen in die Augen.

»Die Schmerzen ... bitte ...«

»Du bekommst gleich etwas gegen die Schmerzen. Versprochen. Aber vorher musst du mir eine letzte Frage beantworten. Okay?«

»Ja ... ja ... jede ...«

»Ich kenne die Namen aller Leute auf diesen Fotos. Du musst mir den Namen des Mannes nennen, der nicht darauf zu sehen ist.«

»Ich ... was meinen Sie damit?«

Sie nahm King vom Boden hoch und zeichnete ein Z über McCullys Gesicht. Seine Haut zischte.

»Aaargh!«

»Pssst. Wir wollen doch nicht die Nachbarn wecken. Oder, William?«

»Aaah. Die Schmerzen. Mein Gott, die Schmerzen ... bitte nehmen Sie das weg. Ich flehe Sie an. Biiitte ...«

»Warum hörst du nicht einfach auf mich? Diese schrecklichen Schmerzen müssen nicht sein. Wenn du noch mal böse bist, William, entstelle ich dich fürs Leben. Du musst meine Fragen ernst nehmen.«

»Bitte ... ich ... ich will helfen. Wirklich. Ich weiß nur nicht, was Sie meinen.«

»Hmm.« Sie sah ihn einen Moment an. »Okay. Ich glaube dir, dass du mithelfen willst, dieses schreckliche Unrecht zu sühnen. Also, ein letzter Versuch. Wie ist der Name der Person, die nicht auf den Fotos zu sehen ist? Nicht die Äffchen, sondern der große Oberaffe, dem ihr alle gefolgt seid.«

William wollte nur die Augen schließen. So müde. Er wagte einen letzten Vorstoß.

»Er lässt mich töten, wenn ich es Ihnen sage.«

Sie sah ihn an, dann blickte sie zum gegenüberliegenden Fenster. Dann sah sie ihm direkt in die Augen. »Du hast mein Wort. Ich lasse nicht zu, dass er dir auch nur ein Haar krümmt. Das ist ein Versprechen. Und jetzt flüstere mir den Namen ins Ohr. Niemand sonst wird ihn hören. Versprochen.«

Mit einem Seufzen antwortete er, ein aus Angst vor möglichen Zuhörern gehauchtes Murmeln.

Sie hörte aufmerksam zu. Schloss die Augen. Holte zischend Luft. Schlug die Augen auf. Sie hatte sich verändert. »Bei allem, was du getan hast, ist noch ein Fünkchen Gutes in dir. Lass dir von keinem etwas anderes einreden, William.«

William nickte angesichts ihrer Worte. »Danke ...« Die Erleichterung stand ihm ins Gesicht geschrieben. Würden sich nur alle Geständnisse so gut anfühlen ...

Lautlos griff sie mit einer Hand in die Handtasche und holte etwas heraus. Eine Schusswaffe. Klein, aber dennoch sah sie in ihrer zierlichen Hand irgendwie riesig aus.

»Oh, Scheiße, nein ...« William versuchte, die Augen zu schließen.

»Mach die Augen auf, William. Sei kein Feigling. Dies ist die letzte Haltestelle. Alles aussteigen.«

Widerwillig schlug er die Augen auf und verspürte Übelkeit bei dem Anblick.

Mit der linken Hand schraubte sie den enormen Schalldämpfer auf, der die ganze Waffe länger machte. Jetzt sah die winzige Pistole wahrhaft eindrucksvoll aus.

Williams Gesicht verlor im Handumdrehen jegliche Farbe und wurde kalkweiß, während er die Waffe und den grässlichen Aufsatz fixierte.

Behutsam drückte sie ihm die Waffe auf die Brust. Kaltes Metall auf klammer Haut. »Zeit, die Zeche zu zahlen, William.«

»Bitte ... ich ...«

Der stechende Ausdruck in ihren Augen verschwand einen Moment, als sie sich auf etwas anderes konzentrierte. »Glaubst du daran?«, fragte sie und hob mit der Waffe die silberne Medaille samt Kette hoch, die er um den Hals trug.

»Das ist mein ... Sankt Christopherus ... ein Geschenk meiner Mutter, Gott sei ihrer Seele gnädig.«

»Glaubst du daran, habe ich gefragt?«

Seine Lippen waren trocken wie Schmirgelpapier; er versuchte, sie zu lecken. Keine Spucke.

»Ja«, flüsterte er heißer. »Ich glaube ...«

Sie zerrte brutal daran und sah, wie die Kette riss, Kettenglieder zu Boden fielen.

»Kopf oder Zahl?«, fragte sie.

»Was?«

»Kopf oder Zahl. Du entscheidest.« Sie legte den Anhänger perfekt ausbalanciert auf ihren Daumen.

»Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Für einen angeblich so intelligenten Mann lässt du dich recht schnell verwirren, William«, sagte sie und schüttelte kaum merklich den Kopf. »Wenn du jetzt nicht verstehst, wirst du es nie. Deine Chance, zu verstehen, ist vertan. Ich entscheide für dich. Wenn dein Heiliger mit dem Gesicht nach oben landet, überlebst du. Ganz einfach; nicht sehr kompliziert.«

»Bitte ...«

»Kein ›Bitte‹ mehr.«

Sie warf die Medaille in die Luft.

Er sah, wie der Anhänger herumwirbelte, eine silberne Schliere. Er atmete tief durch, als die Medaille Zentimeter von seinen Füßen entfernt auf dem Teppich landete. Er konnte nicht erkennen, auf welcher Seite sie gelandet war. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Der volle, erstickende Geruch von überreifen Bananen und beißenden Zwiebeln hing in der Luft; der Geruch der Angst.

Bedächtig betrachtete sie die Münze.

»Er hat dir den Rücken zugewandt, William.«

Ihre Worte glichen einem Schlag in seine Brust. Ihm stockte der Atem.

»Bitte. Ich flehe Sie um mein Leben an. Sie müssen das nicht machen.«

»Doch. Es ist vorherbestimmt. Du hast es dir selbst zuzuschreiben. Ich bin lediglich die Vollstreckerin dessen, was du begonnen hast.«

Mit diesen Worten war der Austausch zwischen ihnen beendet.

Er erschauerte, jedoch nicht, weil ihm kalt war, sondern weil sein Körper endlich instinktiv begriff, was er vor wenigen Minuten nur ahnen, aber nicht in seiner ganzen Bedeutung erfassen konnte.

»Bitte ...«

»Wenn ein Wort zu oft wiederholt wird, verliert es seine Wirkung, William. Es wird bedeutungslos.«

In seiner Niederlage errangen sein alter Zorn und die Arroganz wieder die Oberhand.

»Dann leck mich doch! Fahr zur Hölle!«

»Gute Abschiedsworte – zu *deinem* Abschied, William.«

Draußen, ein Bombardement von Geräuschen: Ein Taxi hupte einem einsamen Passanten; das leise Donnern eines Zuges, der sich dem Hauptbahnhof von Belfast näherte, ließ den Boden des Apartments vibrieren; eine desorientierte Möwe schrie. Er war verloren. Für immer.

»Nun mach schon. Du hast nie die Absicht gehabt, mich gehen zu lassen. Oder? Antworte, du verlogene Hure!«

Sie sagte nichts, und mit diesem Schweigen sagte sie alles und schoss ihm in die Stelle, wo der Priester vor gerade mal zwölf Stunden seinen schmutzigen Daumenabdruck hinterlassen hatte.

# Kapitel Zwanzig

»Kurze Gebete, viele sprachen wir nicht, Und sprachen auch nicht von Sorgen; Doch mit stetem Blick in des Toten Gesicht, Dachten wir bitter an Morgen.« Charles Wolfe, *The Burial of Sir John Moore at Corunna*

Karl wusste aus Erfahrung, dass alle Beerdigungen ernste Angelegenheiten waren, doch diese gestaltete sich nicht nur minimalistisch, sondern auch extrem unschön: Ein gleichgültiger Priester leierte eine kurze, gleichgültige Predigt herunter, sechs Besucher standen zusammen, als zwei Pressefotografen ihre Fotos für die Abendausgabe machten. Karl bezweifelte, dass sich ein Mitglied von Chris' Familie unter den Anwesenden befand. Vermutlich allesamt morbide Leichenfledderer, denen es nur darum ging, sich an einen Berühmt-Berüchtigten anzuhängen. Wenn man einen Menschen nach der Anzahl der Trauergäste bei seinem Begräbnis beurteilen wollte ...

Die plötzliche Erkenntnis, dass Vergebung ein gemeines Aas sein kann, wenn man sie in Zahlen ausdrückt, verdüsterte Karls niedergeschlagene Stimmung nur noch mehr.

»Was für ein schreckliches Leben, du armer Kerl.«

Selbst die lange Zeitspanne – über eine Woche –, bis die Behörden den Leichnam endlich zur Beerdigung freigaben, hatte für Karl einen Beigeschmack des Kleinkarierten, das ans Rachsüchtige grenzte. *Wir hatten nicht den Mumm, uns mit dir anzulegen, als du noch am Leben warst, Chris Brown, aber jetzt ...*

Marty Harrington, Inhaber einer Kette von Bestattungsinstituten – Heavenly Harrington's –, deren Filialen über die ganze Stadt verstreut waren, beobachtete seine Totengräber, wie sie den Sarg von Chris Brown in die Erde hinabließen. Er schien mit ihrer Arbeit zufrieden. Wenige Minuten später erteilte er nickend seine Zustimmung, das Grab zuzuschaufeln.

Als er Karls klägliche Bemühungen bemerkte, im Hintergrund zu bleiben, kam er für Karls Geschmack ein wenig zu eifrig über den Rasen näher.

»Kommst du morgen Abend zu dem Spiel, Karl?«, fragte sein Kartenspielgegner.

»Hoffentlich. Mal abwarten, was passiert, bevor ich zusage.«

»Ich wusste nicht, dass du und Chris Brown Freunde wart. Wusste nicht einmal, dass er überhaupt welche hatte«, fuhr Harrington fort. »Vor Tagen war er noch der große Zampano, und jetzt ist er nur noch Schnee von gestern. Kaum zu glauben, dass er mehr Menschen ermordet hat, als Trauergäste zu seiner Beerdigung gekommen sind – und zwei gehören noch zu meinem Personal und sind nur wegen der Medien da. Immerhin bekomme ich ein wenig Gratiswerbung. Was meinst du?«

Vielleicht war Karl einfach nur angewidert, vielleicht deprimiert nach Chris Browns Beerdigung, jedenfalls ignorierte er den grinsenden Harrington und stapfte wütend und stumm davon. Er fühlte sich schuldig, als hätte seine Untätigkeit mit zu Chris' Tod beigetragen, und plötzlich wurde ihm klar, dass das Leben Karl Kane heute besonders gründlich in Augenschein nehmen und ihn auf seinen Wert hin prüfen würde.

Keine Stunde später und zwei Straßen entfernt von seinem anvisierten Ziel stieg Karl aus

dem Auto und zog den Kragen seines Mantels zu, ein vergeblicher Versuch, zu verhindern, dass sich der eisige Wind wie eine kalte Schlinge um seinen Hals legte. Laubverwehungen überzogen die Straßen wie schlecht verheilte Schorf. Sie knirschten unter Karls Schuhen, ein Geräusch, das ihn an seine Kindheit erinnerte, als er mit seinem Vater im Park gespielt hatte.

Er verdrängte den Gedanken hastig und zwängte sich durch ein windschiefes Tor, das in einen winzigen Garten vorm Haus neben dem von Chris führte.

Er klingelte ein Mal, dann noch ein Mal, doch es tat sich nichts. Er klopfte an die Eingangstür. Keine Reaktion, obwohl er hörte, wie sich im Inneren jemand bewegte. Er spähte durch den Briefschlitz, was augenblicklich mit einem Heulen quittiert wurde. »Weg von der Scheißtür, bevor ich den Hund auf dich hetze, du elender Spanner!«

»Ich wollte Ihnen nur ein paar Fragen über Ihren Nachbarn stellen«, antwortete Karl.

»Na gut! Es reicht! Sagen Sie nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt.«

Karl zog sich hastig aus dem kleinen Garten zurück, ging zum nächsten Haus und klopfte ebenfalls.

Zu seiner Erleichterung ging die Tür auf.

»Ja?«, fragte ein Mann in schmutzigem Hemd und Jeans, der eine Zeitung wie einen Schlagstock unter den Arm geklemmt hatte. Der Geruch von gekochtem Rosenkohl schlug Karl entgegen.

»Ich frage mich, ob Sie mir wohl helfen könnten?«

»Kommt drauf an, nicht? Haben Sie sich verlaufen?«, fragte der Mann und beäugte Karl misstrauisch.

»Nein, ich habe mich nicht verlaufen. Eigentlich geht es um Ihren Nachbarn, Chris Brown.«

»Chris Brown?« Das Gesicht des Mannes erblühte zu einer Fleischknospe. »Nannte sich Jim Cusack, der Dreckskerl. Niemand hier wusste, dass er ein verfluchter Polizeispitzel war. Wer hätte gedacht, dass wir ein Rattenproblem haben. Sind Sie etwa ein Freund von ihm?«

»Äh, nein. An sich nicht.« Im Geiste hörte Karl einen Hahn dreimal krähen. »Ich frage mich, ob Sie in der Nacht, als er ermordet wurde, etwas Ungewöhnliches gehört haben?«

Ein »Verpiss dich!«, das von Herzen kam, wurde Karl ins Gesicht gebrüllt, worauf der Mann ihm die Tür vor der Nase zuschlug, die er nur um Millimeter verfehlte.

Einen ähnlichen Empfang bereitete man ihm an zwei weiteren Türen, und überall bekam Karl den Zorn darüber zu spüren, dass ein Asozialer die Stirn besessen hatte, sich hier in der Gegend niederzulassen.

»Er hat bekommen, was er verdiente«, murmelte eine alte Dame in Nummer achtzehn, die wie eine Heilige aussah: frisch frisiertes, weißes Haar wie explodierte Zuckerwatte. »Und seinen Freunden sollte das Gleiche zuteil werden«, fuhr sie weise fort und lächelte wie ein frisch geschliffenes Messer. Ihre falschen Zähne wirkten als Einziges echt an ihr.

Sie sah Karl nach, der ihre Blicke im Rücken spürte, als er sich Chris' Haus näherte.

Überreste von Polizeiklebeband mit der Aufschrift »Betreten verboten« verunzierten die Eingangstür. Karl riss das Plastikband weg.

Mit zitternder Hand führte er den gestohlenen Schlüssel zum Schloss und betete

inbrünstig zu Gott, dass er passen würde.

Er passte.

Im Inneren schloss Karl hastig die Tür, lehnte sich dagegen und ließ die in den Lungen gestaute Luft entweichen. Er zitterte. *Einbruch und unbefugtes Betreten? Was ist nur in dich gefahren? Für Wilson wäre es ein Fest, wenn er dich hier erwischen würde. Was, wenn er ahnt, was du vorhast, und draußen wartet? Scheiße, red dich da mal irgendwie raus, Karl, mein lieber Freund und Kupferstecher ...*

Das Haus war klinisch rein. Keine Pflanzen. Keine Bilder. Keine Hindernisse. Nichts Handfestes, das auf einen Bewohner hingedeutet hätte; buchstäblich ein Gefängnis in einem Gefängnis. Die wenigen Möbelstücke in dem Haus wirkten wie wahllos und unpassend zusammengestückelt.

Einige Flecken auf dem ansonsten makellosen Linoleum erweckten Karls Aufmerksamkeit. Er bückte sich. Die Flecken waren rund und hatten Größe und Form von Fischaugen. *Blut? Rost?*

Hastig nahm er ein Messer aus einer Küchenschublade, schnitt ein tränenförmiges Stück aus dem Linoleum und wickelte es in ein Blatt Küchenrolle.

Etwas weiter verunzierte verschmierter Kot mit Fußabdrücken darin den Boden. Karl folgte den Abdrücken hinaus in den Garten. Das kleine Grundstück war mit Hundescheiße gesprenkelt, auf der sich Februarfliegen tummelten. Eine Blutspur führte zu einem offenen Gully. Die Linie glich der Wachsmalstiftzeichnung eines Kindes.

In einer Ecke des Gartens war ein platt getretener Hundehaufen von tiefen Furchen durchzogen. Karl bückte sich und betrachtete die Furchen. Fußabdrücke.

»Du bist in Paisleys Scheiße und Blut getreten, wer immer du auch gewesen sein magst, und hast beides ins Haus geschleppt.« Die Abdrücke mit all ihren vermeintlichen Antworten hinterließen nichts als Fragen in Karls Kopf.

Er drehte sich hastig um und kehrte ins Haus zurück, da er wusste, dass die Zeit gegen ihn arbeitete. Als er wieder in der Diele stand, fragte er sich, ob er etwas übersehen hatte. Er sah zur Spüle in der offenen Küche. Sein Hals war trocken. *Ich sterbe vor Durst*, dachte er sich, dann korrigierte er die unglückliche Formulierung zu einem knapperen: *Ich verdurstete*.

Obwohl seine Gedanken nur noch um Wasser kreisten, beschloss er, hier im Haus nichts zu trinken. Es kam ihm nicht richtig vor. Als würde er einen Toten bestehlen.

Ohne noch mal zu zögern begab er sich in das Zimmer, vor dem ihm am meisten graute. Das Schlafzimmer. Dort erwartete ihn eine deutlich stabilere Tür.

Die angelehnte Tür machte ihn nervös. Er stieß sie mit der Schuhspitze ein Stück weiter auf. Plötzlich war der ganze Raum zu sehen, wie ein stummes Foto ohne Tiefe oder Schatten.

Selbst aus seinem ungünstigen Winkel sah Karl die zähen, klebrigen Blutflecken an der Unterseite des Betts. Das Blut war zu einer unebenen Masse geronnen, die eine Barriere an der Wand gegenüber bildete. Die unnatürliche Farbe verlieh dem Anblick einen surrealistischen Anstrich. Karl verspürte eine seltsame Melancholie.

Er bückte sich, sah unter das Bett und bedauerte es sofort, als eine pflaumengroße, blutverklebte Kakerlake über sein Gesicht lief.

»Elendes Drecksvieh! Verdammt noch mal ...« Er gestand es sich nur ungern ein, aber das plötzliche Auftauchen des Insekts hatte ihn erschreckt. Fleisch- und Knochensplitter bedeckten den Boden. Ein Fetzen sah wie ein Ohrläppchen aus. Karl wurde schlecht. Er fragte sich, warum es zwei eindeutig unterschiedliche Blutspuren gab. Eine unter dem Bett, die andere dicht bei der Tür. *Was zum Teufel hat das zu bedeuten?* Das Blut unter dem Bett sah dunkel, fast schwarz aus. Die andere Spur wirkte ölig und heller. Lebendig.

*Ein Überlebender?*

Er richtete sich vom Boden auf, ließ den Blick durch das Zimmer schweifen und hoffte, dass er finden würde, weshalb er eigentlich hergekommen war. Die Kommode enthielt herzlich wenig; ebenso der Schrank mit zwei Pappkartons und einer Metallkiste. In dem großen Spiegel in der gegenüberliegenden Ecke spiegelte sich Karl. Sein Gesicht – kalkweiß – erwiderte fassungslos den eigenen Blick. Etwas nagte in ihm. Etwas beunruhigend Unheimliches. Er musste diesem Albtraum bald den Rücken kehren. Nicht bald. Sofort.

Im Angesicht der Niederlage wandte Karl sich ab und entdeckte durch reinen Zufall die winzige weiße Ecke Papier, die wie ein Hemdenzipfel aussah, an der Rückseite des Rollstuhls. Er berührte den Rollstuhl zaghaft und bildete sich ein, er könnte noch die Körperwärme von Chris auf dem Sitz spüren. Hastig zog er die Blätter aus dem Geheimfach an der Rückseite der Lehne.

In einem Schrank rechter Hand fand er eine Tesco-Plastiktüte und steckte das Manuskript hinein.

Draußen zog er die Schlafzimmertür schnell zu, als ihm plötzlich klar wurde, dass er allen Bedenken zum Trotz jetzt doch einen Toten bestahl.

Auf dem Weg zur Eingangstür bemerkte Karl plötzlich Schatten in der Diele. Stand etwa jemand draußen und spähte durch das Milchglas der Scheibe herein?

*Scheiße!*

Jemand drückte die Klinke. Die Tür klirrte leise. Das rostige Geräusch des Briefschlitzes, der aufklappte, ging Karl durch Mark und Bein. In der Öffnung erschienen tastende Finger. Sah ihn da etwa jemand an?

*So ein Mist ...*

Vom Adrenalin befeuert, rannte Karl zur Hintertür, obwohl er wusste, dass dort vermutlich jemand auf ihn warten würde, dem er mit wehenden Fahnen in die Arme lief. Er hörte Holz und Glas knirschen, als die Eingangstür mit Gewalt aufgebrochen wurde. Jemand brüllte etwas. Seinen Namen?

*Scheiße!*

Hätte jemand Karl gesagt, dass er imstande wäre, eine drei Meter hohe Mauer binnen weniger Sekunden zu überwinden, hätte er sich vermutlich vor Lachen in die Hosen gemacht. Als er in sein Auto sprang, lachte er nicht. Aber um seine Hosen war es schlecht bestellt.

# Kapitel Einundzwanzig

»Die Leidenschaft, etwas zu jagen, ist tief im Herzen der Menschen verwurzelt.« Charles Dickens, *Oliver Twist*

Sean Harrisons Vater hatte ihn die Jagd gelehrt; hatte ihm gezeigt, wie man behutsam den Finger um Metall krümmte, wie man die Kraft und die Stärke spürte. Worauf er ihn nicht vorbereitet hatte, war der maultiertrittmäßige Rückstoß der Waffe, der ihn drei Schritte zurück und auf den Hintern warf, während seine Schulter sich anfühlte, als wäre sie ihm vom Körper gerissen worden. »Das wird mit mehr Erfahrung«, sagte sein Vater lachend, als er ihn aus dem Schlamm zog.

*Mit mehr Erfahrung ...*

Heute, Jahre später, betrachtete Sean seinen eigenen Sohn Robert an einem trüben Sonntagvormittag unmittelbar vor dessen Feuertaufe, sah Eifer und Nervosität im Gesicht des Jungen und erkannte sich selbst wieder, vor Jahrzehnten, als Neunjährigen.

Vater und Sohn trugen Tarnkleidung, als wären sie auf dem Weg in ein Kriegsgebiet und nicht in ein Jagdrevier. Auf Seans Camouflagejacke stand mit Filzstift das Wort »*Deer Hunter*« geschrieben.

»Tut es weh, Dad?«, flüsterte Robert mit einem nervösen Unterton in der piepsigen Stimme. Mit dem Gewehr, das er an die Brust drückte, wirkte der Knabe zwergenhaft.

Sean dachte einen Moment über die Worte seines Sohnes nach. »Dir nicht. Dem Wildschwein vielleicht, aber nur, wenn wir es nicht sauber erwischen. Wir müssen es mit einem Schuss erledigen. Andernfalls machen wir uns nur selbst das Leben schwer. Verstanden?«

Robert nickte pflichtschuldig und schluckte so heftig, dass ihm der kleine Adamsapfel wie ein Rotkehlchenei am dünnen Halse hüpfte.

Rechts von Sean erstreckte sich der Fluss wie ein breites, schwarzes, stummes Band, glatt wie Öl. Nur kleinste Wellen störten die Perfektion. Bäume warfen kohlrabenschwarze Schatten auf das Ufer. Weiter oben spaltete der Fluss das Jagdrevier in zwei Abschnitte und umspülte dabei ein Stück Land, das von rostenden Haushaltsapparaten übersät war und über dem der Gestank von Tierdung aus dem nahe gelegenen Zoo lag. Man munkelte, dass sich nachts Unheimliches am Fluss abspielte. Seltsame Geräusche. Seltsame Gerüche. Rudel wilder Hunde auf Beutezug ...

Ursprünglich hatte der Fluss keinen Namen und diente als Abraumhalde für Schrott und tote Tiere. Dann gab ihm ein ortsansässiger Dichter den Namen Apothetai. Sean begriff erst sehr viel später, wie treffend dieser Name war.

Sean und Robert schlichen tiefer in den Wald hinein, während die helle Nachmittagssonne hinter ihnen zunehmend trüber wurde. Ein starker Wind verwehte den Gestank nach toten Fischen ein wenig; am Ufer ging das karge Gras in dichtere Grünstreifen über.

Unvermittelt hörte Sean es in den Büschen rascheln. Hinter ihnen erklang ein tiefes und leises Geräusch. Das Geräusch schwoll an, verstummte, schwoll wieder an, als würde jemand in eine leere Flasche pusten. Sean konnte die Haare in seinem Nacken spüren.

»Schon gut, das ist nur ein Hund«, sagte Sean. Robert, dessen erschrockenes Gesicht einer Maske glich, antwortete nicht gleich.

Ein paar Sekunden später flüsterte Robert: »Dad ... er beobachtet uns ...«

»Was ...?« Sean zuckte zusammen, als er etwas am gegenüberliegenden Waldrand entdeckte und mit angehaltenem Atem studierte. Eine fast unmerkliche Bewegung – die man lediglich aufgrund der Beschaffenheit des Hintergrunds erahnte – half Sean, den Blick zu fokussieren. Die Augen des wilden Ebers glichen Kohlen. Stechend. Abwägend.

*Wie lange beobachtest du uns schon?*, fragte sich Sean.

»Er grinst uns an, Dad.«

»Sei nicht albern, Robert. Alle Eber gucken so.« *Du grinst tatsächlich.* Durch das Grinsen kam sich Sean wie ein Eindringling vor.

Die Stoßzähne des Ebers wiesen eine teuflische Krümmung auf. Er verharrte reglos. Beobachtete. Aus einem unerfindlichen Grund beängstigte Sean diese kontrollierte Reglosigkeit.

Fische schnellten in die Luft und unterbrachen die unnatürliche Stille.

»Ganz ruhig, Robert ... ruhig ...« Sean spürte, wie seine Kopfhaut kribbelte und jedes einzelne Haar an seinem Körper sich statisch aufrichtete. Die Verkrampfung seines Nackens pflanzte sich in die Wirbelsäule fort; seine Muskeln wurden hart wie getrockneter Ton.

»Was ... was soll ich machen, Dad?«, fragte Robert mit unsicherer und nervöser Stimme.

Sean leckte sich die trockenen Lippen. »Heb ganz langsam das Gewehr. Gut so. Ganz behutsam. Kein Grund zur Eile ...«

Das Schwarz in den Augen des Ebers wies blutunterlaufene Ränder auf. Die Farbe beunruhigte Sean zutiefst.

*Mit diesem Eber stimmt etwas auf ganz schreckliche Weise nicht, seine Größe, sein Verhalten, seine Zuversicht. Es ist fast, als würde er mit uns spielen.*

Und dann verschwand die unheimliche Kreatur fast so schnell, wie sie aufgetaucht war.

»Er ist weg, Dad«, sagte Robert mit Erleichterung in der Stimme. »Oder nicht?«

»Ja.« Sean lächelte gequält. »Aber wir sollten trotzdem wachsam bleiben. Wir überqueren den Fluss und gehen ein Stück weit flussabwärts. Dann können wir ...« Etwas, das ihm durch Mark und Bein ging, nahm ihm plötzlich den Atem. Es war die Stille. Nicht einmal ein Vogel. Ihm wurde auf unerklärliche Weise klar, dass die Bestie irgendwo im Wald lauerte und sie belauschte.

*Riechst du uns, witterst du uns? Dreckskerl ... wo zum Teufel bist du ...?*

Völlig unvermittelt griff der Eber an; seine Muskeln ließen ihn mit unglaublicher Geschwindigkeit vorwärts schnellen.

Der völlig überraschte Sean tastete wie ein Amateur nach seinem Gewehr, das noch gesichert war.

*Verdammt!*

Das Wildschwein hatte ihn auserkoren. Den Gefährlicheren zuerst erledigen, sich dann um den Rest kümmern.

Sean gelang es endlich, das Gewehr zu entsichern; er zielte aus der Hüfte, spürte jedoch

gleichzeitig, wie das Wildschwein grinsend und grunzend mit ihm zusammenstieß. Er kam nie dazu, den Abzug zu drücken. Das Tier rammte ihn nieder wie ein Güterzug.

»Neiinin!«

»Dad! Dad!«, schluchzte Robert und schüttelte seinen reglosen Vater.

Der benommene Sean tauchte wie aus einem schwammigen Nebel auf. Sein sonst rosiges Gesicht war kalkweiß. »Robert ...? Alles ... in Ordnung? Wie lange war ich weg ...?«

»Ich ... ich hab ihn, Dad! Ich hab ihn ...«

»Was? Gott ...« Zu Seans Füßen lag der Eber, starrte mit trüben Augen zu ihm empor und grinste nicht mehr. »Du ... hast es geschafft ... du hast es geschafft, Robert! Mein Gott ... du hast es geschafft ...«

»Ich hab ihn getötet, Dad! Mein erstes Wildschwein. Ich hab ihn getötet!«

»Und was für ein Wildschwein!« Sean wischte hastig Rotz und Blut von seinem und Tränen von Roberts Gesicht. »Jetzt möchte ich, dass du etwas Feuerholz holst. Ich weide das Biest hier und jetzt aus. Es wäre schließlich dumm, wenn wir seine Scheiße und Pisse mit nach Hause schleppten, oder?«

»Aber ... willst du nicht, dass ich ihn ausweide? Gestern Abend hast du gesagt, dass ich das machen muss.«

Sean lächelte. Es tat weh. »Diesmal mache ich es für dich. Du hast es dir verdient. Wirklich. Geh jetzt, aber sei vorsichtig. Halt die Ohren offen.«

Robert stieß Luft aus. Die Erleichterung stand ihm im Gesicht geschrieben, als er Holz holen lief.

Im tiefsten Inneren wusste Sean, dass er es nicht persönlich nehmen sollte, aber er konnte nicht anders. Der Eber atmete flach. Wieder stand Trotz in seinen Augen.

»Normalerweise würde ich dich von deinem Elend erlösen, Freund, und dir einfach sauber die Kehle aufschlitzen.« Sean zückte ein gezacktes Messer, betrachtete sich darin und erschrak über das, was er sah. »Aber du sollst leiden.« Er hielt dem Eber das Messer direkt unter die Kehle und setzte den Schnitt langsam und bewusst an.

Balzende Ringeltauben flatterten von einem Baum hoch und erschreckten ihn, was ihn nur noch zorniger machte.

»Warum schreist du nicht? Schrei, dann mache ich schnell.«

Das Tier sah ihn nur an und gab keinen Laut von sich.

»Schrei, du Drecksvieh, wie du mich gezwungen hast, vor meinem Sohn zu schreien. Schrei!« Sean hieb so heftig mit dem Messer auf den Eber ein, dass das Blut auf ihn spritzte. »Schrei, verdammt ... verdammt ...«

Sekunden wurden zu Minuten. Die Wut verbrauchte.

Erschöpft sah Sean zu, wie die Eingeweide aus dem Eber herausquollen wie der Jackpot aus einem einarmigen Banditen in Las Vegas. Er erinnerte sich, wie er einmal ein ganzes Wespennest im Magen eines Ebers gefunden hatte – und einige Wespen hatten noch gelebt.

Er beugte sich vor, betrachtete das Erste, das aus dem Magen des Ebers fiel, und stocherte es mit dem Messer aus den blutigen Gedärmen hervor. Der Kadaver eines toten Vogels schwamm in der blutigen *soupe du jour*. Der Rest des Menüs bestand überwiegend

aus halb verdauten Pflanzen: Wurzeln, Beeren und Tomaten. Eine wilde, arg zerkaute Rübe sorgte für Würze.

»Diese Fernsehköche könnten von dir noch was lernen, Freund«, sagte Sean lächelnd, während ihm die Erleichterung im Gesicht geschrieben stand. Dann verschwand das Lächeln so plötzlich, wie es gekommen war.

Plötzlich grinste der Eber abermals trotzig, Heiterkeit stand in seinen Augen. Die Augen des Tieres bildeten einen starken Kontrast zu den Augen der vermeintlichen Rübe.

# Kapitel Zweiundzwanzig

»Falls Sie einen schönen, frischen Leichnam haben, bringen Sie ihn her!« Mark Twain, *Die Arglosen im Ausland*

Zwei Tage später betrat Karl das Labor von Tom Hicks. Der Gerichtsmediziner stand über einem Metalltisch und wirkte gedankenverloren in seiner Welt der Toten. Vor ihm lagen Fleischbrocken wie in der Auslage eines Metzgers.

Der Gestank im Raum war unerträglich. Selbst Oberflächen, denen normalerweise kein Geruch anhaftete, schienen abstoßende Ausdünstungen abzusondern. Karls Fantasie beschwor Bilder herauf, die er lieber nicht gesehen hätte.

Widerwillig trat er näher an Hicks heran und verbarg seinen Ekel.

»Ich sage nicht gern etwas Schlechtes über Tote, aber der da ist wirklich hässlich, Tom.«

»Ein Schwein«, sagte Hicks, ohne Karl anzusehen. »Ein wilder Eber, wie es aussieht.«

»Ich wusste gar nicht, dass du auch Tiere sezierst.«

»Normalerweise nicht. Das hier haben Jäger vor zwei Tagen erschossen. Vater und Sohn. Als der Vater es ausweiden wollte, stieß er auf eine Überraschung.«

Tom nickte zu einer blutigen, unvollständigen Kugel auf dem anderen Tisch.

Karl wich vorsichtig einen Schritt zurück. »Das ist doch nicht, wofür ich es halte?«, fragte er.

»Ein stark verwester, abgehackter Kopf?«

»Ja ...«

»Falsch. Ganz falsch. Es ist ein stark verwester, *halb abgekauter* Kopf«, verbesserte Tom. »Nebst zwei Händen und einem linken Fuß.«

»Was ist passiert? Hat sich das Schwein auf einem Friedhof über die Toten hergemacht?«

Tom schüttelte den Kopf. »Wohl kaum. Keine Friedhöfe in einem Umkreis von drei Meilen um das Jagdrevier. Es ist noch früh, aber ich wage die Prognose, dass diese Burschen eines gewaltsamen Todes gestorben sind.«

Karl runzelte die Stirn. »Burschen?«

»Die Hände. Sie passen nicht zusammen. Beide wurden fachmännisch abgetrennt.«

Plötzlich fühlte sich Karls Magen wie ein Eimer voll Ratten an.

»Ich hoffe, wir haben es nicht mit einem Irren zu tun, der da draußen einen auf Burke & Hare macht, Tom.«

»Mich überrascht nichts mehr. Die Menschen sind schon lange keine Menschen mehr.«

»Die Hände gehören Männern? Definitiv?«

»Aufgrund der Größe, den Haaren auf den Fingern und so weiter, bin ich zu neunundneunzig Prozent sicher. Das restliche Prozent habe ich in zwei Stunden geklärt.«

»Das mag ich so an dir: deine Bescheidenheit und Unsicherheit. Was ist das für ein halb zerbissenes Metall Ding?«, fragte Karl und zeigte auf den anderen Tisch.

»Daran arbeite ich noch. Bisher konnte ich mich noch nicht groß damit beschäftigen. Mein Assistent ist heute Morgen nicht aufgekreuzt. Krank, behauptet er. Der weiß gar nicht, was krank heißt. Hier stapeln sich die Toten, die untersucht werden müssen, und er jammert,

weil ihm die Nase läuft. Zweifellos macht er da draußen Party. Mit dem werde ich ein Hühnchen rupfen, wenn er wieder da ist.«

»Mach mal eine Pause. Du siehst überarbeitet aus. Willst du einen Kaffee?«, fragte Karl.

»Die Maschine ist kaputt. Braucht einen neuen Heizstab oder so. Dieser Assistent ist wirklich zu nichts zu gebrauchen – wenn er überhaupt mal aufkreuzt.«

»Ich geh in die Cafeteria. Dauert nicht lang. Was willst du dazu essen?«

»Ha! Ich esse nie etwas von da, und wenn ich dir einen guten Rat geben darf, das solltest du auch nicht.« Tom seufzte. »Die haben ein blondes Haar und ein Schamhaar gefunden ...«

Karl verzog das Gesicht. »Das ist widerlich. Ich habe immer gesagt, dass die Art, wie die da oben Mahlzeiten zubereiten, zu wünschen übrig lässt. Warum tragen die nicht einfach überall Haarnetze?«

»Red keinen Blödsinn«, sagte Tom sichtlich verärgert. »Die Haare wurden am Schauplatz von Kerrs Ermordung gefunden.«

»Ich hatte es heute Morgen im Urin, dass es ein verdammt produktiver Tag werden würde. Ich habe gehofft ...«

»Leider ...«

»Ich hasse es, wenn du das sagst.«

»... hat das Schamhaar keine Wurzel und keinen Follikel. Ich bezweifle stark, dass es ausreichend DNA für einen schlüssigen Abgleich enthält.«

»Ich wusste es. Gerade, wenn man denkt, das ist der Durchbruch ...«

»Aber ...«

»Aber ...?«

»P-Phenylendiamine und Tetrahydro-6-Nitroquinoxaline.«

Karl setzte eine erstaunte Miene auf. »Tatsächlich? Bist du sicher?«

»Lass den Unsinn.«

»Ich? Du bist doch derjenige, der hier redet wie Mary Poppins auf LSD. Was ist das, für uns Laien verständlich ausgedrückt?«

»P-Phenylendiamine und Tetrahydro-6-Nitroquinoxaline sind zwei Komponenten von Färbemitteln – für Haare und Perücken. Dieses spezielle blonde Haar gehörte zu einer Perücke.«

»Hübsch.« Karl lächelte.

»Hübsch ist ein Wort, das ich im Zusammenhang mit Mord nicht gebrauchen würde.«

»Nein, natürlich nicht. Ich meinte, das gibt mir einen Ansatz. Es war keine zufällige Tat. Sie war geplant. Vermutlich kannte sie ihn – wusste von ihm. Wilson dagegen glaubt, dass es eine Zufallsbegegnung war – genau wie der Barkeeper.«

»Wilson? Der ist doch die Unfähigkeit in Person. Was weiß der schon? Oder irgendwer aus seinem Team, da wir schon dabei sind?«

»Ein Herzschrittmacher – oder was davon übrig ist.«

»Was?«, fragte Tom mit leicht verwirrter Miene. »Was hast du gesagt?«

»Ich bin gerade dahintergekommen, was dieses Metallteil ist«, sagte Karl. »Das ist ein Herzschrittmacher.«

Tom drehte das Stück Metall mit einem Stab um. Unterzog es einer genauen Betrachtung. Nickte. »Du könntest recht haben. Sieht tatsächlich nach den Überresten eines Schrittmachers aus. Eines unserer beiden Opfer scheint ernste kardiovaskuläre Probleme gehabt zu haben.«

»Sofern der Herzschrittmacher zur selben Person gehört wie eine der Hände. Falls nicht, könnten wir es mit drei Opfern zu tun haben – nicht zweien.«

Tom gab ein schnaufendes Geräusch von sich und dachte über Karls Theorie nach. »Möglich. Aber höchst unwahrscheinlich.«

»Haben Schrittmacher nicht eine Seriennummer oder den Namen des Herstellers eingraviert? Etwas, womit man den Besitzer zurückverfolgen kann? Ich meine, ich hätte das mal in einer medizinischen Fachzeitschrift gelesen.«

»Lass den Scheiß. Du hast mir immer noch nicht den Grund für deinen Besuch verraten.«

»Du bist ja noch misstrauischer als ich, Tom. Weißt du, was? Kann ich nicht einfach mal vorbeischaun und meinem besten Freund bei seiner Arbeit zusehen?«

»Hör endlich auf. Was willst du?«

Karl zog ein Stück Küchenrolle aus der Tasche und gab es Tom.

»Da sind zwei Blutproben drin. Eine davon – das dickere Stück – stammt höchstwahrscheinlich von Chris Brown, wenn ich mich nicht irre. Mich interessiert aber das kleinere. Könnte auch von Chris sein – oder von jemand anderem.«

»Bitte sag mir, dass du nicht in Chris Browns Haus eingebrochen bist?«

»Okay, dann sage ich dir nicht, dass ich in Chris Browns Haus eingebrochen bin. So. Fühlst du dich jetzt besser? Und, kannst du das für mich machen, oder nicht? Wenn nicht, mach dir keine Gedanken, denn ich an deiner Stelle würde es vermutlich auch nicht machen.«

»Weißt du, was dir blüht, wenn rauskommt, dass du dir unerlaubt Zutritt zu einem Tatort verschafft und Beweise hast mitgehen lassen?«

»Beweise? Diese Pisser haben sich einen Dreck um Beweise geschert, Tom. Du solltest das Haus mal sehen. Eine einzige Katastrophe. Kam es dir nicht auch etwas seltsam vor, dass sie nicht dich geholt haben, sondern stattdessen Nolan, diesen Wichser?«

»Nolan macht nur seine Arbeit. Chief Constable Finnegan hat ihm den Auftrag erteilt, weil er für die Presse schnell Resultate wollte. Wenn Finnegan pfeift, dann tanzt man nach seiner Pfeife.«

»Scheiß auf die Presse und den ganzen Mist. Die wussten genau, dass *du* deine Arbeit gründlich gemacht hättest. Darum warst du nicht dabei.«

»Sachte. Beruhige dich. Dein Gesicht läuft schon lila an. Du siehst aus, als hättest du gleich einen Schlaganfall. Was ist denn in letzter Zeit in dich gefahren?«

»In mich? Schuldgefühle. Eimerweise.«

»Browns Tod hatte nichts mit dir zu tun, falls du dir dafür die Schuld gibst. Das war das Leben, für das er sich entschieden hat. Denk nur an die vielen Menschen, die er im Lauf der Jahre ermordet hat. Ich wette, der hatte deswegen keine Schuldgefühle.«

»Was soll ich dazu sagen? Du hast vermutlich recht, was Chris' Morde und mörderisches Leben angeht; da singen so ziemlich alle im selben Chor, aber ich muss darüber

hinwegkommen, Tom. Kannst du mir dabei helfen oder nicht?«

»Du gräbst dir da selbst eine gefährliche Grube, aus der du vielleicht nicht mehr rauskommst. Begreifst du das?«

»Wie die Grube, in der Chris Brown liegt?«

»Okay. Wie du willst. Ich untersuche die Blutprobe für dich. Zufrieden?«

»Danke, alter Freund. Ich wette, manchmal stinkt es dir, dass ich dein bester Freund bin, was?«

»Geh jetzt einfach, und lass dich untersuchen. Ich glaube wirklich, dass du kurz vor einem ernststen gesundheitlichen Zusammenbruch stehst. Am Ende bist du vielleicht nicht tot, so wie Chris Brown, aber einen Rollstuhl würde ich nicht ausschließen ...«

# Kapitel Dreiundzwanzig

»Ein Mann kann vernichtet, aber nicht besiegt werden.« Ernest Hemingway, *Der alte Mann und das Meer*

»Hallo?«, sagte Karl ins Handy und gönnte sich eine Pause an der Schreibmaschine. Ein starker Regenguss prasselte gegen die Fensterscheibe des Schlafzimmers.

»Karl? Tom. Wie läuft's?«

»Blendend. Warum rufst du immer so spät in der Nacht an? Solltest du nicht lieber interessante Dinge mit deiner reizenden Frau Anne anstellen?«

»Sollte ich, aber da ich den ganzen Tag arbeite und undankbaren Freunden einen Gefallen tue, komme ich so selten dazu.«

»Der Punkt geht an dich. Hast du die Ergebnisse der Blutuntersuchung, um die ich dich gebeten habe?«

»Das braucht seine Zeit. Vielleicht morgen, wenn es gut läuft. Hör zu, ich hab aber eine andere Neuigkeit für dich. Erinnerst du dich an die amputierten Hände im Magen des Wildschweins?«

»Wie könnte ich die vergessen? Seitdem ist ein Schinkensandwich einfach nicht mehr dasselbe.«

»Eine gehört einem Mister Basil Donaldson. Die Polizei hatte seine Fingerabdrücke in der Datenbank.«

»Also war er vorbestraft?«

»Er hat seinem Arbeitgeber sechzigtausend Pfund unterschlagen und wurde zu sechs Monaten auf Bewährung verurteilt.«

»Sechzigtausend?« Karl gab einen Pfiff von sich. »Und nur sechs Monate auf Bewährung? Normalerweise sitzt man für so was ein paar Jahre. Klar ist, dass sein Fall nicht von Richter ›Höchststrafe‹ Haughton verhandelt wurde. Der hätte Donaldson zu einem Monat Gefängnis für jedes einzelne gestohlene Pfund verdonnert.«

»Da liegt die Ironie. Mister Donaldson hat es dem Gefängnis unterschlagen, wo er als Aufseher arbeitete. Rate mal, welches Gefängnis.«

»Woodbank?«, schlug Karl wie aus der Pistole geschossen vor.

»Der Kandidat hat hundert Punkte. Das ist also der dritte Aufseher von dort, der binnen eines Monats ermordet wird.«

»Hoffentlich wird das kein Trend. Als Nächstes könnte Töten-wir-Privatdetektive in Mode kommen.« Karl griff nach einem Nikotinpflaster. Schnupperte daran. Leckte daran. »Kann ich dich mal was ganz anderes fragen, Tom?«

»Nein.«

»Kann man süchtig nach Nikotinplastern werden?«

»Was?«

»Mir ist eben klar geworden, dass ich mehr von den Dingen verschleisse als ich früher Zigaretten geraucht habe.«

»Ich glaube, ich muss jetzt auflegen.«

»Was ist mit dem Schrittmacher? Irgendwelche Hinweise auf den Besitzer? Könnte er Donaldson gehört haben?«

»Nein. Laut seiner Familie war Donaldson kerngesund. Er hatte nie Herzprobleme. Hör mal, Karl, ich muss jetzt wirklich los. Gerade ruft jemand auf dem Büroanschluss an. Wir reden morgen weiter. Wenn ich noch etwas höre, lasse ich es dich wissen.«

»Ich bekomme auch gerade einen Anruf.«

Die Verbindung wurde unterbrochen.

»Die Pflaster waren nur als Übergangslösung gedacht, Karl«, sagte Naomi mit missbilligender Miene vom Bett. Neben ihr lagen einige Seiten von Karls jüngstem Manuskript.

»Wirklich? Dann scheine ich jetzt in einer Phase des Übergangs zu leben. Sei so lieb und mach mir dieses Ding ab. Das ist ja schlimmer als ein chinesisches Fingerpuzzle. Bis man es von dem verfluchten Klebestreifen abgeschält hat, ist man so hibbelig, dass man unbedingt eine Zigarette braucht!«

»Was wollte Tom?«, fragte Naomi, stand vom Bett auf und entfernte den widerborstigen Klebestreifen im Handumdrehen. »Siehst du, wie leicht das geht, wenn man ein wenig Geduld aufbringt?«

»Das liegt nur daran, dass deine Finger keine Schwielen haben und du nie geraucht hast, weil du so ein braves Mädchen bist, und so weiter.«

»Ich war ein braves Mädchen, bis ich dich kennengelernt habe.«

Karl klebte sich das Pflaster auf den Arm und beantwortete endlich ihre Frage. »Vor einer Woche wurde ein Mann tot aufgefunden. Und die haben rausgefunden, dass er ein Betrüger war und dem Gefängnis Geld unterschlagen hat.«

»Warum sagen die immer unterschlagen? Warum sagen sie nicht gestohlen?«

»Weil, Teuerste, wir nicht schlecht von den Toten sprechen. Außerdem wurde dem armen Kerl mindestens eine Hand abgetrennt. Ich finde, das ist Strafe genug. Du nicht?«

»Seine Hände ... oh ...«, antwortete Naomi und erschauerte ein wenig. »Glaubst du, jemand im Gefängnis wollte damit eine Botschaft vermitteln? Dass das passiert, wenn man in die Kasse greift?«

»Du machst mir allmählich Angst, Naomi. Als hättest du meine Gedanken gelesen. Aber jetzt zu etwas sehr viel Wichtigerem. Wie schreibt man Vertraulichkeit? Mit i oder mit i-e?«

»Du bist Schriftsteller und kannst keine Rechtschreibung? Du solltest das Textprogramm des Computers im Büro benutzen und nicht diesen Haufen Altmetall.« Naomi legte sich wieder ins Bett und stützte die Arme auf die Kissen. Dann nahm sie wieder das Manuskript zur Hand.

»Ich kann buchstabieren. Nur eben nicht Vertraulichkeit. Das ist meine alte Nemesis, Dyslexie.«

»Du hast mir nie gesagt, dass du Dyslexie hast.«

»Na ja, ich bin manchmal ein bisschen vergesslich und sorglos im Umgang mit Fakten«, sagte Karl und ließ die Finger über der Tastatur kreisen. »Und was diesen sogenannten Haufen Altmetall angeht ... Ich muss dir sagen, dass es sich dabei um eine tragbare Royal

Quiet DeLuxe handelt.«

Naomi verzog das Gesicht, als wollte sie »Das kann nicht dein Ernst sein« ausdrücken.

»Quiet? Still? Still ist daran gar nichts. Das Ding rattert wie ein Specht.«

»Weißt du, wer auf so einer Maschine einige seiner größten Klassiker geschrieben hat?«

»Benny Hill?«

»Hemingway. Der Meister.«

Naomi lächelte. »Wie ich gehört habe, soll er auch ein Meister im Bett gewesen sein.«

»Denkst du an nichts anderes?«

»Tja, ich kann nichts dafür. Du bist einfach so sexy in deinen fadenscheinigen Boxershorts, hinter denen man deinen Willi sehen kann.«

»Ich weiß. Unwiderstehlich.«

»Und wenn ich nun sage, ich liebe Männer in fadenscheinigen Boxershorts? Oder, dass mir noch lieber wäre, ein bestimmter Mann würde sie ausziehen?«

»Und was, wenn ich darauf antwortete, dass ich schon jenseits der vierzig bin und mich wie fünfzig fühle?«

»Du hast den Körper eines Dreißigjährigen.«

»Das wünschte ich mir.«

»Ich auch.«

Karl musste grinsen. »Du solltest dich schämen, mich so zu traktieren. Wegen deiner Lüsternheit habe ich jetzt eine Schreibblockade.«

»Hoffentlich nur das«, entgegnete Naomi und tätschelte auffordernd das Bett. »Solange es keine Schwanzblockade ist.«

»Naomi Kirkpatrick! Ich fasse es nicht, was du in letzter Zeit für Ausdrücke benutzt«, sagte Karl grinsend.

»Ich weiß. Schockierend. Und jetzt beweg deinen Arsch hierher, bevor du mich richtig fluchen hörst.«

»Gnade. Meine alten Glieder sind müde, Naomi. Wirklich.«

»Solange das eine noch funktioniert, ist das nicht weiter schlimm. Komm her. Heute Nacht wird nicht mehr getippt – oder Korrektur gelesen.«

Gehorsam stieß sich Karl von der Tischkante ab, streckte sich und stapfte im John-Wayne-Gang zum Bett.

»Du hast mir immer noch nicht gesagt, was du von den ersten beiden Kapiteln hältst«, sagte Karl, ließ sich auf dem Bett nieder und genoss die Wärme und den Duft der Frau, die ihn erwartete.

»Ich sage das nicht nur so, Karl, aber ich bin echt gespannt. Normalerweise würde ich so etwas nicht lesen, aber es macht mir richtig Spaß. Diese Verleger sind selber schuld, wenn sie das nicht veröffentlichen.«

»Gefällt mir, wenn du so überzeugend lügst.«

»Ich lüge nicht.«

Zärtlich streichelte er ihr das Gesicht und staunte über die glatte Haut mit den Sommersprossen. Heute fand er sie noch attraktiver als bei ihrer ersten Begegnung vor zwei Jahren. Er fragte sich aber immer noch, was sie an ihm fand.

»Ist dir schon aufgefallen, dass man plötzlich feststellt, wie nett manche Menschen sind, wenn man genügend Zeit unter Leuten verbracht hat, die es nicht sind?«, fragte Karl.

Naomi ließ ein schiefes Grinsen sehen. »Quäl dich nicht. Sie ist es nicht wert. Und es ist jetzt schon drei Jahre her. So langsam glaube ich, du bist immer noch scharf auf sie.«

Karl lachte laut auf. Es dauerte nur einen Moment, bis die Erinnerungen einsetzten.

In dieser besonderen Nacht musste Karl einen geschäftlichen Besuch in Dublin aufgrund unvorhergesehener Entwicklungen abbrechen und kam unerwartet nach Hause. Er war müde und niedergeschlagen und nicht in der Stimmung für Lynnes verbittertes Keifen, daher betete er, dass sie schon im Bett liegen und schlafen und so ihr Schandmaul wenigstens heute halten würde.

Kaum war er selbst ins Bett gekrochen, wurde es bizarr.

»Scheiße«, sagte der Fremde in Karls Bett und machte seltsame Verrenkungen unter dem Laken.

Es dauerte einen Moment, bis Karl begriff, dass der Fremde an den verborgenen Kopf von Karls Frau tippte und verzweifelt versuchte, ihre Aufmerksamkeit zu erwecken. Und es dauerte noch einen Moment, bis Karl feststellte, dass da gar kein Fremder seine Frau antippte, sondern eine Fremde.

Lynne kam langsam unter der Bettdecke hervor; ihre Lippen glänzten vom Oralverkehr. »Du solltest nicht hier sein«, flüsterte sie recht heiser und wischte sich den Mund ab.

»Und du solltest nicht dort sein«, antwortete Karl gelassen, aber schockiert. Dann wandte er sich an die fremde Frau und sagte: »Viel Glück mit ihr für die Zukunft. Normalerweise schaffen es keine zehn Pferde, ihr die Beine zu spreizen.«

»Du Dreckskerl!«, kreischte Lynne und sprang aus dem Bett; sie hatte einen beängstigend großen Dildo um den Unterleib geschnallt.

Karl machte die Tür sehr leise hinter sich zu und war ziemlich zufrieden mit seiner Darbietung. Später musste er sich freilich eingestehen, dass sie bei Weitem nicht an die von Lynne heranreichte.

»Karl?«, sagte Naomi und riss ihn aus seinen Gedanken.

»Hm?«

»Es ist nicht gesund, in der Vergangenheit zu leben.«

»Du hast recht. Es ist dumm; aber mir ist gerade ein kleines Bonmot von Groucho Marx eingefallen: Vor langer Zeit war ich zwei Jahre lang hinter einer Frau her, bis ich feststellte, dass wir genau denselben Geschmack hatten: Wir waren beide verrückt nach Mädchen!«

Unaufgefordert machte sich Naomi ein wenig unter der Bettdecke zu schaffen. Augenblicke später schwenkte sie ihren Schlüpfer auf dem Zeigefinger. »Zieh die mal über, Groucho.«

»Meine Nase würde da nie reinpassen.«

Sie mussten beide lachen.

Karl streifte Boxershorts und Jacke ab; in seiner Nacktheit sah man eine helle Narbe, die von der Kehle bis zum Bauchnabel führte. Etliche kleinere Entstellungen drängte sich um diese Hauptader.

Behutsam strich Naomi mit dem Finger über die Gleise der Narben, die parallel über Karls Brust verliefen. Er zuckte leicht zusammen, als wären sie immer noch wund. Langsam ließ sie die Hand abwärts gleiten und strich ihm über den Schenkel. Er fühlte sich elektrisiert. Erwartungsvoll. Sanft, aber bestimmt nahm sie seine Eier in die Hand. Sein Schwanz wurde steif.

Behutsam und dennoch begierig stieg sie auf ihn und stützte sich mit den Händen auf seinem Brustbein ab.

Der Druck ihres Körpers war wie Folter für Karls schmerzende Gelenke, aber er wollte sich nicht bewegen, denn er genoss den Schmerz sexueller Lust und Naomis warmen Atem auf der Haut. Sie war ein einziger, straffer Muskel, der sich wie eine exotische Schlange auf ihm bewegte, die alles in ihrem Weg verschlang.

Karl bemühte sich, in Einklang mit ihren Stößen zu kommen, und stöhnte leise. »Langsam, Naomi ... oh, Mist ... ich kann mich nicht mehr beherrschen ...«

»Dann lass es«, flüsterte sie, beugte sich über sein Gesicht und hauchte ihm ihren heißen Atem in den Mund. »Ich ... bin ... noch nicht ... gekommen ... ganz ... langsam ... so ist es gut ... schön ... laaangsam ...«

Plötzlich spürte Karl, dass sich etwas im Zimmer verändert hatte. Er sah Naomis Kopf klar und deutlich, aber sie schien noch zwei weitere auf den Schultern zu haben.

Zwei Gestalten standen da, schwarz gekleidet, die Gesichter hinter Skimasken verborgen.

»Wer zum Teufel seid ...!« Karl spürte, wie sein Schwanz in Naomi zusammenfiel. Einen schrecklichen Augenblick lang kamen die trägen Zahnräder seines Verstandes nicht in die Gänge.

»Kein Wort«, ertönte eine mürrische Stimme leise, aber bedrohlich.

Naomi stieß einen leisen Schrei aus und versuchte, sich umzudrehen. Sie spürte den Lauf einer Waffe am Hinterkopf.

»Du nicht, du bleibst da, Süße, und reitest den alten Grauen. Immer schön oben bleiben.«

Karl rang um Worte. »Was ... was wollt ihr? Geld? Ich kann euch Geld geben, wenn das ...«

»Spiel nicht den Dummkopf, Karl. Sehen wir wie Einbrecher aus?«

Karls Hals war wie zugeschnürt. Seinen Namen aus dem Mund eines bewaffneten Einbrechers zu hören, zauberte einen Knoten im Bauch herbei, der langsam aufwärts wanderte. »Nein ...«

»Gut. Vergiss das nicht.«

Der Eindringling führte die Waffe langsam, fast verführerisch an Naomis Wirbelsäule hinab, bis zu der Spalte zwischen den Pobacken. Naomi erschauerte. Karl spürte das kalte Metall an den Eiern.

»Ich hoffe, du treibst es nicht anal ohne Kondom, Karl?«, fragte der andere Einbrecher höhnisch. »Deine haarigen Eier sind puterrot, du alter Dreckskerl. Vermutlich wärst du gleich gekommen, wenn wir nicht gestört hätten. Das tut uns leid.«

Blitzschnell hielt der Eindringling Karl die Mündung der Waffe unter die Nase.

»Riech dran«, befahl der Einbrecher.

Widerwillig schnupperte Karl. Im Handumdrehen strömten alle unguten Erinnerungen

zurück. Er war dem Tode schon näher gewesen, doch das änderte nichts am Gefühl des Grauens in seinem Bauch, während er darauf wartete, dass der Einbrecher fortfuhr.

»Was riechst du, abgesehen von deinen verschwitzten Eiern?«, fragte der Bewaffnete.

Magensäure schoss Karl in die Kehle.

»Waffenöl«, antwortete Karl.

»Sehr gut. Was noch?«

»Schießpulver. Mit ... der Waffe wurde geschossen.«

»Nicht schlecht. Du hast das Wort ›kürzlich‹ vergessen, aber das wollen wir deiner Verwirrung so kurz vor der Ejakulation zuschreiben. Wichtig ist, dass du begreifst, was dieser Geruch bedeutet. Du solltest ihn in deinem naseweisen Zinken abspeichern. Vielleicht hilft dir das zu überleben. Also, wo ist Browns Manuskript? Wenn du jetzt sagst, dass du es nicht hast, stirbt ihr beide hier, auf der Stelle. Ohne Scheiß. Gib es uns, dann verschwinden wir schneller von hier, als du deinen alten Schwanz aus ihrer Fotze rausziehen kannst. Und als zusätzlichen Bonus überlebt ihr. Ganz einfach. Und weil ich großzügig bin, lasse ich dir sogar zehn Sekunden Zeit, um zu überlegen, wo du es hast.«

Karl sah kurz in Naomis entsetztes, den Tränen nahes Gesicht und war fest überzeugt, dass die Männer sie so oder so umbringen würden, was er auch tat. »In dem Schreibtisch unter dem Fenster«, sagte er resigniert. »Unterste Schublade.«

Der andere Einbrecher ging zu dem Schreibtisch, öffnete die Schublade, zog das Manuskript heraus und nickte seinem Begleiter zu. »Das ist es. Browns Name steht darauf.«

Naomi sah Karl mit stechendem Blick an. *Wir werden sterben*, sagte der Blick.

Karl betrachtete den Wortführer und versuchte derweil verzweifelt, den Nebel des Schocks aus seinem Kopf zu pusten und einen klaren Gedanken zu fassen.

»Siehst du mir etwa ins Gesicht, Karl? Du solltest mir wirklich nicht ins Gesicht sehen. Denn wenn du mein Gesicht je unmaskiert siehst, dann ist es das Letzte, was du im Leben gesehen hast. Kapiert?«

»Ja.«

»Das klang nicht überzeugend, Karl.«

Die Waffe schwenkte wieder zu Naomis Kopf. Eine Sekunde später ertönte ein schreckliches Geräusch, als würde jemand mit den Knöcheln knacken. Die Waffe wurde gespannt. Naomi zuckte zusammen, und Karl erschauerte.

»Um Gottes willen, tut ihr nichts! Sie hat nichts mit meinen Angelegenheiten zu tun.«

»Das stimmt. Es sind immer die Unschuldigen, die statt der Schuldigen bestraft werden; immer die Unschuldigen, die büßen müssen.« Dann kam der Bewaffnete mit dem Mund ganz nahe an Karls Ohr und flüsterte in einem perversen Singsang: »Hör gut zu, du elender Schwanzlutscher. Wenn ich euretwegen noch einmal in so einer beschissenen Nacht aus dem Bett muss, bringe ich euch beide um. Mein Rat für eine gesunde Zukunft? Verhaltet euch ruhig. Bleibt bei dem, was ihr wisst – was vermutlich sehr wenig ist. Hast du verstanden?«

Karls Kehle war so trocken, dass er nur nicken konnte.

»Gut. Und jetzt fickt schön weiter. Damit handelt ihr euch wenigstens keinen Ärger ein.«

Die Einbrecher verschwanden so schnell, wie sie gekommen waren. Schatten der Nacht.

»Schon gut, schon gut«, sagte Karl beschwichtigend, streichelte die schluchzende Naomi und versuchte, sie zu beruhigen, während er selbst am ganzen Körper zitterte.

# Kapitel Vierundzwanzig

»Misstraut allen, in welchen der Trieb, zu strafen, mächtig ist!« Friedrich Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*

»Alles in Ordnung?«, fragte Wilson, der mit dem Rücken an einem Schrank in Karls Büro lehnte. Neben ihm stand Detective Philips und machte sich Notizen.

»Man hat uns gerade eine Knarre ins Gesicht gehalten, wie zum Teufel soll da alles in Ordnung sein?«

»Sorry. Das war eine dumme Frage.«

»Endlich sind wir mal einer Meinung. Ehrlich gesagt sind wir beide immer noch ziemlich fertig. Der Arzt hat Naomi ein Beruhigungsmittel gegeben. Sie ruht sich aus. Ich hoffe nur, dass ihr das nicht zu sehr an die Nieren geht.«

»Ich postiere Philips vor der Tür – zumindest aber in einem Auto auf der Straße«, verkündete Wilson.

»Auf gar keinen Fall. Niemand geht zu einem Zahnarzt mit schlechten Zähnen, oder? Das hätte mir noch gefehlt, dass sich herumspricht, ich würde Polizeischutz brauchen. Was für eine Werbung. Und bei allem Respekt für Philips, aber, Entschuldigung, er verkörpert nicht gerade den Zorn Gottes.«

»Entschuldigung angenommen, Kane«, sagte Philips.

»Also, wenn du nicht willst, was ist mit Naomi?«, hakte Wilson nach. »Würde sie Polizeischutz in Erwägung ziehen – und sei es nur für eine oder zwei Wochen? Wir können auch ein sicheres Haus für sie suchen, in dem sie bleiben kann.«

»Sie ist ein Dickkopf. Ich sage es dir nur ungern, aber Polizisten stehen bei ihr nicht besonders hoch im Kurs. Offen gestanden erträgt sie mich gerade mal so. Nein, sie wird schon selber sagen, was sie will. Hoffentlich kann ich sie überreden, dass sie eine Weile zu ihren Eltern zieht.«

»Können Sie beschreiben, wie die Einbrecher ausgesehen haben?«, fragte Philips und klopfte mit dem Kugelschreiber auf sein Notizbuch.

»Dick und Doof mit Wollmützen über den Visagen, hilft das? Nein, natürlich kann ich nicht beschreiben, wie sie ausgesehen haben. Wir waren beide starr vor Angst. Es kam mir so vor, als hätten die ziemlich langsam gesprochen, so, als wären sie auf Drogen.«

»Höchstwahrscheinlich dieselben Drogendealer, die Chris Brown ermordet haben«, sagte Wilson, der nachdenklich wirkte.

»Und sie wollten nur Browns Manuskript?«, fragte Philips.

»Anscheinend. Wertsachen haben sie keine mitgenommen – jedenfalls nicht, dass ich wüsste. Daran habe ich noch gar nicht gedacht.«

»Die Kerle hatten wahrscheinlich Sorge, dass ihre Namen in dem Manuskript auftauchen«, sagte Wilson und stieß sich von dem Schrank ab. »Du hast nicht zufällig eine Kopie gemacht?«

Karl schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin noch nicht mal dazu gekommen reinzulesen, deshalb kann ich auch nicht mit Namen dienen, die eventuell drin standen.«

»Karl? Ich hab's eben erst erfahren. Wie geht es Naomi?«, fragte Tom Hicks, der unvermittelt den Kopf ins Zimmer streckte.

»Den Umständen entsprechend. Sie hält sich ziemlich gut. Setz dich, Tom. Wilson und Konsorten wollten gerade gehen.«

Wilson verstand den Wink mit dem Zaunpfahl, ging zur Tür und nickte Philips zu. »Ich halte dich über die Ermittlungen auf dem Laufenden. Meldest du dich, wenn dir noch was einfällt?«

»Natürlich«, sagte Karl, beinahe flüsternd.

Tom wartete, bis Wilson und Philips gegangen waren. »Und wie geht es ihr wirklich?«, fragte er dann.

»Wie es ihr wirklich geht? Sie ist vollkommen verstört, die Arme«, sagte Karl mit verkniffener Miene. »Feige Dreckskerle, Tom. Wenn ich die Schleimbeutel nur ein paar Minuten ohne ihre Waffen in die Finger bekäme, dann würde ich ihnen zeigen, was für harte Burschen sie wirklich sind. Dreckskerle.«

»Wenigstens seid ihr beide unversehrt. Das ist doch immerhin was.«

»Vermutlich«, sagte Karl. »Und wenigstens hast du mir deine ›Ich hab's dir gleich gesagt. Du schaufelst dir dein eigenes Grab‹-Ansprache erspart. Obwohl du recht hattest.«

»Schon gut. Ich weiß nicht, ob jetzt die richtige Zeit dafür ist, aber ich habe die Bluttests gemacht, um die du mich gebeten hast.«

»Und? Zwei verschiedene, oder?«

»Eine Probe – die von Chris Brown, nehme ich an – war A-positiv; die andere war 0-negativ.«

»Ich weiß, das kommt dir jetzt vermutlich komisch vor, aber es kann kein Blut von seinem Hund gewesen sein, oder? Dem wurde nämlich im Garten die Kehle durchgeschnitten; vielleicht haben sich die Mörder mit seinem Blut bespritzt? Ich kenne mich mit dem Unterschied zwischen Menschen- und Tierblut nicht besonders gut aus.«

»Nein. Es stammt nicht von seinem Hund. Hunde haben eine bestimmte Blutgruppe, allerdings nicht das AB0-System, mit dem menschliche Blutgruppen bestimmt werden. Es war definitiv kein Hundeblood. Außerdem habe ich eine winzige Spur Blutreinigungsflüssigkeit in der 0-negativ-Probe gefunden. Das ist dieselbe Flüssigkeit, die wir im Labor benutzen. Die kann man nicht im Handel kaufen.«

Die *Rockford*-Titelmelodie ertönte. Karl nahm das Handy vom Tisch. Las die SMS: *DBAL1. Di Gf. D gb n 8.*

»Blöder Wichser.«

»Was war das?«

»Irgendein Blödmann, der nichts Besseres zu tun hat. Schickt mir ständig diese seltsamen SMS.«

»Was schreibt er?«

»Mach dich nicht lächerlich. Ich bin erwachsen. Das ist Kinderkacke.«

»Zeig mal her.«

»Ist das dein Ernst?«, antwortete Karl, gab Tom aber das Telefon. »Sag mir nicht, du

kannst das entziffern?«

»Natürlich. Ist an sich ganz einfach. Man muss nur eine andere Sprache lernen.«

»Dann leg mal los. In der Schule warst du immer gut in so was. Und? Was heißt es?«

»DBAL1 – Du bist allein. Der Rest der SMS lautet: Du bist in Gefahr. Du gibst nicht acht.«

Tom sah Karl an. »Wie lange bekommst du die schon?«

»Drei. Seit vielleicht vier Wochen. Warum?«

»Waren alle gleich?«

»Mehr oder weniger dasselbe Thema. Warum? Du willst mir doch nicht sagen, dass an diesem Gestammel was dran ist?«

»Sei nicht albern. Wie sollte ich auf so etwas kommen? Du bekommst eine Warnung, dass es jemand auf dich abgesehen hat, und ein paar Tage später wirst du von maskierten Einbrechern überfallen? Wieso sollte ich denken, dass diese Nachrichten ernst gemeint sein könnten?«

»Überlass den Sarkasmus mir, Tom.«

»Karl?«, rief Naomi von oben. »Kannst du einen Moment raufkommen?«

»Ich bin schon viel zu lange hier«, sagte Tom und erhob sich. »Wir sprechen uns morgen wieder. Oh, fast hätte ich es vergessen. Ich konnte den Hersteller des Herzschrittmachers auffindig machen. Die waren so freundlich, für mich in ihren Unterlagen zu blättern. Der Besitzer war ein Mann namens Andy Fleming aus Dublin.«

»Dublin? Was um alles in der Welt wollte der hier? Außer zu sterben?«

»Keine Ahnung, aber ich habe alle Einzelheiten an Wilson weitergeleitet, wie gewünscht. Hoffentlich wächst er über sich hinaus und findet tatsächlich mal was raus – darauf wetten würde ich allerdings nicht.«

»Keinen Cent.«

»Dann geh ich jetzt wieder. Bestell Naomi schöne Grüße von mir.«

»Tom?«

»Ja?«

»Erzähl in der Kirche keinem was von unserem Gespräch. Ich habe momentan kein großes Vertrauen zur Gemeinde.«

»Nicht mal zu Vikar Wilson?«

»Ganz besonders nicht zu Vikar Wilson, und schon gar nicht zu seinen Chorknaben ...«

# Kapitel Fünfundzwanzig

## Konfrontation mit dem Dämon: 1988

»Alle Menschenwesen ... tragen das Gute und das Böse in sich.« Robert Louis Stevenson,  
*Dr. Jekyll und Mr. Hyde*

Es war die Schuld des Jungen. Er und nur er allein hatte zugelassen, dass das Monster freikam. Ein weiteres Mal hatte er seinen Vater enttäuscht. Und seine Mutter für alle Zeit.

Jahre später, nachdem der Junge die Leiter zum Erwachsenwerden erklommen hatte, wuchs die Entschlossenheit in ihm, das schreckliche Unrecht zu vergelten. Er verfolgte Bibendum über Jahre hinweg, zwanghaft bis zur Obsession. Jetzt, als Erwachsener, würde er es dem Monster heimzahlen, indem er ebenfalls zum Killer wurde.

Der Mann zählte zum x-ten Mal die Patronen im Magazin der Pistole. Man hatte ihm eine automatische Waffe angeboten, doch als er hörte, dass sie zur Ladehemmung neigten, hatte er abgelehnt. Bei der Vorstellung, dass er die Waffe auf Bibendum richten würde, nur um ein ohnmächtiges Klicken zu hören, krampfte sich ihm der Magen zusammen. Im Stillen fürchtete er, dass man Bibendum mit Kugeln allein nicht zu Fall bringen konnte, wie ein unsterbliches Monstrum aus einem Schauerroman. Klammer Schweiß trat ihm auf die Stirn, wenn er sich vorstellte, wie Bibendum ihn packte und zu Ende brachte, was ihm vor all den Jahren nicht gelungen war.

Eine Kugel in den Schädel sollte mehr als genügen; dennoch wollte er das gesamte Magazin in den feisten Kopf schießen.

Er parkte das Auto ein gutes Stück entfernt und legte den Rest der Strecke im Schutze der nächtlichen Dunkelheit zurück. Er ging an der Bar vorbei und sah zum Fenster hinein. Das Monster Bibendum war da, saß allein in einer Ecke, ein stummer Schatten im Licht der Neonreklame, die seine Glatze reflektierte.

Der Mann ging über die Straße zu einem Parkplatz, wo er sich hinter einer Baumgruppe heftig übergab.

*Reiß dich zusammen, wies er sich selbst zurecht. Du weißt, was zu tun ist. Tu es. Bring es hinter dich.*

Trotz der kalten Nacht waren seine Hände schweißfeucht. Er wischte sie hastig ab, doch nur wenige Augenblicke später waren sie wieder verschwitzt.

In der Ferne schlug die Turmuhr Mitternacht. Karfreitag war angebrochen. Ein Tag, den er niemals vergessen würde.

# Kapitel Sechszwanzig

»Der Entschluss, vom Bösen zu lassen, wird zumeist erst dann gefällt, wenn das Böse so weit fortgeschritten ist, dass man nicht mehr davon lassen kann.« Thomas Hardy, *Am grünen Rand der Welt*

Karl betrachtete seine fünf Karten. Nicht schlecht. Es war sein erstes Blatt an diesem Abend, das etwas taugte. Dennoch war es alles andere als berauschend. Mit den vier Herz hielt er einen potenziellen Flush, doch er überlegte kurz, ob er nicht auf die beiden Asse – Herz und Kreuz – setzen sollte. Der Flush schien die vielversprechendere Option zu sein. Neun mögliche Herz noch im Stapel oder unter den anderen fünf Spielern verteilt; dagegen nur zwei weitere Asse, die irgendwo im Spiel waren.

»Komm schon, komm schon«, drängte Buster »Großmaul« McCracken, der Gastgeber der Pokerrunde, im Wohnzimmer seines Hauses. »Wir haben nicht die ganze Nacht Zeit, Karl. Manche von uns müssen morgen früh richtig arbeiten. Zum zehnten Mal, wie viele Karten willst du?«

Karl schenkte McCracken keine Beachtung, sondern konzentrierte sich auf sein Blatt. Für ihn glich Poker seinen Privatermittlungen: In beiden Fällen galt es, Entscheidungen auf der Grundlage unvollständiger Informationen zu treffen. Eine einzige Fehlinterpretation dieser Informationen, und man saß so tief in der Scheiße, dass sie einem bis Oberkante Unterlippe stand.

Karls Handy klingelte.

»Hatten wir nicht ›keine Handys‹ gesagt?«, fragte Marty Harrington. »Buster hat recht, einige von uns müssen morgen früh richtig arbeiten.«

»Und das von einem Mann, der seinen Lebensunterhalt mit den Toten verdient?«, konterte Karl und bemühte sich, gekränkt zu klingen. »Hör auf zu jammern, Karl. Früher hatte ich *Der Exorzist* als Klingelton – das hätte dir sicher besser gefallen.« Karl drückte die Empfangstaste des Telefons. »Hallo?«

»Ich muss mit dir sprechen«, ertönte eine ernste Stimme am anderen Ende.

»Wilson? Ist das dein Ernst? Ich bin gerade in einer geschäftlichen Besprechung.«

»Ja, das höre ich. Ich muss dir ein paar Fragen stellen.«

Karl klemmte das Handy linkisch zwischen Schulter und Kiefer, während er sein Blatt betrachtete. »Jetzt?«, fragte er. »Mitten in der Nacht? Kann das nicht bis morgen warten?«

»Du willst doch nicht, dass ich eine Razzia wegen illegalen Glücksspiels in McCrackens Haus anordne, nur um dich dort rauszuholen?«

»Welche Laus ist dir denn über die Leber gelaufen?«

»Ich könnte dich in die North Queen Street schaffen lassen und dir eine hübsche bequeme Zelle anbieten.«

Karl ignorierte diese Drohung und versuchte, sich auf sein Blatt zu konzentrieren. Sein Gehirn riet ihm, eine Karte zu nehmen und auf den Flush zu setzen, da die Chancen besser waren. »Gib mir drei«, sagten seine Eier.

»Halleluja noch mal!«, sagte Großmaul und schob Karl drei Karten rüber, bevor er den

anderen Spielern in einem Dunst von Zigarren- und Zigarettenrauch ihre Karten gab.

Harrington verfluchte sein Pech und warf die Karten als Erster auf den Tisch – zum zehnten Mal hintereinander.

»Bist du noch da?«, fragte Wilson ungeduldig.

»Ruf mich in fünf Minuten noch mal an«, sagte Karl und drückte Wilsons gereizte Stimme weg.

Karl betrachtete jede Karte einzeln, indem er die obere Ecke mit dem Daumen leicht anhob und dabei betete, dass dabei die unverkennbare Pyramidenspitze eines Asses zum Vorschein käme. Doch das Symbol auf der ersten Karte war gekrümmt. *Eine Zwei. Mist!* Es kam noch schlimmer. Es war eine Herz-Zwei. Er hätte einen Flush gehabt, hätte er auf seinen Verstand gehört. Er hob die nächste Karte an. Noch eine Zwei. *Ausgezeichnet.* Wenigstens zwei Paare. Sein Herz vollführte einen kleinen Freudensprung, als er die nächste Karte anhob und angesichts der Pyramidenform Hoffnung schöpfte. Sein Herz schlug schneller. *Ruhig ... ruhig ... könnte eine Vier sein ...* Er schloss die Augen, betete. *Ein Ass! Scheiße. Ein Full House. Auf die alten Eier war eben Verlass!*

Karl mimte den Betrübten, um niemanden auf sein Blatt aufmerksam zu machen. Die Strategie ging voll in die Hose. Alle rochen den Braten und schoben hastig ihre Karten zusammen. Alle, außer Henry McGovern, ein Anwalt mit dem Ruf, vor Gericht und beim Poker stets gegen jede Wahrscheinlichkeit siegreich zu bleiben.

»Ich glaube, du bluffst, Karl«, sagte McGovern und schob sich eine dicke kubanische Zigarre zwischen die nicht minder dicken Lippen. »Du bluffst doch, oder?«

Karl zuckte die Achseln und lächelte. »Es gibt eine Möglichkeit, das rauszufinden, Henry. Aber es kostet dich was.«

McGovern zündete die Zigarre an und schürzte die Lippen, dann blies er dicken, kobaltblauen Rauch in die Luft. »Ist gut, Karl. Deine zwanzig, plus ... sagen wir ... fünfzig.«

Karl bemühte sich, eine ausdruckslose Miene zu wahren, während er sein Full House betrachtete. Langsam legte er die Karten weg. Schüttelte den Kopf. Betrachtete sein Geld. Sah dem grinsenden McGovern ins Gesicht.

*Ganz ruhig. Nichts überstürzen. Du hast den Schleimbeutel an den Eiern.*

»Ein kleines Einschüchterungsmanöver?«, fragte Karl und trommelte kurz mit den Fingern auf der Tischplatte, während er nach seinem Geldbündel griff. »Ich wollte schon passen, aber Drohungen kann ich nicht ausstehen. Und darum sag ich dir was, Henry. Deine fünfzig, plus weitere fünfzig – nein, sagen wir hundert.«

Das Publikum holte deutlich hörbar Luft. Plötzlich herrschte Totenstille. Alle warteten gespannt. Harrington faltete die Finger wie zum Gebet und stützte das Kinn darauf.

McGovern nuckelte an der Zigarre und betrachtete sein Geldbündel. Betastete es sanft, fast zärtlich. Er formte ein »O« mit den Lippen und blies einen perfekten Rauchkringel. Der Ring wurde größer und schwebte über Karls Kopf wie ein Heiligenschein.

»Machen wir es noch interessanter, Karl. Deine hundert, plus ...« – er blätterte das Geldbündel durch – »... noch mal zwei.«

Großmaul riss dasselbe sperrangelweit auf. Harrington rieb sich hämisch die Hände, wohl wissen, dass jemand schwer, wenn nicht tödlich verletzt aus diesem Zweikampf hervorgehen

würde.

Karl zählte seine Barschaft noch einmal. Enttäuschend. *Zu viel Glück, zu wenig Geld. Gerade genug, ihn zeigen zu lassen.* Er blätterte die Summe hin.

»Okay, Henry. Ich will sehen. Gib's mir.«

»Mit Vergnügen«, sagte McGovern und fächerte sein Blatt auf der Tischplatte auf. »Da scheißt Queen Elizabeth sich ein.«

»Scheiße ...«, flüsterten alle – ausgenommen Karl – wie aus einem Munde. »Ein Royal Flush ...«

Karl war sprachlos. Die Brust schnürte sich ihm zusammen. *Ein Herzanfall?* Plötzlich schwankte das ganze Zimmer. Alle Blicke ruhten auf ihm. Er schüttelte den Kopf und gestand seine Niederlage galant ein, indem er die Karten verdeckt auf den Tisch legte.

Die *Rockford*-Titelmelodie ertönte erneut.

»Die fünf Minuten sind um. Sag deinen Freunden, sie sollen sich auf ihre Festnahme einstellen. Ich komme jetzt«, sagte Wilson am anderen Ende der Leitung.

»Nicht nötig, Mister Taktvoll. Ich bin hier fertig. Ich bin schon unterwegs«, sagte Karl, klappte das Handy zu, stand auf und zwängte sich in den Mantel. »Au revoir, ihr alten Säcke. Bis nächste Woche zur selben Zeit.« Plötzlich fühlten sich seine Beine schwer und seine Taschen leicht an.

Draußen herrschte beißende nächtliche Kälte. Das Atmen allein tat weh. Karl schlug hastig seinen Mantelkragen hoch. *Jetzt einen Hennessy ...*

In der Dunkelheit blinkten die Scheinwerfer eines Autos. Die Hupe ertönte zweimal, dann näherte sich der Wagen langsam Karl.

»Du weißt, dass Prostitution gegen das Gesetz verstößt?«, fragte Karl und stieg zu Wilson ein. In dem Auto herrschte eine Affenhitze.

»Wie kommt Naomi zurecht?«

»Danke für deine Fürsorge, aber lassen wir das. Ich bin sicher, du hast den Weg nicht auf dich genommen, nur um dich nach Naomi zu erkundigen. Also, was willst du wirklich?«

»Ich hoffe, du hast mehr Glück gehabt als dein Klient?«

Karl entging nicht, dass Wilson äußerst verbiestert dreinsah.

»Was soll das heißen? Wenn du was zu sagen hast, dann spuck's aus.«

»Wie gut kennst du einen Mister William McCully?«

»William McCully ...?« Karl öffnete im Geiste seinen Karteikasten und ging ihn durch. Fand nichts. Schloss ihn wieder. »Ich kenne niemanden, der so heißt.«

»Aber anscheinend kannte er dich. Er hatte deine Karte. Die scheinen mir allmählich so populär wie Spielkarten zu werden, deine Visitenkarten.«

»Du benutzt die Vergangenheitsform. Ich habe immer ein ungutes Gefühl, wenn du das machst.«

»Er ist tot. Und er war schon seit einer ganzen Weile tot, wenn man den Pathologen glauben darf, bis jemand auf die Idee kam, nach ihm zu suchen.«

»Schrecklich, aber nur, weil er meine Visitenkarte hatte, bedeutet das nicht, dass ...«

Wilson zog einige Fotografien aus dem Handschuhfach und gab Karl eine. »Die haben die

Jungs von der Gerichtsmedizin gemacht. Der muss schrecklich gelitten haben. Sieh dir nur dieses grässlich vernarbte Gesicht an.« Die Augen des Toten waren vor Entsetzen weit aufgerissen.

Karl spürte den Puls in seinem Hals. Sein Magen brannte wie Feuer.

»Was ist los?«, fragte Wilson.

Karl erkannte den Mann trotz der entstellten Gesichtszüge sofort. »Munday. Er sagte mir, sein Name wäre Bill Munday. Wie ist er gestorben?«

»Kopfschuss, aber erst, nachdem er ausgiebig gefoltert wurde. Übersät von Brandmalen. Möglicherweise eine Art Elektroschocker oder so. Hicks wird uns das nach der Autopsie genauer sagen.«

»Was weißt du über ihn?«, fragte Karl.

»Ein recht erfolgreicher Geschäftsmann, wie aus den ersten Berichten hervorgeht. Wichtiger ist mir aber, was hatte er mit dir zu schaffen?«

Karl erlangte rasch die Fassung wieder. »Selbst jemand, der so beschränkt ist wie du, sollte wissen, dass ich keine Informationen über Klienten weitergeben darf.«

»Selbst, wenn dein Klient ermordet wurde?«

»Das nennt man Schweigepflicht.«

»Du weißt, dass ich dir das Leben verdammt schwer machen kann?«

»Ist das eine Drohung?«

»Ein Rat. Und ich gebe dir noch einen, ganz kostenlos. In was du da auch reingeraten bist, sieh zu, dass du wieder rauskommst, bevor es zu spät ist.«

Karl öffnete die Autotür, stieg aus und atmete tief durch die Nase ein. Er hob den linken Fuß und sah unter dem Schuh nach. »Ich dachte, ich wäre in Scheiße getreten, als ich in das Auto eingestiegen bin. Aber das musst du sein, Wilson. Eines Tages erstickst du an einer Überdosis deiner eigenen Scheiße, die zu verzapfst. Und das ist ein echter Rat. Gute Nacht.« Karl schlug die Tür zu und stapfte davon, die grausigen Bilder deutlich vor dem geistigen Auge.

*Armer Teufel. Womit hast du einen solchen Tod verdient? Und worauf habe ich mich da nur eingelassen ...?*

# Kapitel Siebenundzwanzig

»Quis custodiet ipsos custodes?« (Wer überwacht die Wächter?) Juvenal, *Satiren*, VI. 347

Ratten, so groß wie Brotlaibe, verschwanden eiligst in ihren Löchern, als Karl sich Woodland näherte. Das Gefängnis, das im neunzehnten Jahrhundert für sogenannte Geisteskranke erbaut worden war – also für alle, die das System als »anders« einstufte –, wirkte auf schaurige Weise uneinnehmbar.

Als Karl das schwer bewachte Tor passiert hatte, führte man ihn in das Büro von George Hanna, dem Direktor von Woodbank.

Der Mann entsprach so gar nicht Karls Erwartungen. Er begrüßte Karl herzlich, fast jovial, und bot ihm sogar einen Brandy aus einer teuren Kristallkaraffe von Waterford an, um ihn nach der Kälte draußen etwas aufzuwärmen.

Karl, der nicht undankbar erscheinen wollte, nahm das Angebot an und reagierte alles andere als beleidigt, als der Direktor andeutete, dass die Brandyvorräte sich nicht auf ein Glas beschränkten.

»Es tut mir leid, ich kann nur etwa zwanzig Minuten für Sie erübrigen, Mister Kane, da ich heute eine ganze Reihe Termine habe. Immerhin muss ich den Laden am Laufen halten.«

Hanna lachte. Recht gekünstelt, fand Karl.

»Natürlich. Zwanzig Minuten dürften mehr als ausreichend sein, Herr Direktor«, sagte Karl und zückte ein kleines Notizbuch. »Ich weiß zu schätzen, dass Sie mich empfangen, da mir klar ist, wie beschäftigt Sie sein müssen. Ich brauche nur einige Hintergrundinformationen über die Gefängnisaufseher, die in den letzten Wochen ermordet wurden.«

»Schlimme Sache«, sagte Hanna und wärmte sich den Rücken vor dem großen offenen Kamin. »Man denkt, man hat schon alles erlebt, und dann passiert so etwas. Und der schreckliche Vorfall mit dem armen Basil Donaldson.«

»Basil Donaldson war nicht gerade arm, Herr Direktor. Er hat eine stattliche Summe aus dem Pensionsfonds der Gewerkschaft entwendet, als er hier arbeitete, wenn ich mich nicht irre?«

»Ich meine, wie er ermordet wurde ... nur seine Hand gefunden ...« Hanna lehnte sich dichter ans Feuer und kippte den Rest Brandy in seinem Glas in einem Zug hinunter.

»Es ist sehr wahrscheinlich, dass hier jemand eine Botschaft überbringen wollte, Herr Direktor. Wer stiehlt, wird bestraft. Haben sie darüber schon einmal nachgedacht?«

»Tja ... ehrlich gesagt glaube ich, dass wir darüber alle nachgedacht haben. Es gab schreckliche Gerüchte – damit muss man wohl rechnen, nehme ich an –, doch die internen Ermittlungen haben keinerlei Beweise erbracht, die sie erhärtet hätten. Das war alles ziemlich anstrengend und schreckliche für das Personal.«

Karl sah auf seinen Notizblock, ehe er fortfuhr. »Hatte einer der toten Männer viele Feinde unter dem Gefängnispersonal?«

»Viele? Sie stellen ausgesprochen voreingenommene Fragen«, antwortete Hanna mit einem kläglichen Lächeln im Gesicht. »Nein, ich weiß nicht, ob einer der Männer Feinde

unter seinen Kollegen hatte, aber für draußen kann ich das nicht garantieren. Als Gefängniswärter oder -direktor macht man sich zwangsläufig Feinde, Mister Kane. Wir erledigen einen notwendigen, aber undankbaren Job. Haben Sie je einen Film gesehen, in dem der Direktor oder die Aufseher eines Gefängnisses etwas anderes als Monster gewesen wären? Das liegt in der Natur der Sache, wie Sie sich denken können.«

»Wie gut kannten Sie Wesley Milligan?«

»Ich bin erst seit ungefähr einem Jahr hier, daher kenne ich nicht jeden persönlich. Soweit ich weiß, war Wesley Milligan beliebt und angesehen. Aber Sie müssen bedenken, dass Wesley und Basil beide schon vor Jahren fast gleichzeitig aus dem Gefängnisdienst ausgeschieden sind.«

»Aber nicht Joseph Kerr. Er war stellvertretender Direktor. Er diente noch – hat noch gedient.«

Hanna schien zu zögern. »Joseph Kerr war ein guter Mann. Sehr viel Potenzial. Ein großer Verlust.«

»Ich habe gehört, Sie haben den Job bekommen, für den er im Gespräch war.«

Hanna machte einen etwas unbehaglichen Eindruck. »Sie haben offenbar Ihre Hausaufgaben gemacht, bevor Sie hierhergekommen sind, Mister Kane.«

»Eine alte Angewohnheit aus der Schulzeit. Die Angst vor dem Rohrstock war stets ein guter Ansporn.«

»Joseph Kerr war einer von vielen Kandidaten für den Job des Direktors. Auf dem Papier hätte er ihn bekommen müssen. Er war zu der Zeit stellvertretender Direktor.«

»Und warum hat er den Job dann nicht bekommen?«

»Ich bin ein Zahlenmensch, Mister Kane. Ich kürze da, wo gekürzt werden muss. Man gab mir den Job, damit ich die Truppe verschlanke. Joseph Kerr hätte nicht den Mumm für diese Aufgabe gehabt. Er war zu vielen Freunden in der Truppe verpflichtet. Das haben die Verantwortlichen gemerkt und als Schwäche angesehen. Ich weiß, das hört sich ruchlos an, aber so ist das Leben eben auf der untersten Ebene des Fiskus.«

Karl trank einen Schluck von dem Brandy. »Der ist wirklich gut. Courvoisier?«

Hanna schien sich über Karls Themenwechsel zu freuen. »Sie kennen sich mit Brandy aus, Mister Kane?«

»Soweit ich ihn mir leisten kann.«

»Hier. Gestatten Sie.« Hanna schenkte Karl großzügig nach, goss etwas weniger in sein eigenes Glas und lächelte. »Ich sollte mir eigentlich keinen mehr genehmigen, will aber nicht ungemütlich erscheinen.«

»Ja, den Grund führe ich auch häufig an«, sagte Karl.

Sein Blick wanderte über die Porträts, die die Wände zierten. Dreiundzwanzig Lippenpaare, nicht ein einziges Lächeln. »Fröhliche Truppe.«

Hanna betrachtete die Bilder. »Alles ehemalige Direktoren dieses wunderbaren Etablissements.«

»Nehmen Sie es mir nicht übel, aber die sehen alle aus wie aus einem alten Hammer-Film mit Vincent Price in der Hauptrolle.«

Hanna lachte. »Sagen Sie, was Sie wollen. Noch hänge ich ja nicht da oben. Andernfalls

hätte ich Sie jetzt zu Einzelhaft verdonnert.« Das Lachen wurde lauter.

Karl trank und blätterte eine Seite um.

»Nur noch zwei Fragen, Herr Direktor.«

»Hören Sie, meine Zeit ist leider wirklich knapp bemessen, Mister Kane, aber ich rufe Ihnen gern Oberaufseher Lange, vielleicht kann er Ihnen weiterhelfen. Er verfügt über ein hervorragendes Gedächtnis und weiß eine Menge über das Gefängnis.«

Ein paar Minuten später ertönte ein Klopfen an der Tür, und ein großer Mann mit goldenen Streifen auf den Schultern seines gestärkten Hemds trat ein. Er hatte stechende blaue Augen und blondes Haar, das wie mit dem Lineal perfekt nach den Gefängnisvorschriften geschnitten war. Sein Gesicht wirkte ganz und gar unmännlich.

»Trevor, das ist Mister Kane. Er ist bei der Polizei.«

Karl korrigierte den Fehler nicht.

Oberaufseher Lange nickte Karl zu. »Wie kann ich Ihnen behilflich sein, Mister Kane?« Langes Lächeln wirkte ein wenig gezwungen. Er hielt die Hände eisern hinter dem Rücken verschränkt, als wollte er sich durch einen Handschlag nichts vergeben.

*Ein Mann, der Außenstehenden misstraut*, dachte Karl, der plötzlich eine grauenhafte Vision von Eiscreme und Würstchen hatte. »Ich habe mich gerade mit dem Direktor über die jüngsten Todesfälle unter Gefängnisaufsehern unterhalten, Mister Lange. Können Sie vielleicht etwas Licht ins Dunkel bringen?«

»In welcher Hinsicht?«, fragte Lange, der Hanna einen Blick zuwarf, ehe er wieder Karl ansah.

»Also, ich lasse die beiden Herren jetzt allein«, kam ihm Hanna zu Hilfe und sah auf die Uhr. Ohne weitere Umschweife verließ er den Raum und schloss leise die Tür hinter sich.

»Hatten Wesley Milligan, Joseph Kerr oder Basil Donaldson Feinde unter dem Personal?«, fragte Karl.

»Wir haben alle Feinde, Mister Kane. Würden Sie das nicht auch so sehen? Ohne sie wäre das Leben nicht das Leben.« Lange ging hinter den Schreibtisch des Direktors und nahm auf dem gepolsterten Ledersessel Platz. Er schob Hannas Glas beiseite und betrachtete seine Finger, als hätte er sie beschmutzt.

*Siehst ganz so aus, als würde es dir auf diesem Stuhl gefallen.* »Was ist mit Gerüchten?«

»Gerüchte sind wie Treibsand. Man sollte keine Fundamente darauf errichten. Wenn Sie Gerüchte wollen, gehen Sie in den Keller. Ich vermute, dort finden Sie genügend Ratten, die welche verbreiten.«

Karl nahm die Karaffe, schenkte sich einen ordentlichen Schluck ein und bot Lange auch etwas an. Der Mann sah aus, als wäre er entsetzt.

»Im Leben keinen Alkohol, Mister Kane.«

»Gut für Sie. Sagen Sie, was hielten Sie von Basil Donaldson, der das viele Geld aus dem Pensionsfonds gestohlen hat? Das kann doch beim Personal nicht gut angekommen sein?«

»Ist die Polizei bei der Aufklärung der Morde schon weitergekommen, Mister Kane?«, fragte Lange und wich damit Karls Frage aus.

»Ehrlich gesagt, bin ich nicht bei der Polizei. Da hat sich der Direktor geirrt. Eigentlich bin

ich Privatdetektiv, den ein Exklient angeheuert hatte, um etwas über die Ermordung von Wesley Milligan herauszufinden.«

Lange sah nervös – oder erbost – drein, Karl war sich nicht sicher.

»Leider ist Direktor Hanna nicht immer gründlich, Mister Kane. Wenn es mit rechten Dingen zuginge, dürften Sie gar nicht hier sitzen.«

»Ich denke mir, es kann nicht schaden, und wenn es dazu führt, dass die Mörder Ihrer Freunde festgenommen werden, hat es sich doch gelohnt. Finden Sie nicht auch?«

»Sie waren nicht meine Freunde, Mister Kane«, sagte Lange, stand auf und stützte sich mit den Händen auf der Tischplatte ab, als fürchtete er um sein Gleichgewicht. »Einige von ihnen haben die Uniform befleckt.«

»Können Sie mir das erklären?«

»Nein. Das kann ich nicht. Ich kann dieses Gespräch lediglich beenden. Wenn Sie gestatten ...?« Lange ging zur Tür und öffnete sie.

»Gewiss, gewiss«, sagte Karl und stellte das leere Brandyglas auf den Tisch. »Oh, eine Frage hätte ich noch, wenn es Ihnen nichts ausmacht. Etwas ganz anderes.« Karl sah, dass er Langes Geduld überstrapazierte.

»Ja?«

»Letztes Jahr war ein Häftling namens Thomas Blackburn hier. Können Sie mir etwas über ihn sagen?«

Langes ausdrucksloses Gesicht lief leicht rötlich an. Karl gefiel die Reaktion. Lange schwankte und sah bestürzt drein.

»Wenn er noch hier einsitzen würde, könnte ich für Sie in seiner Akte nachsehen«, sagte Lange, der blitzschnell die Fassung wiedererlangte. »Leider ist es fast unmöglich, die Spur eines Häftlings zu verfolgen, sobald er unsere Institution erst einmal verlassen hat.«

»Das dachte ich mir«, sagte Karl und streckte lächelnd die Hand aus. »Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben, Mister Lange.«

Langes zögerlicher Handschlag war kräftig, aber seine Handflächen schweißnass.

»Eines fand ich seltsam an Ihren Fragen über die toten Vollzugsbeamten, Mister Kane.«

»Ach? Und das wäre?«

»Ich bin sicher, Sie lesen Zeitung. Sie haben doch bestimmt über den Mord an William McCully gelesen? Man fand ihn vor zwei Tagen mit Schusswunden im Kopf.«

»Was?« Jetzt war Karl bestürzt. »Was ist mit McCully?«

»Er hat vor vielen Jahren ebenfalls hier gearbeitet.«

»Was ...?«

»Ich dachte, Sie als Ermittler wüssten das. Gründlichkeit ist nicht gerade Ihre Stärke, was, Mister Kane? Sie und Direktor Hanna haben vielleicht mehr gemeinsam, als Ihnen lieb ist. Guten Tag ...«, sagte Lange, lächelte wie eine Kobra und ließ Karl stehen, der fassungslos die geschlossene Tür anstarrte.

Karl ärgerte sich über sich selbst, weil er nicht im Vorfeld alle Fakten überprüft hatte, stapfte über den Parkplatz und war froh darüber, dass ihm die Brise das heiße Gesicht abkühlte.

*Du Esel. Du hättest heute Morgen nur die Zeitung lesen müssen, während du dein Rührei*

*gemampft hast. Jetzt stehst du da.*

Sein Handy klingelte. Er sah auf das Display. Unbekannter Anrufer. Obwohl er nicht eben erpicht auf weitere rätselhafte Anrufe war und das verdamnte Ding am liebsten auf den Rücksitz geworfen hätte, behielt seine Neugier die Oberhand.

»Hallo?«

»Mister Kane?«

»Wer ist da?«

»Paul.«

»Paul? Paul wer?«

»Paul Benson. Der Barkeeper. Wissen Sie nicht mehr?«

»Oh, natürlich. Wie könnte ich jemanden vergessen, der mich um einen Fünfer bringt?«

»Der Name, ich hab ihn jetzt.«

»Welcher Name? Oh! Die Schauspielerin?«

»Ja, er ist mir wieder eingefallen, als ich sie gerade im Fernsehen gesehen habe. Haben Sie einen Stift?«

Hastig nahm Karl den Notizblock zur Hand, schrieb den Namen auf, stieg ins Auto und dachte, dass er vermutlich noch nie einen Fünfer besser investiert hatte.

# Kapitel Achtundzwanzig

»Solange man vor etwas Bösem Angst hat, kann man hoffen, dass das Gute einem zur Rettung eilt. Was aber, wenn man sich zum Guten durchkämpft und feststellen muss, dass es ebenfalls grässlich ist? Dann ist wahrhaftig keine Rettung mehr möglich: die letzte Karte wurde ausgespielt.« C. S. Lewis, *Perelandra*

»Ich hätte einfach wissen müssen, dass McCully Gefängnisaufseher war«, sagte Karl zu Naomi, während er die Abendzeitung überflog. »Du hättest Langes Grinsen sehen sollen. Aber vermutlich habe ich es mir selbst zuzuschreiben, weil ich Thomas Blackburn ins Spiel gebracht habe.«

»Was hat er gesagt, als du den jungen Mann erwähnt hast?«

»Lange hat vorgetäuscht, den zornigen Thomas nicht zu kennen, aber meiner Quelle zufolge waren Thomas und Lange mehr als Freunde.«

»Du meinst, sie waren ein Liebespaar?«

»Du drückst dich immer so blumig aus, meine Liebe. Meine Quelle hat da Klartext geredet. Bei Thomas wurde eingelocht, während er eingelocht war.«

»Das ist nicht schön, Karl.«

»Keine Ahnung. Ich hab's nie ausprobiert – wobei Doktor Moore vermutlich widersprechen würde.«

»Hör auf. Es ist nicht schön, wenn du so hässlich daherredest.«

Karl konzentrierte sich auf einen der Leitartikel in der Zeitung. »Die haben das Rudel Wildschweine, das letzte Woche aus dem Bellevue Zoo ausgebrochen ist, immer noch nicht eingefangen«, sagte er. »Man soll die Gegend um Cave Hill meiden. Es heißt, dass dort vor rund zwanzig Jahren Leute verletzt und getötet wurden, nur waren es damals keine Wildschweine, sondern wilde Hunde.«

»Wie muss das sein, so zu sterben? Von wilden Hunden zerfetzt ... grässlich«, sagte Naomi und erschauerte.

»Ich kann mir was Schöneres vorstellen«, sagte Karl und blätterte die Seite um.

»Ich muss doch noch etwas fragen, Karl.«

»Wenn es keine Bitte um Geld ist, immer raus damit.«

»Warum verfolgst du diesen Fall immer noch?«, fragte Naomi mit ernster Stimme.

»Munday – ich meine McCully – ist tot. Es ist vorbei. Was soll das?«

Karl legte die Zeitung weg. »Das frage ich mich auch«, sagte er. »Ich glaube, ich habe Tom gesagt, dass Schuldgefühle etwas damit zu tun haben.«

»Schuldgefühle? Weswegen solltest du Schuldgefühle haben?«

»Wegen nichts. Wegen allem. Such dir was aus. Vielleicht hat es etwas mit Chris Brown zu tun, dessen Gehirn über die ganze Wand verteilt war, oder mit der ganzen Scheißegal-Haltung angesichts seiner Ermordung. Ich weiß es ehrlich nicht, Naomi. Ich glaube nicht einmal, dass es eine Erklärung gibt, weshalb ...«

Die *Rockford*-Titelmelodie ertönte.

Karl warf einen Blick auf das Display.

*Cnd vrlzt? D Brwn u d1 Frndin? Zt wd knp. Grf 1, eh z spt.*

»Noch eine Geheimbotschaft. Das hat mir als Sahnehäubchen für den heutigen Tag gerade noch gefehlt.«

»Lass sehen«, sagte Naomi und streckte die Hand aus. Sie las die Nachricht.

»Was heißt das?«

»Hund verletzt? Du, Brown und deine Freundin? Zeit wird knapp. Greif ein, ehe es zu spät ist ...«

Eis bildete sich in Karls Magen, doch er wahrte eine ausdruckslose Miene. »Na gut. Das reicht jetzt. Morgen besorge ich mir ein neues Telefon. Dieser Idiot geht mir auf den Sack.«

»Vielleicht solltest du Wilson bitten, den Absender ausfindig zu machen? Dann wären wir beide beruhigt. Was meinst du?«

»Ich finde, das ist eine gute Idee. Hätte mir schon früher einfallen sollen«, antwortete Karl, sagte aber nicht, dass Wilson vermutlich der letzte Mensch auf Erden wäre, den er darum bitten würde. Ihm entging nicht, wie blass Naomi aussah, obwohl sie den halben Vormittag auf der Sonnenbank verbracht hatte. Er war über die Maßen besorgt. »Wie kommst du klar?«

»Was?«

»Mit diesem ganzen Unsinn?«

»Prima. Warum fragst du?« Sie runzelte leicht die Stirn.

»Hör mal. Ich habe nachgedacht, Naomi. Ich habe dafür gesorgt, dass du bei einer alten Freundin unten in Dublin wohnen kannst. Nur, bis das alles vorbei ist. Wir können jederzeit aufbrechen.«

»Das ist nett. Sag der alten Freundin schöne Grüße von mir, wenn du sie triffst.«

»Naomi ...«

»Ich weiß nicht, was die größere Beleidigung ist. Dass ich eine Frau aus Donegal bin und du von mir verlangst, ich soll mich in Dublin verstecken, oder dass du von einem Mitglied des Kirkpatrick-Klans verlangst, sich zu verstecken. Der Kirkpatrick-Klan hat sich nie vor irgendwas versteckt. Glaubst du wirklich, *ich* fange jetzt damit an?«

»Sei nicht dumm. Es geht hier nicht um Stolz. Es geht um Verrückte, die mit Waffen rumrennen. Du hast selbst erlebt, wozu die fähig sind.«

Naomis Gesicht veränderte sich nicht, nur die Tonlage ihrer Stimme. »Mach nie wieder den Fehler und nenn mich dumm, Karl. Und wage es nicht, laut zu werden. Wenn du mir laut kommst, dann kannst du was erleben.«

»Dann bleib eben«, antwortete er und fügte sich in das Unabdingbare. Er versuchte nicht weiter, sie umzustimmen. Was sollte er auch sagen? Sie befand sich in einer der Launen, in denen sie Argumenten nicht zugänglich war und alles nur aus Emotionen bestand.

»Danke, dass du so um mich besorgt bist«, sagte Naomi, als sie sich eine Minute später wieder beruhigt hatte, und gab Karl einen Kuss auf die Wange. »Und jetzt, wenn du gestattest, lasse ich mir ein Bad ein. Kommst du mit?«

»Du kannst von Glück sagen, dass ich total im Eimer bin, andernfalls würde ich nämlich deinen Bluff auffliegen lassen und dein Angebot annehmen. Geh. Viel Spaß. Ich mag es, wenn du sauber bist.« Er gab ihr einen verspielten Klaps auf den Po.

»Dauert nicht lange«, sagte sie und verließ das Zimmer mit schwingenden Hüften.

»Kleines Biest.«

Karl wartete, bis er das Wasser laufen hörte, dann begab er sich auf den Dachboden.

Er machte das Licht an und schirmte die Augen vor dem grellen Schein der Glühbirne ab, die wie in einer Henkerschlinge von einem verbogenen Nagel herabhing. Der gesamte Raum war ein laienhaft zusammengezimmerter und verwahrloster Do-it-yourself-Albtraum. Eine Katastrophe in der Warteschleife.

Zaghaft bahnte er sich einen Weg und hatte plötzlich ein unangenehmes Gefühl in der Magengegend. Die feste Überzeugung, dass er jeden Moment durch den Boden in das darunterliegende Schlafzimmer stürzen und sich den Hals brechen würde, beherrschte seine Gedanken.

Zwei qualvolle Minuten später lehnte er sich an die Wand gegenüber der Luke und versuchte, sich zu sammeln, bevor er in eine kleine, in der Mauer verborgene Nische griff. Behutsam zog er eine alte Keksdose aus Blech heraus und zerriss dabei dichte Spinnweben. Dicker Staub bedeckte den Deckel der Dose. Er widerstand dem Impuls, zu pusten.

Karl betrachtete die Dose eine geschlagene Minute, bevor er sie öffnen konnte. *Mach sie auf. Bring es hinter dich.*

Der Deckel klappte auf und gab den Blick auf ein Bündel frei. Karl schlug die Lappen langsam auseinander und entblößte, was sie verbargen.

Das Metall der Waffe war eiskalt. Karl fröstelte. Sie beunruhigte ihn, die Waffe. Irgendwie schien sie gewachsen zu sein, seit sie vor vielen Jahren in seinen Besitz gekommen war.

Fünfzehn Minuten später, als er von seinem Ausflug auf den Dachboden zurückkehrte, ging er hastig ins Schlafzimmer, da er dachte, Naomi wäre noch im Bad.

»Karl! Du bist ja voller Spinnweben. Was um alles in der Welt hast du da oben gemacht? Und was hast du mit dieser schmutzigen Dose vor?«, fragte Naomi und legte ihr Taschenbuch auf das Bett.

»Ich wollte mir nur mal die Akte eines alten Klienten ansehen«, antwortete Karl und umklammerte die Keksdose. »Das war einer meiner ersten Fälle, noch bevor ich überhaupt ein Büro hatte.«

»Du siehst fix und fertig aus. Alles in Ordnung?«

»Der verdamnte Boden. Wäre fast durchgebrochen.«

»Soll ich dir ein Bad einlassen, damit du unter dem ganzen Staub wieder zum Vorschein kommst?«, fragte Naomi lächelnd.

»Vielleicht, wenn ich wiederkomme. Ich muss kurz weg, bin aber gleich wieder da.«

Plötzlich sah Naomi besorgt drein. »Bei dem Wetter und zu dieser nachtschlafender Zeit? Was ist los?«

Er küsste sie zärtlich auf den Mund. »Nichts ist los«, antwortete er.

»Ich habe dich gefragt, was los ist«, beharrte Naomi und stand vom Bett auf. »Du musst nicht weg. Das hat doch bestimmt bis morgen Zeit.«

»Geh wieder ins Bett und halt es warm für mich. Ich bin gleich wieder da. Ich muss einen Mann wegen eines Hundes sprechen ...«

# Kapitel Neunundzwanzig

»Ich wahre stets die Beherrschung, es sei denn, es wäre vorteilhaft, sie nicht zu wahren.«  
Sean O'Casey, *Der Pflug und die Sterne*

Karl hielt zaghaft das Lenkrad, als er in die Nebenstraße einbog und den Haupteingang des großen, düsteren Gebäudes mit dem Flair einer Industrieanlage hinter sich ließ. In verstreuten Fenstern einzelner Zimmer flackerten Neonlichter wie vergessene Geburtstagstorten.

Er machte den Motor aus, ließ das Auto im Leerlauf die Straße entlangrollen und löschte auch die Scheinwerfer. Der schmutzige Regen, der jetzt niederging, hatte zur Folge, dass sich weniger Leute auf den Straßen aufhielten und ihn im Schutz der Dunkelheit kaum ein Bewohner des Hauses sehen würde. Mit etwas Glück dürften die meisten schon nach Hause gegangen sein. Er wollte sich nur mit einem Menschen treffen.

Er betrachtete seine Hände, und ihm gefiel nicht, was er sah. Sie zitterten, obwohl die Heizung warme Luft ins Wageninnere blies.

Er kramte im Handschuhfach und fand das zerknitterte Päckchen Benson & Hedges. Er zog eine der verbogenen Zigaretten heraus, steckte sich eine in den trockenen Mund und suchte in der Manteltasche nach einem Feuerzeug, als ihm einfiel, dass Naomi alles, das ihn in Versuchung führen könnte, aus seinen Sachen entfernt hatte.

Frustriert spuckte er die Zigarette aus. »Scheißdreck!«

*Was zum Teufel hast du überhaupt hier draußen zu suchen, ganz allein und mit einer Scheißangst im Nacken? Willst du deine John-Wayne-Fantasien ausleben? Reiß dich zusammen, und geh wieder zurück ins warme Bett zu der Frau, die dich Dummkopf aufrichtig liebt. Na los. Kehr um, bevor es zu spät ist ...*

Er schenkte seiner eigenen Ermahnung keine Beachtung, sondern stürzte sich in die drohende Gefahr, die sich abzeichnete, stieg hastig aus dem Auto und verspürte einen seltsamen Schwung, der ihn im strömenden Regen mit gesenktem Kopf zur Seitenwand des Gebäudes trieb. Der heftige, böige Wind schien ihm auch die letzten Zweifel auszutreiben, die noch an ihm nagten.

Als er die Fassade des Gebäudes erreichte, neigten Überwachungskameras die unproportionierten Köpfe. Er beachtete sie nicht, gab eine Zahlenkombination in die Tastatur neben der großen Eingangstür ein. Als er die Klinke niederdrückte, hörte er ein Klicken, der Verriegelung eines Tresors nicht unähnlich, doch zu seiner grenzenlosen Erleichterung – paradoxerweise vermischt mit ebenso grenzenlosem Grauen – ließ sich die Tür öffnen.

Im Inneren lehnte er sich mit dem Rücken dagegen, schloss die Augen und ließ die Luft aus den Lungen entweichen. Je mehr Sekunden verstrichen, desto deutlicher spürte er etwas in seinem Inneren emporsteigen. Adrenalin? Wahnsinn? *Jetzt gibt es kein Zurück mehr, du Dummkopf.*

Seine Angst färbte auf alles ab. Rabenschwarze Bilder geisterten durch sein Denken. Er bildete sich alles Mögliche ein. Sah in allen Ecken verstohlene Bewegungen. Sah Schatten über pockennarbige Wände huschen.

Er griff nervös an die Manteltasche und vergewisserte sich, dass die Waffe noch da war, als hätte ein nächtlicher Taschendieb ihn bestehlen und schutzlos zurücklassen können.

In den Eingeweiden des Gebäudes befand sich der robuste, breite Leib einer zehn Stockwerke hohen Treppe aus schwarzem Metall. Er erklomm diese Treppe leise, hielt auf jedem Stockwerk kurz inne und vergewisserte sich, dass ihm niemand folgte.

Im zweiten Stock ruhte er aus, damit er wieder zu Puste kam. Abgesehen von seinem keuchenden Atmen herrschte Stille. Zum Glück schienen die meisten Bewohner nach Hause gegangen zu sein, doch das verhinderte nicht, dass er ins Schwitzen kam. Sein vom Regen durchnässter Mantel roch nach Hund. Er fühlte sich schrecklich allein und schutzlos.

Er stieg in den dritten Stock hinauf, blieb vor der Tür stehen und lauschte dem Nichts weißen Rauschens im Inneren: alte, knisternde Neonröhren, dumpf summende Computer, das Scheppern eines Getränkeautomaten, der in den letzten Zügen lag und bald den Geist aufgeben würde. Für Karl waren diese Geräusche nichts anderes als Warnungen, die es zu ignorieren galt.

Als er den Türknauf drehte, rutschte er ab. *Schweiß? Regen? Komm schon!* Er trocknete sich die Hand am Mantel ab und versuchte es erneut. Der Knauf ließ sich drehen. Die Tür ging ein Stück weit auf.

Er schlich sich ins Innere, orientierte sich kurz und rief vage Erinnerungen ab. In diesem Abschnitt des Stockwerks war er noch nie gewesen, doch als er einmal nach links und anschließend nach rechts abgebogen war, befand er sich auf vertrautem Gelände.

Das Licht in dem Büro war gedämpft, aber nicht so sehr, dass er die Silhouette hinter der Milchglasscheibe nicht gesehen hätte. Auf der anderen Seite des Raumes arbeitete jemand am Fotokopierer. Er sah, wie die Maschine langsam Blatt für Blatt erbrach. Einige andere saßen mit hängenden Köpfen an ihren Schreibtischen und beugten sich über Monitore oder Zeitungen.

Er betrat verstohlen das kleine Büro und war dem Mann so nahe, dass er die Haare in seinem Ohr erkennen konnte. Der Mann machte einen entspannten Eindruck und hatte die langen Beine auf den Schreibtisch gelegt. Er kitzelte in einem Notizbuch. Im Radio spielte Van Morrison so leise, dass man es kaum hören konnte.

»Hallo, Mark. Schon wieder am Faulenzen?«

»Herrgott!« Wilson wäre beinahe vom Stuhl gefallen. »Kane! Was machst du denn hier? Und warum schleichst du dich so an?«

»Hat dir dein Vater nie beigebracht, dass man einen Hund am besten am Schwanz fängt, und zwar wenn er schläft?«

»Was?« Wilson ließ eine leicht ratlose Miene sehen. »Hast du getrunken?«

»Kaffee. Eimerweise. Vielleicht bin ich deshalb so aufgekratzt. So verflucht hibbelig.« Karl lächelte gezwungen. »Alte Gewohnheiten wird man nur schwer wieder los, nicht? Ich dachte mir, dass du hier rumhängen und Überstunden schinden würdest.«

»Wie bist du zum Hintereingang reingekommen?« Wilson sah verärgert und leicht verwirrt drein. »Der ist nicht allgemein zugänglich.«

»Vielleicht hat mir einer deiner Männer geholfen? Oder vielleicht komme ich schon so

lange hierher, dass ich nur die Ohren spitzen und euch Großmäulern folgen muss? Such dir was aus.«

Wilson stieß sich vom Schreibtisch ab und stand auf. Sein Gesicht war gerötet. »Du solltest schnellstens damit rausrücken, was du hier willst; andernfalls landest du unten in einer der Zellen.«

»Wie ein kleiner Schläger. Immer drohen, wenn du was willst.«

»Ich hab genug von dieser Scheiße. Du wanderst nach unten.« Wilson wollte einen Knopf auf seinem Schreibtisch drücken.

»Ich würde das nicht machen, Mark«, sagte Karl. »Deine Vorgesetzten könnten mich im Schlaf murmeln hören, dass in Belfast unbehelligt Mörder unterwegs sind.«

Wilsons Finger erstarrte. Sein Gesicht veränderte sich schlagartig, als hätte ihm jemand eine spitze Nadel ins Ohr gestochen. »Du hast getrunken. Oder nicht?«

»Du hast mir gesagt, ich soll mich melden, wenn ich etwas rausfinde.«

»Und deshalb schleichst du dich zum Hintereingang rein?«

»Es ist besser, wenn mich niemand sieht. Schließlich will ich nicht, dass jemand auf die Idee kommt, ich würde singen. In dieser Stadt ist es nicht gesund, wenn man singt. Sogar recht tödlich. Ist es nicht so?«

Im Aschenbecher lag eine angezündete Zigarette, deren glimmendes Ende Karl verführerisch anstrahlte. Was hätte er jetzt nicht alles für einen ordentlichen Zug gegeben, um seine flatternden Nerven zu beruhigen.

»Und? Ich höre. Was hast du für mich?«, fragte Wilson mit einem leicht gereizten Unterton in der Stimme.

»Du hast mir in der Nacht, als Chris Brown ermordet wurde, doch gesagt, die Nachbarn hätten ›seinen Hund gehört, der offenbar wie verrückt gebellt hat‹. Weißt du noch?«

Wilson verzog das Gesicht. »Na und?«

»Ich habe mich bei den Nachbarn umgehört. Keiner hat gesagt, dass er den Hund bellen gehört hat.«

»Du kennst doch die Gegend. Dort würde keiner einem Fremden gegenüber zugeben, dass er mit der Polizei geredet hat.«

»Chris Browns Hund war ein Kongo-Terrier namens Paisley.«

Wilson zuckte die Achseln. »Und wenn er ein großer, sabbernder Bernhardiner namens Gerry Adams gewesen wäre, mir egal. Worauf willst du hinaus?«

»Kongo-Terrier sind eine der ältesten Hunderassen und kommen ursprünglich aus Afrika. Menschen halten sie seit Jahrtausenden als Haustiere. Ihr Bild sieht man auf Stelen in den Gräbern ägyptischer Pharaonen. Man schätzt sie wegen ihrer Intelligenz, Tapferkeit, Schnelligkeit, besonders aber, weil sie so still sind.«

»Was?«

»Ein Kongo-Terrier bellt nicht. Das war Chris' Witz, weshalb er ihn Paisley genannt hat.«

Wilson setzte sich langsam wieder. Er bewegte zaghaft die Lippen. Kein Laut kam heraus.

Karl fuhr fort. »Die Nachbarn haben nicht die Polizei gerufen, weil der Hund gebellt hat. Die einzigen, die die Polizei gerufen haben, waren die Mörder von Chris Brown.«

»Red keinen Unsinn. Warum sollten sie das tun?«

»Diese besonders tapfere Bande von Wichsern hatte vermutlich alles im Voraus geplant, bis ins kleinste Detail. Der Hund im Garten wurde mit einem Schalldämpfer erledigt. Die Dunkelheit als Schutz. Ein gelähmter, schlafender Mann. Eine Schrotflinte, um ihm den Kopf wegzuballern. Eine prima Botschaft für alle anderen potenziellen Sänger. Perfekt. Was konnte da schon schiefgehen? Rein und raus in weniger als fünf Minuten. Aber wie du sicher bezeugen könntest, entpuppen sich die vermeintlich narrensichersten Pläne am Ende oft als die mit den meisten Stolperfallen. Die haben nicht erwartet, dass sich ein gelähmter, schlafender Mann wehren und auf einen von ihnen schießen würde. Wie tödlich peinlich wäre das denn um ein Haar geworden?«

»Du redest Blödsinn.«

»Nein, ganz sicher nicht. Was ist mit der Alarmanlage? Wie erklärst du dir das?«

»Ich weiß nichts von einer Alarmanlage, nur das, was ich in dem Bericht gelesen habe.«

»Dann hättest du verdammt noch mal mit dem Hersteller der Anlage reden müssen, Protector Incorporated, so wie ich. Weißt du, was die mir gesagt haben? Chris' System war ausgesprochen ausgeklügelt, wurde aber ausgeschaltet, ohne dass in ihrer Zentrale auch nur ein Pieps laut geworden wäre. Irgendwie leuchtet mir nicht ein, dass ein stinknormaler Drogendealer derart versiert sein sollte. Dir?«

Wilson ließ die Hand über den Schreibtisch wandern.

»Nein!« Karl zog die Waffe aus der Tasche und richtete sie auf Wilson.

Wilsons ohnehin schon blasses Gesicht wurde noch weißer. Er alterte vor Karls Augen. »Ruhig ... ruhig ... ich nehme nur meine Zigarette. Ruhig ... siehst du?« Wilson nahm die Kippe, und zu Karls Erleichterung zitterte die Hand seines Exschwagers ebenso sehr wie seine.

»Pass nur auf, dass du sonst nichts nimmst.«

Wilson zündete die Zigarette an und zog daran. »Ich wusste gar nicht, dass du mit einer Waffe umgehen kannst.«

»Kann ich nicht. Darum würde ich an deiner Stelle auch nur mit äußerster Vorsicht niesen oder furzen. Und eine Frage, während du schön vorsichtig bist: Was ist das zweitbeste Beweismittel, nach Blut und DNA an einem Tatort?«

»Was redest du da?«

»Du gibst auf? Wie wäre es mit Fußabdrücken? Ja, genau. Fußabdrücke. Aber niemand hat sich die Mühe gemacht, die Abdrücke in Paisleys Scheiße zu nehmen. Es gibt keinerlei Unterlagen darüber, dass Abdrücke genommen worden wären, und als ich dort war, hat nichts darauf hingewiesen, dass überhaupt Abdrücke genommen wurden, weder Fuß- noch Fingerabdrücke.«

»Was hattest du in Browns Haus verloren? Es ist eine schwerwiegende Straftat, einen Tatort zu kontaminieren. Dir ist hoffentlich klar, wie schwerwiegend?«

»So schwerwiegend wie jemand, der dir eine Waffe ins Gesicht hält?«

Wilson tat so, als wollte er aufstehen. »Hör zu, Kane, wir sind beide gestresst. Gehen wir rüber ins Europa, trinken was und ...«

»Hinsetzen!«

Wilson floss langsam auf seinen Stuhl zurück.

»Braver Hund. Oh, und da wir gerade beim Thema sind, wo ist eigentlich dein treues Hündchen?«

»Was?«

»Bulldog. Ich habe ihn schon länger nicht gesehen. Normalerweise lässt er sein Herrchen doch nicht aus den Augen. Wie ich höre, soll er eine Art Unfall gehabt haben. Hat eine Menge Blut verloren, munkelt man.«

Wilsons Gesicht wurde so grau wie die Asche am Ende seiner Zigarette. Sein Mund war feucht von Spucke.

»Du gehst jetzt besser. Solange du noch kannst. Es kann ausgesprochen gesundheitsschädlich sein, wenn man zu viel auf Gerüchte gibt. Ich kann dich nicht ewig schützen.«

Karl streckte den Arm aus und zog die Zigarette aus dem Schraubstock von Wilsons Fingern. Er schnippte Asche auf Wilsons Hemd und zog heftig an der Kippe. Sekunden später unterdrückte er ein Husten.

»Naomi hatte recht. Das sind eklige, abscheuliche Dinger, die einen schlechten Geschmack im Mund hinterlassen.« Er ließ die glimmende Zigarette in Wilsons Schoß fallen.

»Du Irrer!«, zischte Wilson, schnellte wie ein Springteufel in die Höhe und wischte den brennenden Stummel weg.

»Ganz recht. Ich bin ein Irrer. Kuckoo Kane hat nicht alle Tassen im Schrank. Ich an deiner Stelle wäre also ganz vorsichtig.«

»Okay, Kane ... atmen wir tief durch. Noch ist niemand zu Schaden gekommen. Du stehst in letzter Zeit unter ziemlich großem Stress. Dein Verhalten ist verständlich. Warum gehst du nicht ...«

»Warum hältst du nicht einfach die Klappe und hörst zur Abwechslung mal zu? Die Bande hatte vermutlich ursprünglich ein ganz anderes Ziel: das legendäre Manuskript zu finden, in dem Einzelheiten über gewisse sanktionierte Morde und Korruption in den Reihen der Polizei standen. Problem Numero eins: Einer von ihnen wird angeschossen und blutet den ganzen Tatort voll. Sie können nicht das Risiko eingehen, dass er mit dem Schauplatz des Verbrechens in Verbindung gebracht wird. Wie hätten sie das erklären sollen? Also beschließen sie, noch mehr von ihren Kumpels hinzuzubeordern. Das Gelände zu durchsuchen, schön ordentlich und offiziell. Problem Numero zwei: Die Keystone-Bande findet nicht, wonach sie gesucht hat. Panik. Wo zum Teufel ist es? Vielleicht hat es dieser Scheißkerl von Privatdetektiv?«

»Ich habe keine Ahnung, was du da faselst.«

»Und dann kam die reizende Einladung von dir, mir die Überreste von Chris Browns Gesicht anzusehen.«

»Eine einfache Identifizierung, mehr nicht.«

»Das dachte ich zuerst auch. Aber dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Das war deine Art, mich zu warnen, dass ich mich raushalten sollte, andernfalls könnte ich der Nächste sein. Vielleicht sollte ich mich bei dir bedanken?«

Wilsons Gesicht nahm eine besorgte Miene an. »Du hast den Überblick verloren, Kane. Muss an den vielen schlechten Romanen liegen, die du geschrieben hast. Die sind dir zu Kopf gestiegen, und jetzt lebst du in deinen eigenen Hirngespinsten.«

Karl trat ganz nahe an Wilson heran und zischte: »Es war kein Hirngespinst, als du Schleimbeutel Naomi eine Waffe an den Kopf gehalten und gedroht hast abzudrücken, nur für ein Scheißmanuskript. Oder?«

»Du bist überarbeitet. Leg einfach die Waffe ...«

Karl drückte Wilson die Mündung der Waffe an die Stirn und presste das Metall fest auf die Haut. »Oder?«

»Nein ... nein, natürlich nicht ...«, stammelte Wilson.

»Wenn einem jemand eine Waffe an den Kopf hält, kann man sich prima konzentrieren. Ist es nicht so?« Karl nahm die Waffe weg. Ein Abdruck von der Größe einer Minzpastille blieb auf Wilsons Stirn zurück.

Wilson sah über die Schulter, als rechnete er damit, dass jemand darauf klopfen würde.

»Du solltest besser hoffen, dass niemand durch diese Tür kommt, Mark. Falls doch, erschieße ich dich zuerst.« Karls Blick war kalt. »Am nächsten Tag, nachdem diese Einbrecher uns einen Besuch abgestattet hatten, hast du mich als Erstes gefragt, ob ich das Manuskript gelesen hätte. Erinnerst du dich?«

»Ja. Und?«

»Du sagtest, du hofftest, ich hätte es gelesen und mir die Namen gemerkt, die darin genannt wurden. Und du wolltest wissen, ob ich mir eine Kopie gemacht habe. Erinnerst du dich?«

»Ja«, sagte Wilson und nickte. »Na und?«

»Seither habe ich nachgedacht. Ich frage mich, was passiert wäre, hätte ich gesagt, ich hätte das Manuskript gelesen oder mir eine Kopie gemacht. Vielleicht hättest du das an deine Freunde weitergegeben und ich hätte wieder Besuch bekommen. Scheiße, kannst du dir dein Gesicht vorstellen, wenn ich gesagt hätte, dass ich Sooty und Sweep erkannt habe?«

»Ich weiß, wie das alles für dich aussehen muss, aber ... Es stimmt einfach nicht. Wie kannst du auch nur denken, ich würde zulassen, dass dir oder Naomi ein Leid geschieht?«

»Ich weiß, wo du doch so ein hochanständiger, moralischer Mensch bist. Und jetzt will ich dir, zwischen zwei Exschwagern, meine neueste Geschichte erzählen. Schleimbeutel brechen ein. Drohen, uns zu töten, wenn sie Manuskript nicht finden. Ahnen nicht, dass gerissener Privatermittler eine Kopie hat, auf der Festplatte; dass er eimerweise Kopien von besagtem Manuskript gemacht hat. Und er hat sie an Anwälte in Dublin und London geschickt mit der Anweisung, Kopien sofort an bekannte Journalisten und Fernsehleute weiterzugeben, sollte gerissenem Privatermittler oder der Liebe seines Lebens etwas passieren.«

Der Fausthieb warf Wilson vom Stuhl; er landete auf dem Hintern und kauerte sich in eine Ecke.

»Weißt du, wie lange ich das schon machen wollte?«, fragte Karl, der über Wilson stand.

Das Blut, das aus Wilsons Mund lief, sah vulgär aus, wie billiger Lippenstift. Er wischte es

ab und verschmierte sich dabei das ganze Kinn.

»Du schlägst wie einer deiner Homofreunde. Mehr hast du nicht drauf?«, fragte Wilson höhnisch und mit wutverzerrter Fratze. »Kein Wunder, dass meine Schwester deinen Anblick nicht mehr ertragen konnte. Ich verrate dir mal was: Sie hat dich als Mann nie für voll genommen. Sie hatte immer dickere Eier als du.«

»Gut möglich«, gab Karl zu und wich langsam aus dem Zimmer zurück. »Und einen dickeren Schwanz vermutlich auch.«

Karl nahm ein Taschentuch und wischte sich rasch Wilsons Blut von der Hand, dann knüllte er das blutige Stück Stoff hastig zusammen und steckte es in die Tasche.

Er lief zwei Stufen auf einmal die Treppe hinunter, ohne aus dem Tritt zu geraten, obwohl er sich einbildete, direkt hinter ihm Schritte zu hören. Kurz bevor er den Ausgang erreichte, strauchelte er dann doch auf der untersten Stufe, wie ein Betrunkener, rappelte sich jedoch hastig wieder auf, obwohl er sich fühlte, als wären ihm alle Sinne geschwunden.

Draußen, im strömenden Regen, rannte er zum Auto. Es wartete im Schatten auf ihn. Der beste Freund der Welt.

# Kapitel Dreißig

## Dienstag, 6.März (früher Morgen)

»Die beste Vorgehensweise freilich ist es, wie der Volksmund wohl sagt, nutzt man die Torheit der anderen aus.« Plinius der Ältere, *Naturalis historia*

»Du gehst mitten in der Nacht weg, kommst mit einer geschwollenen Hand zurück und erwartest von mir, dass ich nichts sage?«, schnaubte Naomi und goss dampfenden Kaffee in eine Tasse ein. Im Hintergrund flackerte ein Film in dem stumm geschalteten Fernseher.

Karls Knöchel wurden bereits blau. Er bewegte zaghaft die Finger. Glücklicherweise schien nichts gebrochen zu sein.

»Eine Lappalie. Ich habe einem Schleimbeutel eine verpasst. Das hatte er verdient – schon lange. Ich musste es aus mir rausbekommen, er in sich rein.«

»Karl! Du schlägst Leute zusammen?« Naomi schüttelte fassungslos den Kopf. »Ist das eine Midlife-Crisis, von der ich wissen müsste? Wenn ja, was steht als Nächstes auf der Tagesordnung?«

»Nichts«, sagte Karl und pustete sich vernehmlich auf die Knöchel. »Es gibt keine Tagesordnung. Aber etwas Eis wäre nett.«

»Kannst du nicht ein einziges Mal vorsichtig sein?«

»Vorsicht ist was für alte Leute.«

Naomi gab Karl die Kaffeetasse. Als er sie berührte, verzog er das Gesicht.

»Tut's weh?«

»Sehr.«

»Gut.«

»Du bist gemein.«

»Wenn es sein muss, ja. Also, wer war dieser sogenannte Schleimbeutel, und was sollte der Unsinn, dass du einen Mann wegen eines Hundes sprechen musst?«

Karl ließ den Blick zum Fernseher wandern, der ihn von Naomis hartnäckigen Fragen ablenkte. Es lief eine Art Historienfilm. Ein Mädchen posierte in einem mittelalterlichen Landhaus für einen Künstler.

»Schalt auf Standbild, Naomi.«

»Was?«

»Der Film. Schalt auf Standbild.«

»*Das Mädchen mit dem Perlenohrring?*«

»Halt einfach den Film an, Naomi ... bitte.«

Widerstrebend gehorchte Naomi. Das Bild fror ein.

»Kannst du ein Stück zurück, nur ein paar Sekunden?«

Naomi drückte auf die Fernbedienung, der Film lief in Zeitlupe rückwärts.

»Halt! Genau. Perfekt!«

Karl trat näher an den Bildschirm, und betrachtete in Nahaufnahme ein junges Mädchen, das ihn direkt ansah und fast trotzig durch die Mattscheibe blickte.

»Die Frau. Wer ist sie?«, fragte Karl leise.

»Was?« Naomi sah verwirrt drein.

»Die junge Frau, Naomi«, sagte Karl mit einem gereizten Unterton. »Wer zum Teufel ist das?«

»Scarlett Johansson. Warum? Sag mir nicht, du stehst auf ... Karl? Was ist denn los?«

Plötzlich war Karls Verstand glasklar. Alles fügte sich schlagartig zusammen. Das Gesicht. Der Name, den ihm Paul der Barkeeper genannt hatte.

*Mein Phantom, du hast dich verändert ... Jetzt hast du ein Gesicht.*

# Kapitel Einunddreißig

»Life is bare, gloom and misery everywhere / Stormy weather / Just can't get my poorself together / I'm weary all the time / So weary all the time ...« Billie Holiday, *Stormy Weather*

Die Antrim Road war an sich schon dunkel und gefährlich; die gefälltten Bäume entlang der Straße machten sie noch gefährlicher. Vereinzelte Straßenlaternen warfen Licht auf einsame Flecken dunkler Erde und erzeugten flackernde Schatten, die ein Eigenleben zu führen schienen.

Der prasselnde Regen, der auf Karls Auto trommelte, wurde zunehmend zum Sturzbach; Karl fühlte sich, als wäre er in einer Plastiktüte gefangen, in der er ersticken würde. Die regennasse Fahrbahn war rutschig und bot den Reifen kaum genug Halt für eine sichere Fahrt. Laut Wetterbericht markierte dieser Sturm den Höhepunkt in einem Monat sintflutartiger Regenfälle.

»Logisch, dass es die beschissenste aller beschissenen Nächte sein muss ...«, flüsterte Karl, der versuchte, Trost in der eigenen Stimme zu finden, was ihm freilich nicht gelang. Er hasste es, bei strömendem Regen fahren zu müssen; dem Schicksal und den Elementen ausgeliefert zu sein. Die abgenutzten Scheibenwischer, die graue Schlieren auf der Windschutzscheibe hinterließen, sodass man kaum etwas erkennen konnte, trugen nicht gerade zu seiner Beruhigung bei.

Glücklicherweise war die Schwellung seiner Hand in den vergangenen Tagen abgeklungen. Er fragte sich, wie Wilsons Gesicht wohl aussehen mochte. Bei dem Gedanken musste er lächeln.

Spontan schaltete Karl das Radio ein und drückte sich durch die vielen Sender, bis er die makellose Stimme von Billie Holiday hörte, die *Stormy Weather* sang. Das beruhigte ihn ein wenig. Er flüsterte mit, ein Duett mit Billie.

»Just can't get my poorself together, I'm weary all the time ...«

Karl sah zum x-ten Mal in den Rückspiegel und bemerkte die beiden gleißenden Scheinwerfer, die ihm viel zu dicht folgten, als würden sie sich an seinem Auto orientieren.

»Anscheinend fährst du einen Magneten, du Arschloch ...«, sagte er und wünschte sich, er könnte auf der schmalen Straße rechts ranfahren und den aufdringlichen Fahrer passieren lassen.

Er erduldete den Magneten zehn weitere quälende Minuten, dann verschwand das Auto plötzlich auf Höhe des Bellevue Zoos.

»Schaust du mal bei deinen Verwandten vorbei?«

Er setzte seine Fahrt fort, bis er den Stadtkern hinter sich gelassen hatte und ein Viertel mit Bäumen und viktorianischen Villen erreichte, die auf großzügigen Privatgrundstücken standen.

Er hielt an und suchte im Handschuhfach nach einer Straßenkarte, von der er sicher war, dass es sie gab. Er fand sie auch – allerdings nur teilweise. Öl, Feuchtigkeit und der Zahn der Zeit hatten dem Papier stark zugesetzt.

Er schüttelteverdrossen den Kopf, als er sah, in welchem Zustand sich die Karte befand,

und fasste den Entschluss, dass er sich, sobald er wieder flüssig war, eines dieser Satellitendinger zulegen würde, die einen auf Knopfdruck bis direkt vor die Haustür des Ziels lotsten. Und einem noch das Gesicht wuschen und den Arsch abwischten, wenn man der Werbung Glauben schenken durfte. Vielleicht würde er aber auch nur die beschissenen Scheibenwischer austauschen lassen.

Der Regen prasselte auf das Auto. Er konnte nicht klar denken, geschweige denn, die Karte lesen. Er ließ den Motor an und fuhr weiter.

Als er einen schmalen Feldweg entlangfuhr, schien eine schwere Last den Wagen niederzudrücken, der tief in den Morast einsank. Die Reifen drehten durch; Erde und Dreck spritzten auf die Windschutzscheibe. Hastig schaltete er die Wischer aus.

»Komm schon, altes Mädchen. Lass mich jetzt nicht im Stich ... bitte.«

Das Auto ruckte und stieß schwarzen Rauch aus.

»Komm schon ...«

Dann schnellte der Wagen unvermittelt nach vorn. Karl wurde kalt erwischt. Er sah rein gar nichts, während seine Instinkte und blanken Nerven im Wettstreit lagen. Er steuerte nach links, nach rechts, dann hastig wieder nach links und wagte aus Angst, er könnte sich wieder im Schlamm festfahren, nicht, den Fuß vom Gas zu nehmen. Plötzlich sprang ihm ein Baum vors Auto. Er stieg in die Eisen. Zwei Sekunden zu spät.

Wie lange war er bewusstlos? Ein paar Sekunden? Minuten? Er sah auf die Uhr. Zertrümmert. Zaghaft berührte er die Stirn. »Oh ...« Die Platzwunde schien tief zu sein. Blut lief ihm über die Stirn und überzog sein Gesicht mit einem Muster, das seine Falten vorgaben. Mit einem alten Kleenex saugte er einen Teil des Blutes auf. »Idiot ...« Er war durcheinander. Erschrocken. Er wusste, es hätte schlimmer enden können. Verdammt viel schlimmer.

Er öffnete die Tür, stolperte hinaus in Schlamm und Regen und versuchte, den Schaden an seinem heiß geliebten Auto abzuschätzen. »Ah, Scheiße, nein ...« Eine Delle, so groß wie ein Mikrowellenherd, bot sich dem Blick seiner blutunterlaufenen Augen dar. Er strich zärtlich über die Motorhaube wie über einen menschlichen Körper. »So ein verdammter Mist.« Sein einziger Trost war, dass der Motor unbeschädigt zu sein schien.

Er tupfte sich nochmals die Stirn ab, dann warf er das vollgesogene Taschentuch weg. Sofort rann ihm wieder Blut über das Gesicht, das der Regen wegwusch.

Er ließ das Auto zurück und stapfte zwischen Dornenhecken und Büschen hindurch den steilen Hang empor, schlitternd und stolpernd bis zur Kuppe hinauf, wo er atemlos und desorientiert und bis zur Hüfte mit Schlamm besudelt stehen blieb.

»Es muss einen einfacheren Weg geben, wie man sich seinen Lebensunterhalt verdienen kann in dieser gottverdammten ...«

Das große, abgelegene Haus hockte stolz auf einer Lichtung. Fehlende Ziegel und abblätternde Farbe zeugten von Verwahrlosung.

Karl schlich an mehreren »Betreten verboten«-Schildern vorbei, die an Bäume genagelt waren. Weitere Schilder warnten vor Wachhunden und nächtlichen Patrouillen.

Der Sturm und das Wüten der Elemente wirkte ernüchternd. Plötzlich war sich Karl nicht

mehr so sicher, ob er richtig handelte. Er wartete lange, bis er sich zur riesigen Eingangstür wagte, die in ihren Abmessungen fast schon vulgär wirkte.

Karl drückte auf den Knopf, der sich fast exakt in der Mitte der Tür befand, und horchte, ob sich im Inneren etwas tat. Das Läuten kam ihm viel zu laut vor. Und es schien fast eine Ewigkeit zu dauern. Er stellte sich vor, wie es kreischend durch die Diele, die Treppe hinauf und in jeden Winkel und jede Nische des Hauses hallte.

Er war ganz sicher, dass sich am östlichen Fenster ein Vorhang bewegte. Der Wind? Er presste das Gesicht an das Glas und spürte die Kälte bis ins Zahnfleisch. Ein Licht ging an, überstrahlte ihn und entlarvte ihn als Spanner. Erschrocken wich er zurück und stolperte fast.

Die Tür ging auf.

Es überraschte ihn nicht im Geringsten, dass Jenny Lewis vor ihm stand. Aber die hässliche Bestie von Schrotflinte, die sie in der Hand hielt, kam einem Schock gleich. Mit ihr wirkte Jenny winzig. Und äußerst gefährlich.

# Kapitel Zweiunddreißig

## Samstag, 10.März (später am Abend)

»Es ist so schwer, Leute auf ordentliche Weise zu ermorden, mit denen man nicht freundschaftlich verkehrt.« Roy Horniman, *Israel Rank. Die Autobiografie eines Verbrechers*

»Das dürfte Ihnen mehr wehtun als mir«, sagte Jenny Lewis gelassen.

»Geben Sie es mir«, murmelte Karl tapfer, obwohl ihm auf seinem Stuhl ziemlich mulmig war.

Jenny beugte sich vor, bis sich ihr Busen auf der Höhe von Karls Augen befand. Er knirschte mit den Zähnen und wartete auf die unausweichlichen Schmerzen.

»Scheiiiße!«

»Ups ... pardon, bin abgerutscht. Sie müssen still sitzen, Mister Kane. Diese provisorische Naht reicht, bis Sie in ein Krankenhaus können. Die Wunde sieht viel schlimmer aus, als sie in Wirklichkeit ist«, tröstete Jenny.

Jedes Mal, wenn sich die Nadel in seine Haut bohrte, verzog Karl vor Schmerz das Gesicht.

»Sie stecken voller Überraschungen, Jenny«, sagte Karl mit zusammengebißenen Zähnen. »Wo haben Sie so hübsche kleine Tricks wie diesen gelernt? Und sagen Sie jetzt nicht, weil Sie *Blue Peter* gesehen haben.«

Sie lächelte. »Ich denke, ich hatte, wie die meisten Leute sagen würden, eine behütete Kindheit. *Blue Peter* durfte ich nicht sehen.«

»Macht nichts. Ich habe es auch nie gesehen. Ich habe mir immer alles aus Fairy-Liquid-Flaschen gebastelt. Ehrlich gesagt, glaube ich, die haben das meiste von dem gekauft, was sie da angeblich selbst gefertigt haben wollten. Ich fand das immer höchst fragwürdig.«

Ein leises Lachen kam über Jennys Lippen. »Sie waren schon als Kind misstrauisch, Mister Kane?«

»Eine echte Gabe.«

»Und heute? Misstrauen Sie immer noch allem und jedem?«

»Kommt drauf an. Sagen wir, jemand hält mir eine Schrotflinte ins Gesicht, da hätte ich doch allen Grund, misstrauisch zu sein, finden Sie nicht?«

»Das tut mir leid. Ich wollte Ihnen keine Angst machen.«

»Angst? Ich hatte die Hosen gestrichen voll. Begrüßen Sie Gäste immer mit einer Flinte in der Hand?«

»Wir bekommen in dieser Gegend hier nicht oft Besuch, schon gar nicht mitten in der Nacht und bei solchem Wetter. In so einer Nacht wäre ich bei jedem Gast argwöhnisch.«

»Ehrlich gesagt, ich ebenfalls«, sagte Karl.

»Wollen Sie den Mantel wirklich anbehalten? Sie sind tropfnass.«

»Es geht schon, danke. Wenn ich ihn abnehme, dürfte es zu gemütlich werden. Vermutlich würde ich vor dem heimeligen Kaminfeuer in Ihrem Wohnzimmer einschlafen.«

Jenny tupfte Karls Verletzung mit einem Wattebausch ab. »Fast fertig. Atmen Sie tief durch.«

»Sollten Sie mir jetzt nicht Alkohol anbieten, wie man das in Cowboy-Filmen immer sieht?«

»Das ist ein Mythos. Eigentlich möchten Sie in so einer Situation am besten gar keinen Alkohol im Blut haben. Dadurch schlägt das Herz schneller, und es fließt noch mehr Blut. Eine Riesenschweinerei«, antwortete Jenny und griff nach einer Schere, um die Fäden zu kürzen. »Na also! Gar nicht übel, wenn ich das sagen darf. Möchten Sie einen Spiegel und das Ergebnis bewundern?«

»Nein danke. Ich glaube Ihnen auch so. Und sehen muss ich das nicht – die Nacht war schon schlimm genug.«

»Kaffee?«

»Nur, wenn die Milch bernsteinfarben und hochprozentig ist.«

»Mal sehen, was ich auftreiben kann, aber ich habe Sie gewarnt«, sagte Jenny lächelnd. »Dann können Sie mir von Ihrem Ausflug erzählen und was Sie um diese nachtschlafende Zeit hierher verschlagen hat. Ich bin sicher, das wird interessant.«

Karl versuchte, ebenfalls zu lächeln, doch seine Gesichtsmuskeln wollten nicht so recht gehorchen, als wären die Stiche zu straff.

Während Jenny Kaffee machte, sah er sich in der großen Küche um und versuchte, sich von den Fragen abzulenken, die ihm auf der Zunge brannten. Er sah zu der Schrotflinte, die auf dem Tisch gegenüber lag. Zwei hohle Augen erwiderten trotzig seinen Blick.

»Hübsches Haus haben Sie hier, Jenny. Ihres?«

Jenny sah ihn ganze zwei Sekunden an, bevor sie antwortete. »Als ob ich mir von meinem Gehalt so ein Haus leisten könnte. Es gehört meiner Mutter. Sie ist oben im Bett. Sie fühlt sich gerade nicht wohl.«

»Das tut mir leid«, sagte Karl. »Ich hoffe, ich habe sie nicht gestört.«

»Das glaube ich kaum. Sie steht unter Medikamenten.«

»Hoffentlich nichts Ernstes?«

»Eine chronische Krankheit.« Sie brachte zwei Miniaturflaschen Drambuie zum Vorschein und stellte sie auf den Tisch. »Tut mir leid, etwas anderes habe ich nicht. Gratisproben aus dem Flugzeug.«

»In einer Nacht wie dieser ein Geschenk Gottes.«

Sie stellte eine Tasse dampfenden Kaffee auf den Tisch. »Vorsicht, er ist sehr heiß«, sagte sie.

Karl goss einen ordentlichen Schuss Drambuie in den Kaffee. »Dram buidheach!«

Plötzlich erbleichte Jenny.

»Sie keinen?«, fragte Karl.

»Nein ... es ... es ist zu spät für Alkohol, und Koffein hält mich wach. Dafür schlafe ich zu gern.«

»Man sagt, es bringt Unglück, wenn man einen Drambuie ausschlägt, der einem angeboten wird. Ich wünschte nur, mich würde ausschließlich Koffein wach halten«, sagte Karl, trank und genoss es, wie sich die Wärme der Flüssigkeit in seinem abgekämpften Körper ausbreitete. »Hmm. Der ist gut. Sie müssen mir das Rezept geben, bevor ich gehe.«

Jenny nahm ihm gegenüber am Tisch Platz. »Vielleicht können Sie mir jetzt verraten, was das alles zu bedeuten hat, Mister Kane?«

»Ich dachte mir, Sie würden mich als Erstes fragen, wie ich Ihre Adresse herausgefunden habe, wo doch diese hier nicht in Ihrer Akte steht.«

»Sie haben sich meine Akte angesehen? Warum?« Plötzlich wirkte Jennys Gesicht verkniffen, ihre Lippen wie ein Strich. »Steckt Wilson dahinter?«

Karl schüttelte den Kopf. »Ich habe mir die offizielle und die inoffizielle Akte über Sie angesehen. Bitte entschuldigen Sie meine Schnüffelei, aber ich dachte mir, ich müsste etwas gründlicher recherchieren, nachdem mir etwas bei den Todesanzeigen aufgefallen ist.« Karl holte ein Stück Papier aus der Innentasche seines Mantels und faltete es sorgfältig auseinander. »Das stand vor einer Woche in der Zeitung: die Meldung, dass Franco Lodovico gestorben ist, ein pensionierter Professor der Medizin der Queen's University. Der bedauernswerte Mann erlag einem Herzinfarkt. Sie wissen vermutlich bereits, dass Hicks momentan einen Medizinstudenten hat, der ihn unterstützt?«

»Was hat das mit Ihrem Besuch hier zu tun?«

»Der junge Mann hatte das Glück, bei Professor Lodovico zu studieren. Es ist noch nicht so lange her, da habe ich eine recht interessante Unterhaltung mit dem jungen Mann geführt. Er erzählte mir, dass kürzlich ein Feuer im Labor ausgebrochen wäre, das ein unachtsamer Student von Professor Lodovico verursacht hatte. Glücklicherweise konnte Professor Lodovico alle evakuieren, bevor einer der jungen Leute zu Schaden kam. Der Raum selbst freilich war nicht mehr zu retten, er wurde praktisch vollkommen zerstört. Alles, wie es scheint, außer einer kleinen Menge Phosgen, das wie durch ein Wunder erhalten blieb, aber mehr als zwei Monate später bei einem Mord in einem Schlafzimmer wieder auftauchte.«

»Warum erzählen Sie mir das alles, Mister Kane? Und was ist Photo ... Photogen?«

»Phosgen. Hatte ich auch noch nie gehört. Ich will jetzt nicht ins Detail gehen, sondern nur sagen, dass es ziemlich tödlich ist und definitiv nicht bei Zahnschmerzen angewendet werden sollte, oder gegen, Gott behüte, dass man sie je bekommt, Hämorrhoiden.«

»Sind Sie fertig mit Ihrer Geschichte?«, fragte Jenny, der der Zorn ins Gesicht geschrieben stand.

»Bitte haben Sie noch etwas Geduld, Jenny. Es ist eine recht interessante Geschichte. Anscheinend war Professor Lodovico ein angesehener und beliebter Mann, nicht nur in akademischen Kreisen, sondern auch bei seiner Frau und Tochter.«

»Worauf wollen Sie hinaus, Mister Kane?«

»Der Name Ihrer Mutter? Er ist Lucia, nicht?«

»Ich ... und wenn?«

»In der Todesanzeige wurden die Namen der Frau und Tochter von Professor Lodovico genannt, Lucia und Giacomina.«

»Und?«

»Übersetzt man Giacomina ins Englische, wird daraus Jenny. Lodovico wird zu Lewis.«

»Ein komischer Zufall«, sagte Jenny, deren Gesicht ein wenig errötete. »Ich habe Sie für intelligenter gehalten, Mister Kane. Sie fahren nur wegen zwei Namen bei dem Wetter den ganzen Weg hier raus? Ausgesprochen töricht.«

»Vielleicht nicht ganz so töricht, denn in meiner Welt gibt es so was wie Zufälle nicht,

Jenny. Nehmen Sie zum Beispiel den Tag im Revier, als wir uns das erste Mal begegnet sind.«

»Was war da?«

»Sie waren sehr erpicht darauf, den Barkeeper am Tatort zu verhören.«

»Verstößt es gegen das Gesetz, dass man übereifrig ist oder beeindrucken will?«

»Ganz und gar nicht. Aber Sie sind es falsch angegangen und haben sich dem Menschenfeind Wilson aufgedrängt, obwohl Sie wissen mussten, dass Sie – wenn überhaupt – nur eine minimale Chance hatten, dass er Sie zum Tatort schicken würde. Sie haben sich sogar darauf verlassen. Sehr gut. Sehr gerissen. Sie wären eine würdige Gegnerin beim Pokern.« Karl lächelte leutselig. »Sagen Sie, was hätten Sie gemacht, wäre Wilson auf Ihren Vorschlag eingegangen und der Barkeeper hätte Sie wiedererkannt?«

Jenny schüttelte kaum merklich den Kopf, bevor sie antwortete. »Ich verstehe nicht. Wie hätte der Barkeeper mich wiedererkennen sollen? Ich war noch nie in dieser Bar.«

»Hat Ihnen schon mal jemand gesagt, dass Sie wie Scarlett Johansson aussehen?«

»Wie Scarlett Johansson? Ha! Schön wär's.«

»So hat einer der Zeugen die Frau in der Bar beschrieben. Ich habe Scarlett Johansson vor Kurzem in einem Film gesehen. Wissen Sie was?«

»Sie sagen es mir sicher gleich.«

»Wenn Sie blond wären oder eine blonde Perücke aufhätten, wären Sie ihr wie aus dem Gesicht geschnitten.«

»Flirten sie mit mir, Mister Kane?«

Karl sah ein paar Sekunden in seinen Kaffee, als könnte er darin ein Geheimnis ergründen. Dann blickte er Jenny direkt in die Augen und fuhr fort: »Wissen Sie noch, die Nacht unten im Labor, als Sie mich vor zwei Monaten überraschten?«

»Was war da?«

»Damals habe ich nicht weiter darüber nachgedacht, aber hinterher wurde mir klar, dass Sie ebenso erschrocken waren wie ich, wenn nicht noch mehr.«

»Was haben Sie erwartet? Sie waren da im Dunkeln zugange. Haben mich zu Tode erschreckt. Wissen Sie das nicht mehr?«

Karl nickte. »Ich weiß es noch. Der Grund für Ihre Nervosität war aber, dass Sie nicht dort waren, um Fotokopien zu machen, wie Sie behaupteten. Sie haben versucht, in Hicks' Labor einzudringen.«

»Was?« Ein Geräusch wie von einem geplatzten Rohr kam ihr über die Lippen. »Ihre Gehirnerschütterung scheint Sie zu verwirren, Mister Kane. Warum um alles in der Welt sollte ich in das Labor wollen?«

»Sie wollten einen Fehler ausbügeln.«

»Fehler? Was für einen Fehler?«

»Den hier«, sagte Karl und holte ein durchsichtiges Tütchen aus der Tasche. Er hielt ihr das Tütchen dicht vors Gesicht. »Zwei Haare, eines davon ein Schamhaar.«

Jenny runzelte verwirrt die Stirn. »Ein Beutel mit einem Schamhaar?«

»Nicht irgendein Schamhaar«, sagte Karl und legte den Beutel auf den Tisch. »Dieses spezielle Schamhaar stammt von Ihnen.«

Die Falten auf ihrer Stirn wurden tiefer. Und mehr. »*Mein* Schamhaar, Mister Kane? Das glaube ich nicht. Und das andere Haar? Das ist blond. Falsche Farbe. Falls Ihr Sehvermögen getrübt sein sollte, ich bin brünett.«

»Stimmt. Das Haar in dem Beutel stammt von einer blonden Perücke. Doch wer weiß, wohin das führen würde? Könnte es eine Perücke sein, die letztes Jahr bei Debenhams gekauft wurde?« Karl setzte sein Pokerface auf.

»Gut möglich. Soweit ich gehört habe, verkaufen die jedes Jahr Hunderte, wenn nicht Tausende Perücken.« Jenny beantwortete Karls Frage ebenfalls mit einem Pokerface.

»Die Haare in der Tüte stammen vom Tatort des Mordes an Joseph Kerr. Ich habe sie aus dem Labor mitgehen lassen, als Hicks nicht aufgepasst hat.«

»Das ist illegal, Mister Kane.«

»Da haben Sie wohl recht, Miss Lewis. Aber tatsächlich bin ich ein Meister halb legaler Aktivitäten. Nehmen Sie zum Beispiel das hier«, sagte Karl und hielt ein weiteres Haar zwischen Daumen und Zeigefinger. »Das habe ich vor nicht einmal fünfzehn Minuten aus Ihrem Pullover gezupft, während Sie meine Verletzung versorgt haben. Ich bin sicher, es passt zu einem der Haare in dem Tütchen.«

Karl wahrte eisern sein Pokerface, da er von Hicks wusste, dass das Schamhaar ohne Wurzel oder Follikel so gut wie nutzlos war.

Sie lächelte gezwungen. »Sehr geschickt, Mister Kane. Sie wären ein guter Taschendieb. Aber selbst wenn Ihre Hirngespinnste wahr wären, hätten Sie die Beweismittel kontaminiert. Vor Gericht würde man Sie auseinandernehmen.«

»Kontamination ist eine der unvorhersehbaren Gefahren, die der Job mit sich bringt, aber nicht die unangenehmste. Diese spezielle Ermittlung hat mich auf eine sehr finstere Reise geführt, zu unangenehmen Leuten, die die unangenehmsten Dinge tun.«

Bange verfolgte Karl, wie Jenny aufstand und zum Küchentresen ging. Sie strich mit den Fingern über die Metallschnauze der Schrotflinte, was Karl einen Schauer über den Rücken jagte. Sie verharrte scheinbar eine Ewigkeit mit den Fingern an der schweren Waffe, bis sie sich dem Hängeschränk direkt über ihrem Kopf zuwandte. Plötzlich hielt sie ein großes Kuvert in der Hand. Sie legte es direkt neben Karls Tasse.

»Öffnen sie es, wenn Sie wollen«, verkündete Jenny.

Gehorsam nahm Karl den Inhalt heraus: mehrere Fotografien. Schwarz-Weiß. Eine Gruppe junger Männer, verschiedene Schnappschüsse. Er betrachtete die einzelnen Fotos nacheinander, ohne zu wissen, wonach er suchen sollte. Wer waren die Männer? Was machten sie? Die Fotos schienen alt, aber erstaunlich gut erhalten zu sein. Die Personen waren jedoch recht weit entfernt, sodass man sie kaum genau erkennen konnte. Erkennbar war – selbst für Karls ungeübtes Auge –, dass offenbar alle Fotos mit einem Zoom aufgenommen worden waren.

»Erkennen Sie jemanden?«, fragte Jenny und nahm wieder gegenüber von Karl Platz.

»Das sind sehr alte Fotos«, sagte Karl und fächerte sie auf dem Tisch auf wie ein Pokerblatt. »Nein, kann ich nicht sagen.«

»Diesen Mann hier?« Jenny klopfte auf ein Foto unter Karls linker Hand. »Erkennen Sie ihn

nicht?«

Der Mann wirkte leicht arrogant, mit nervösem Blick. Er starrte Karl direkt an. Das Bild wirkte beunruhigend. *Ist das ...?*

»Scheiße ...«, sagte Karl flüsternd. »Etwas dünner, volleres Haar, jünger, aber zweifellos handelte es sich um Bill Munday – oder William McCully, wie sich herausgestellt hatte.«

»Zehn von zehn Punkten, Mister Kane.«

»Was ist so wichtig an diesen Fotos? Und was hat McCully darauf zu suchen?«

»Erkennen Sie einen der anderen?«, fuhr Jenny fort, ohne Karls Frage zu beachten.

Karl betrachtete die Fotos gründlicher und suchte nach Hinweisen. »Nein.«

»Den hier?«

Karl zuckte die Achseln. »Nein, da müsste ich lügen.«

»Das ist Wesley Milligan.« Jenny zeigte auf einen anderen. »Was ist mit dem hier, der so widerlich grinst?«

»Ich erkenne lediglich McCully, aber ich lehne mich mal aus dem Fenster und wage eine Vermutung. Vielleicht Joseph Kerr?«

Jenny nickte. »Genau der. Die andere Kreatur neben dem Stein, unter dem sie hervorgekrochen sind, ist Donaldson.«

»Ich habe leider nur Mister Donaldsons Hand gesehen. Anhand einer Hand kann man einen Mann kaum identifizieren, so handlich sie auch sein mag.«

»Ich mag Sie, Mister Kane, Ihren ätzenden Humor, aber nicht, wenn er gemein wird. Das steht Ihnen nicht.« Bei Jennys Tonfall stellten sich Karls Nackenhaare auf. Eine Warnung.

»Sie haben mir immer noch nicht verraten, was die Männer auf den Fotos verbindet, Jenny.«

Jenny sortierte die Fotos, bevor sie sie wieder in den Umschlag steckte. Erst, als sie verstaut waren, fuhr sie fort. »Mein Vater und sein bester Freund waren nicht weit von unserem Grundstück entfernt mit ihrem Rudel Mastiffs auf der Jagd. Die Medien überschlugen sich mit Meldungen über eine Meute wilder Hunde, die aus dem Bellevue Zoo entflohen waren. Die Hunde hatten zwei Menschen getötet, und mein Vater beschloss, sie zu jagen.«

»An die Geschichte erinnere ich mich vage«, sagte Karl und trank einen großen Schluck des mit Alkohol versetzten Kaffees. »Seltsamerweise stand letzte Woche in der Zeitung, dass ein paar Wildscheine aus demselben Zoo entflohen seien.« Ein Eiszapfen lag auf Karls Wirbelsäule. Er hasste unheimliche Zufälle.

»Es dauerte nicht lange, bis die Mastiffs die wilden Hunde aufspürten. Sie stellten das Rudel gerade noch rechtzeitig, als es sich einer Beute näherte, die die Tiere in die Enge getrieben hatten. Die Mastiffs gingen als Sieger aus dem Kampf hervor, doch das hatte seinen Preis. Zwei waren so schwer verwundet, dass man sie noch vor Ort erschießen musste. Meinem Vater brach das Herz, aber was er an diesem Tag sonst noch sah, vergaß er nie wieder. Er hatte in seinem Leben viel Schreckliches gesehen, aber nichts von dem hatte ihn auf das vorbereitet, was er fand. Die Frau war kaum noch als Mensch zu erkennen – Hunde, menschliche Bestien, hatten sie wie Abfall weggeworfen und liegen lassen, da sie sie für tot hielten. Sie haben sie vergewaltigt und gefoltert.«

Karl zog sich der Magen zusammen.

»Warum hat Ihr Vater nicht einfach die Polizei gerufen?«

»Das konnte er nicht. Mein Vater hatte selbst Geheimnisse. Bevor er sich hier als angesehener Arzt niederließ, hatte er in seiner italienischen Heimat illegal Abtreibungen durchgeführt und wurde dort von den Behörden gesucht. Er war jung und hatte Angst, die Vergangenheit könnte ihn einholen, sollte er die Polizei informieren. Außerdem hatte er das Können und das Wissen, meine Mutter wieder gesund zu pflegen. Umso mehr, als die Frau ihm versicherte, die Angreifer würden zurückkehren, um sich zu vergewissern, dass sie tot war – und dass sie Verbindungen zu Polizei und Gefängnispersonal hätten. Ihm blieb nichts anderes übrig, als sie so schnell es ging da wegzuschaffen. Und sie behielt recht. Sie kamen zurück, wie Hunde zu ihrer eigenen Kotze.«

Draußen schien die Nacht noch dunkler geworden zu sein. Karl kamen Zweifel, ob sein Besuch klug gewesen war. Ein neuerlicher Schauer lief ihm über den Rücken, und er stellte sich Tom Hicks vor, der über Karls nackter Leiche stand und Stücke aus ihr herausschnitt.

»Woher stammen die Fotos, Jenny?«, fragte Karl, um den morbiden Gedanken schnellstens aus seinem Kopf zu verdrängen.

»Ein Freund meines Vaters, ein Amateurfotograf, wollte Fotos von den wilden Hunde für die Lokalzeitung machen. Ich werde seinen Namen nicht nennen, da er noch lebt und durchaus angesehen ist. Er besaß nicht nur den Mut und die Umsicht, die Bande zu fotografieren, als sie zurückkehrte, er verteilte auch Tierblut und Fleischfetzen am Tatort, um den Anschein zu erwecken, wilde Tiere hätten dort gewütet. Die zerfetzten Kadaver der wilden Hunde haben ihren Zweck erfüllt.«

»An welcher Stelle kommt Ihre Mutter dabei ins Spiel, und McCully und so weiter?«

Zum ersten Mal bemerkte Karl eine gewisse Unsicherheit an der so selbstsicheren Jenny Lewis.

»Meine Mutter saß wegen Drogenbesitzes im Gefängnis. Sie war sehr jung und dumm. Die Bande nutzte ihre Sucht aus und verlieh sie und andere Frauen wie ein Stück Fleisch an den Höchstbietenden, indem sie ihnen versprachen, sie würden früher entlassen werden und so viel Drogen bekommen, wie sie wollten. Daran war nur eines wahr ...«

Karl registrierte, wie ruhig sie diese schreckliche Geschichte zum Besten gab.

»Es tut mir leid, Jenny.«

»Eines Nachts erzählte sie einer anderen Frau im Gefängnis, dass sie es satthabe, Sex gegen Drogen zu tauschen, und fliehen wolle, wenn sie das nächste Mal an einen Freier ›vermietet‹ würde. Die Gefangene, die meine Mutter einweihte, verkaufte diese Information für eine Extraration Drogen an die Aufseher. Sie können sich vorstellen, wie die darauf reagierten, dass jemand darüber nachdachte, zu fliehen und womöglich zu enthüllen, was im Gefängnis vor sich ging ...«

»Ich bin sicher, sie waren *not amused*.«

»Wenn die Sache auch irgendetwas Gutes hatte, dann, dass mein Vater und meine Mutter sich sonst nie ineinander verliebt hätten. Und vermutlich wäre ich dann nie geboren worden.«

»Sie haben mir die Nachrichten geschickt, weil Sie fürchteten, ich würde Ihnen durch Zufall in die Quere kommen. Oder nicht? Sie hofften, die Nachrichten würden mich ablenken.«

»Es gab Zeiten, da stolperten wir förmlich übereinander, so nahe waren Sie mir. Ich konnte nicht riskieren, dass Sie es herausfinden.«

»Ihr Vater hat Ihnen geholfen, McCully zu töten. Richtig?«

»Das ist ohne Belang, Mister Kane.«

»Ich habe mir das Filmmaterial von CCTV angesehen, das von dem Gebäude in der Nacht des Mordes. Und mir ist etwas Bemerkenswertes aufgefallen.«

»Tatsächlich?« Jennys Gesicht blieb ausdruckslos.

»Man sah gar nichts. Nahezu perfekt, als ob die Person oder Personen, die McCully ermordeten, die toten Winkel der Überwachungskameras genau gekannt hätten. Aber ich fand zwei Schatten. Ein Mann und eine Frau, wie es aussah – wenn man aus Schatten überhaupt auf das Geschlecht schließen kann.«

»Vermutlich Laternenpfosten, Mister Kane. Oder Pflanzen.«

»Vielleicht. Aber eines verwirrt mich.«

»Und das wäre?«

»Wie passt Andy Fleming in das alles? Er war nie Gefängniswärter – ganz im Gegenteil. Die Behörden im Süden sagen, dass er mehr Vorstrafen hatte als Elvis goldene Schallplatten. Darum hat es so lange gedauert, seine Fingerabdrücke zu identifizieren. Man konnte von Wilson nicht verlangen, dass er die im Süden um Hilfe ersuchte.«

Sie schüttelte den Kopf und wandte den Blick von Karl ab. »Mister Fleming hatte rein gar nichts damit zu tun. Er brach in unser Haus ein und fand aus Versehen Donaldson im Keller. Ich hatte an dem Tag das Glück – und Mister Fleming das Pech –, dass ich gerade Dienstschluss hatte und auf dem Heimweg war, als ich über Polizeifunk von dem Einbruch in mein Haus hörte. Ich meldete mich umgehend, versicherte der Zentrale, dass es sich um einen falschen Alarm handelte, und fuhr so schnell es ging hin. Mister Fleming kam mit einer Schrotflinte bewaffnet aus dem Haus, als ich eintraf.«

»Wie kam es, dass Teile von Andys und Donaldsons Leichen in einem Wildschwein endeten?«, fragte Karl und sah Jenny direkt in die Augen. »Ich habe da eine recht grausige Vorstellung, aber erzählen Sie es mir.«

Jenny hielt dem Blick nicht stand. Sie wandte sich ab. »Zwei haben in unserem Garten gewühlt. Der Zoo ist keine Viertelmeile entfernt. Im Laufe der beiden darauffolgenden Tage gelang es mir, eines mit Essensresten als Köder in unseren Schuppen zu locken. Danach ...«

»Ich verstehe«, sagte Karl, der spürte, wie sich ihm der Magen umdrehte.

»Ich wollte den Eber töten, wenn er seinen Zweck erfüllt hatte, aber er entkam wieder in den Wald, als er sich vollgefressen hatte ...«

»Ich verstehe«, wiederholte Karl.

»Ich wünschte nur, Mister Fleming hätte sich ein anderes Haus für seinen Einbruch ausgesucht. Er sollte nicht in die Sache hineingezogen werden.«

»Es hätte Ihnen ein Zeichen sein sollen, mit dem Morden aufzuhören. War das Leben eines

Unschuldigen das alles wert?«

»Was geschehen ist, ist geschehen, und was geschehen muss, wird geschehen.«

Ihre Antwort bescherte Karl ein unangenehmes Kribbeln auf der Haut.

»Sie planen noch mehr Morde? Warum, Jenny? Alle Männer auf den Fotos wurden dafür bestraft, was sie Ihrer Mutter angetan haben.«

»Nicht der Anführer; nicht derjenige, der die Befehle gab. Bis jetzt glaubt er, dass er in Sicherheit ist, aber ich kenne seinen Namen. Er wird seiner gerechten Strafe nicht entkommen.«

»Sie verraten mir wohl nicht, wer er ist? Damit ich Ihnen vielleicht helfen kann, ihn seine Tat ohne weiteres Blutvergießen büßen zu lassen.«

»Bei Ihrem ganzen Zynismus sind Sie recht naiv, Mister Kane. Dieser Mann würde nie ein Gefängnis von innen sehen. Er glaubt, er steht über dem Gesetz. Man könnte sogar sagen, er macht das Gesetz.«

»Was?« Plötzlich wurde Karl eiskalt. Wilsons Gesicht blitzte in der Dunkelheit seines Verstandes auf. »Was meinen Sie damit, ›Er macht das Gesetz‹?«

»Grämen Sie sich nicht, Mister Kane. Alles nähert sich dem unvermeidlichen Ende.«

»Wollen Sie sich nicht von mir helfen lassen, Jenny? Bitte. Gehen Sie nicht zu weit. Es gibt anständige Menschen, Menschen, die ich kenne und die alles ans Licht bringen können.«

»Nein. Es ist fast vorbei. Sobald er erledigt ist, verschwinde ich mit meiner gebrechlichen Mutter irgendwohin, wo es warm ist. Es sei denn, natürlich, Sie wollen mich aufhalten?«

»Wollen Sie mir sagen, das hätte Ihr Vater gewollt? Oder Ihre Mutter? Noch mehr Tote?«

»Nein, nicht mein Vater. Er war von Anfang an dagegen, wusste aber, wenn er mir nicht bei gewissen Aspekten meiner Mission helfen würde, dann würde ich entweder sterben oder den Rest meines Lebens im Gefängnis verbringen. Sie hatten recht. Er übernahm die Rolle des Lockvogels und half mir, McCully zu erwischen, indem er die Rolle des exzentrischen Künstlers übernahm, der ein Apartment kaufen wollte. Meine Mutter? Die wusste vom Augenblick meiner Geburt an, dass ich ihr Racheengel werden würde. Die Männer sollten nicht nur sterben, sie sollten qualvoll sterben, gefoltert, so, wie sie sie gefoltert haben. Die Täter haben ihr alles genommen, aber ihr schlimmstes Verbrechen war die Überzeugung, dass sie das Recht hätten, ihr alles zu nehmen. Ihr größter Fehler war, dass sie sie am Leben ließen. Ich bin die Folge dieses Fehlers. Das ist das Ironische daran.«

Karl sah ihr in die Augen und wollte etwas sagen, um sie zu trösten, etwas Tiefgründiges, aber Jenny Lewis existierte nicht mehr. Die Maske war gefallen.

»Ich finde keine Worte, Jenny, und bezweifle, dass ich sie je finden werde. Ich kann nur sagen, dass Sie und ich uns ähnlicher sind, als Sie je ahnen können. Und darum flehe ich Sie an, dass Sie nicht ...«

Karl spürte, dass etwas nicht stimmte, noch ehe er die Worte über die Lippen bekam. Er sah es an ihrer Miene, an dem Blick, den sie mit schreckgeweiteten Augen zur Küchentür warf. Unvermittelt zuckte Jennys Kopf brutal zur Seite, als hätte jemand an einem unsichtbaren Haken gezogen.

Die Kugel drang seitlich in ihren Kopf ein und zertrümmerte das Trommelfell und den Mittelohrknochen. Knorpel- und Muskelgewebe explodierten und klatschten auf den Boden;

Jennys Körper folgte Sekunden später.

Karl wollte aufspringen und ihr helfen, erstarrte jedoch, als eine Stimme hinter ihm ertönte.

»Keine Bewegung! Keinen Mucks ...«

Nur das Rauchwölkchen, das aus der Mündung kam, verriet ihre bedrohliche Gegenwart. Der Schalldämpfer auf der Waffe des maskierten Schützen, die auf Jennys Leichnam zeigte, hielt das Versprechen, das auf der Verpackung stand: garantiert lautlos. Ein weiterer Eindringling hielt die Waffe fast lässig in Richtung von Karls versteinertem Gesicht.

Plötzlich wurde es sehr kalt im Zimmer. Unsichtbare Stricke legten sich qualvoll um Karls ohnehin schon angespannten Körper. Er atmete tief durch und wartete darauf, dass sie ihm das Gesicht wegschießen würden.

Einer der bewaffneten Eindringlinge kam auf Karl zu.

# Kapitel Dreiunddreißig

»Aller Menschen Streben geht fehl, wenn sie Böses mit Bösem zu heilen trachten.«  
Sophokles, *Aleadon*

Abgesehen vom Ticken der großen Standuhr herrschte Totenstille im Raum.

Im Geiste spulte Karl den blutigen Augenblick immer und immer wieder ab.

»Schön still sitzen«, befahl der Eindringling und zog langsam die Maske ab, ohne die Waffe von Karls Kopf zu nehmen. Der bewaffnete Mann atmete schwer, als hätte er sich überanstrengt.

»Weißt du noch, wie ich dir gesagt habe, wenn du mein Gesicht siehst, wäre es das Letzte, das du jemals sehen würdest?«, fragte Bulldog mit schweißnassem Gesicht und warf die Maske auf den Tisch.

Karl versuchte, sein Gehirn in Betrieb zu nehmen, aber alles geschah in Schwarz-Weiß und Zeitlupe, wie in einem schrecklichen Albtraum. Er brachte kein Wort über die Lippen.

»Was ist denn los? Ich höre gar keine Sprüche mehr von unserem Sprücheklopfer«, fuhr Bulldog grinsend fort und setzte sich auf den Stuhl, auf dem Jenny vor nicht einmal einer Minute gesessen hatte. Ist schön warm, das kleine Stühlchen. Ich hab ja immer gesagt, dass Miss Perfect einen tollen Arsch hat.«

Der andere Eindringling nahm ebenfalls die Maske ab. »Ich hasse das Scheißding. Immer, wenn ich es trage, kriege ich diesen Ausschlag«, sagte Peter Cairns und warf Karl die Maske mitten ins Gesicht. »Du hast dich lustig gemacht, ich hätte den Ausschlag vom Sex mit Bulldog, Kane. Weißt du noch? Damit lagst du gar nicht so falsch. Aber was wir machen, ist noch viel besser als Sex.«

Karl versuchte verzweifelt, seiner ausgedörrten Kehle Speichel abzurufen, um sie zu ölen. Sein Herzschlag hallte ihm im Kopf. *Wach auf! Wach auf! So darfst du nicht sterben. Nicht hier, unter diesen Umständen, mit diesen Schleimbeuteln.*

»Und? Fällt dir kein dummer Spruch mehr ein, Klugscheißer?«, beharrte Bulldog grinsend. »Ist das erste Mal, dass dir die Worte fehlen.«

Cairns lachte höhnisch.

Karl fand endlich die Sprache wieder. »Wilson schickt seine Promenadenmischung und einen Welpen, um die Drecksarbeit für ihn zu erledigen? Das ist so jämmerlich typisch.« *Schon besser. Immer weiter so. Du schaffst es.*

Bulldogs Lächeln entgleiste, wie das eines schlechten Elvis-Imitators. »Wilson ...? Du glaubst, Wilson ...« Bulldog schüttelte den Kopf. »Du solltest doch mittlerweile wissen, dass Wilson eine Memme ist. Macht sich nicht gern die Hände schmutzig. Du und dein Schwager, große Worte, keine Eier. Wilson? Scheiße! Du hast ihm die Harte-Hund-Nummer echt abgekauft. Wie blöd bist du eigentlich, Klugscheißer?«

»Dumm wie Schifferscheiße«, flötete Cairns.

*Konzentrier dich. Tief durchatmen. Ruhig. Ruhig ...*

»Ich muss zugeben, es ist dumm gelaufen«, stimmte Karl zu.

»Du hast nicht einmal mitbekommen, dass wir dir auf der Antrim Road gefolgt sind«, sagte

Bulldog vorwurfsvoll und hielt Karl die Waffe vor die Nase. »Wie willst du je als sogenannter Privatermittler auf einen grünen Zweig kommen, wenn du nicht mal deinen eigenen Arsch schützen kannst? Kein Wunder, dass dich keiner als Polizisten wollte.«

Karl zuckte die Achseln. »Wahrscheinlich bin ich deshalb pleite. Sieh dich an, Bulldog, hätte ich es zum Polizisten gebracht, müsste ich mir heute nur noch wegen meiner Taille Gedanken machen.«

»Das klingt schon eher nach dem alten Klugscheißer«, sagte Bulldog lächelnd. »Aber denk mal über eines nach, bevor ich dich in den Himmel schicke. Ohne dich hätten wir Miss Perfect nie gefunden. Ihr konnte man nicht so leicht folgen. Sie hat immer gewusst, wenn ihr jemand auf den Fersen war. Hat uns immer wieder an der Nase herumgeführt. War nicht rauszukriegen, wo genau sie wohnt. Also danke für deine Hilfe. Jetzt schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe.«

Unbehagen breitete sich in Karls Magen aus. *Konzentrier dich. Heb dir die Schuldgefühle für später auf. Wenn es ein Später gibt ...*

»Was hatte Jenny mit alledem zu tun? Warum habt ihr sie getötet?«

»Jetzt stellst du dich dumm, das solltest du lieber lassen. Wir haben beide vor ein paar Minuten ihre ach so traurige Geschichte gehört. Ihre eigenen Worte haben sie verraten und überführt. Ich bedaure nur, dass ich kein Taschentuch mitgebracht habe. Sie ist da zufällig in etwas reingeraten, was eine Nummer zu groß für sie war.« Bulldog grinste. »Wir haben vermutet, dass Miss Perfect jemandem Informationen weitergibt, einem Journalisten oder einem von der Inneren. In einer Million Jahre wäre ich nicht drauf gekommen, dass sie sich einem Dummkopf wie dir anvertrauen könnte. Nicht bei deiner Vorgeschichte.«

»Du hattest etwas mit diesen toten Gefängnisaufsehern zu tun?« *Lass ihn reden.* »Du warst selbst mal einer. Richtig? Dich hat Jenny gemeint, als sie sagte, der Anführer stünde über dem Gesetz. Oder nicht?«

»Da irrst du dich schon wieder – und zwar gründlich. Sagen wir einfach, wir retten einem Freund den Arsch; einem Freund mit der Macht, mich in den nächsten zwei Monaten zu Wilsons Boss zu machen. Ich wünschte, du wärst dann noch da und könntest deinen jämmerlichen Schwager erleben, wenn ich über ihm stehe.«

»Warum nicht. Das würde ich nur zu gern erleben.«

Bulldog kicherte und holte mit der freien Hand eine Packung Zigaretten aus der Tasche, gefolgt von Streichhölzern. Er riss eines der Streichhölzer an der Tischplatte an und hinterließ eine Spur in der gewachsten Oberfläche. Das Streichholz loderte hell und klar.

»Nimm dir eine«, forderte Bulldog ihn auf. »Das entspannt.«

Karl schüttelte den Kopf. »Ich versuche gerade aufzuhören. Ist schlecht für die Gesundheit.«

Bulldog grinste. »Ja, so kenne ich meinen alten Klugscheißer.« Er zog an der Zigarette und blies Rauch in die Luft.

Ein unheimliches Stöhnen tönte durch den Raum.

»Scheiße. Ihr halber Kopf ist weg, und sie lebt immer noch«, sagte Cairns, der sich über Jenny beugte. »Das nenne ich zäh.«

Karl machte eine verstohlene Bewegung.

»Nicht«, zischte Bulldog und hielt die Waffe fester.

»Sie lebt noch, Herrgott«, sagte Karl.

»Aber nicht mehr lang. Hab einfach Geduld.« Bulldog zog noch einmal an der Zigarette, dann schnippte er sie in die Spüle.

»Ich hätte nichts dagegen, sie zu ficken«, sagte Cairns kichernd. »Immerhin ist die noch warm.«

*Antworte nicht; schnapp nicht nach dem Köder dieses kranken Wichsers*, dachte Karl und warf hastig einen Blick auf die Schrotflinte.

»Warum nimmst du dir nicht die Flinte?«, ermutigte ihn Bulldog und sah Karl direkt in die Augen. »Ich werd dich nicht aufhalten.«

Karl erwiderte den Blick, sagte aber nichts.

»He, ich sag dir was!«, rief Bulldog aus und knallte die Waffe übertrieben laut auf den Tisch. Karl zuckte unwillkürlich zusammen und ärgerte sich über sich selbst. »Ich habe gehört, du fuchtelst gern mit Knarren rum. Aber hast du auch den Mumm, tatsächlich abzudrücken, jemanden von Angesicht zu Angesicht, Auge in Auge zu töten? Das bezweifle ich doch sehr. Also, spielen wir ein Spiel. Ist wie Flaschendrehen. Aber ich nenne es *Waffendrehen*. Man bekommt keinen Kuss, sondern wird getötet. Bereit?«

Karl blieb stumm.

»Du wirst doch jetzt keinen Rückzieher machen? Du willst doch kein Spielverderber sein?«, fragte Bulldog grinsend. »Wie auch immer, so gehen jedenfalls die Regeln. Ich drehe die Waffe. Die Waffe kommt zum Stillstand. Wer am Drücker ist, bekommt als Erster die Chance, sie sich zu schnappen. Was meinst du, Mister Klugscheißer? Das müsste doch selbst für dich zu kapieren sein.«

»Du bist krank«, sagte Karl schließlich.

»Ich weiß – und los!« Bulldog drehte die Waffe, die zu einem silbernen Kreis verschwamm. »Rundherum, vor und zurück – und wem lacht das Glück?«

Karl betrachtete die Waffe, die auf morbide Weise hypnotisierend aussah, bis sie zum Stillstand kam, sodass der Griff direkt auf ihn zeigte.

Keiner der Männer bewegte sich, jeder beobachtete den anderen mit Argusaugen.

»Sieht so aus, als wäre dir das Glück hold, Klugscheißer«, sagte Bulldog. »Worauf wartest du? Na los. Greif zu. Schieß mir genau zwischen die Augen. So wie ich Chris Brown.«

Karl betrachtete die Waffe. Tat so, als wollte er danach greifen. Bulldog bekam sie zuerst zu fassen, spannte sie und drückte sie Karl an die Stirn.

»Wie willst du das vertuschen, Bulldog? Jenny Lewis, eine Polizistin, eine von euch, ermordet. Das dürfte nicht leicht werden.« Karl hörte seine eigenen Worte nicht, nur seinen pochenden Herzschlag.

Das breite Grinsen erschien wieder in Bulldogs Gesicht. »Das dürfte leichter sein, als du glaubst, Klugscheißer. Du hast sie ermordet. Wir haben diese vielen schlimmen Erpresser-E-Mails, die du ihr geschickt hast. Etwas über ein dunkles Geheimnis, das ihre Eltern vertuschen wollten. Alle wissen, dass du immer klamm bist. Die schlucken das. Vertrau mir.«

*Vertrau mir ... vertrau mir ... Als ich die zwei Worte das letzte Mal gehört habe, hat mir*

jemand sechsmal in den Scheißrücken geschossen.

»Chris. Das erste Mal hast du ihm in den Rücken geschossen und liegen lassen. Oder nicht? Darum wolltest du das Manuskript unbedingt haben. Falls er dich als seinen korrupten Handlanger entlarvte, der Geld von Zuhältern und Drogendealern kassierte.«

»Chris wurde gieriger, als gut für ihn war. Es war dumm von ihm, ein Buch darüber zu schreiben. Und er hatte Glück, dass er das erste Mal überlebte.«

»Aber nicht beim zweiten Mal, hm? Ihr seid echte Helden, einen gelähmten Mann im Bett zu erschießen. Aber ihr habt mehr bekommen, als ihr erwartet habt. Ich habe gehört, Chris hat dir in den Schwanz geschossen. Was habe ich gelacht, als mir das zu Ohren gekommen ist.«

»Schön, dass du darüber lachen kannst. Aber er hat mir nicht in den Schwanz geschossen. Nahe dran. Echt nahe. Aber kein Volltreffer. Und jetzt kannst du in den zwei Sekunden, bevor ich dich erschieße, an etwas noch viel Komischeres denken. Weißt du noch, wie ich zu dir sagte, dass ich dich und deine kleine Hure erschießen würde, wenn ich deinetwegen noch mal in so einer beschissenen Nacht aufstehen müsste? Tja, wenn wir hier fertig sind, dann fahren wir zu dir rüber, ficken sie, bis sie blutet, und zeigen ihr, wozu richtige Männer fähig sind. Die wird bald herausfinden, dass mir niemand in den Schwanz geschossen hat. Vertrau mir. Und dann schieße ich ihr in den Rücken und schau mir an, wie sie sich windet.«

Hinter Bulldog beugte sich Cairns über Jenny, zerrte an ihrer Kleidung und versuchte, ihr die Jeans runterzuziehen. »Weißt du, wie lange ich darauf gewartet habe, Miss Perfect?«, flüsterte Cairns ihr ins Ohr, knöpfte die Hose auf und zog sie bis zu den Knöcheln runter.

»Und tschüs, Klugscheißer«, sagte Bulldog. »Wenn du Brown siehst, bestell ihm schöne Grüße.«

Der Knall war ohrenbetäubend. Ein Gestank von Schießpulver und verbranntem Holz lag in der Luft, während Holzsplitter wegspritzten und plötzlich ein Loch in der Mitte der Tischplatte klaffte.

Bulldogs Kinn bekam eine winzige schwarze Öffnung, dem berühmten Grübchen von Kirk Douglas nicht unähnlich. Ein dünnes Rinnsal Blut lief aus der Öffnung und bildete eine Miniaturpfütze auf Bulldogs Brust. Er bewegte sich nicht. Er gab kein Wort von sich. Seine Augen sahen aus wie Glas.

Karl zog mit zitternden Händen die Waffe unter der Tischplatte hervor. Er richtete sie auf Cairns, der sich scheinbar in einem Zustand sexueller Raserei befand und mit steifem Schwanz versuchte, Jenny zu besteigen.

»Cairns ...?«

Keine Antwort. Cairns war längst in seinem finsternen Paradies verschwunden.

»Cairns! Dreh dich um, du Schwein!«, brüllte Karl, der aufstand, obwohl sich seine Knie wie aus Gummi anfühlten.

»Hm? Oh ... Scheiße.« Cairns, der sich gewunden hatte wie ein Wurm, erstarrte plötzlich. Er riss den Mund auf. »Bitte ... bitte ... Kane ... ich ...«

Karl schoss zweimal; die zweite Kugel traf Cairns im Hinterkopf, während die erste in seine Stirn eindrang. Er richtete die Waffe blitzschnell wieder auf Bulldog, als würde er damit rechnen, dass der sich auf ihn stürzte, dann aus demselben Grund wieder auf Cairns.

Keiner der Männer bewegte sich.

Karls Herz wummerte. Er konnte nicht mehr atmen. Die Luft half ihm nicht mehr. Er spürte, wie sein Herz anschwell. Es würde platzen. Sein Gehirn stand in Flammen. Er wartete darauf, dass es schmelzen, dass er sterben würde.

Karl konnte sich später nicht erinnern, wie lange er dastand und auf den Tod wartete, nur daran, dass er noch nie im Leben eine solche Stille erlebt hatte.

Er stupste Bulldogs schlaffes Gesicht mit der Waffe an und sah da erst die kokosnussgroße Austrittswunde am Hinterkopf. Er überlegte kurz, ob er noch einmal auf Bulldog schießen sollte, als hätte er gerade eine Kreatur aus einem Albtraum besiegt, die sich nie und nimmer mit einem Kopfschuss allein ausschalten ließ.

Dann eilte er zu Jenny und zerrte Cairns' Leichnam von ihr herunter.

»Jenny?« Er kniete nieder und tastete mit den Fingern hektisch nach einem Puls. Und fand ihn. Schwach. »Jenny. Alles wird gut. Ich rufe ...«

»Meine ... Mutter ... Sie müssen nach ... meiner ... Mutter sehen ...« Jenny verstummte.

Panisch rannte Karl zur Treppe und nahm zwei Stufen auf einmal. *Welches Zimmer? Wo? Scheiße! Mein Herz bleibt gleich stehen.*

Im zweiten Stock fand er schließlich ein offenes Zimmer, aus dem ein Lichtschein drang. Ihm graute davor, dort einzutreten.

Völlig außer Atem betrat er es dann doch und erblickte eine schemenhafte Gestalt auf dem Bett, deren dünner, blasser Arm auf der Decke lag.

Karls Atem ging flach und stoßweise. Plötzlich fügte sich alles zu einer lebendigen und überdeutlichen Erinnerung zusammen: der Fernseher, dessen Licht in den reglosen Augen seiner ermordeten Mutter flackerte; der Gestank des Todes, der ihm sauer im Mund lag; der Irre, der ihn hetzte, erwischte, der immer wieder auf ihn einstach und einfach liegen ließ, als er ihn für tot hielt.

*Tot. Tot. Tot.*

Er wusste, dass Jennys Mutter tot war, noch bevor er den reglosen Arm hob und nach einem Puls tastete. Blutige Federn klebten an ihrem Gesicht. Auf dem Boden lag ein ursprünglich weißes, jetzt rot gefärbtes Kissen. Vor seinem geistigen Auge sah er Bulldog und Cairns das Kissen auf das entstellte Gesicht der alten Frau drücken und ihr lautlos die Kugeln in den Kopf feuern. Er stellte sich vor, wie sie in der Dunkelheit leise lachten.

Karl erschauerte. Während dieser Mord geschehen war, hatte er unten mit der Tochter dieser Frau gesessen und sich seine Wunde versorgen lassen. Er hätte doch etwas hören müssen – irgendwas? Er hätte niemals hierherkommen und den Tod und das Böse mitbringen dürfen. *Du hast nicht einmal mitbekommen, dass wir dir auf der Antrim Road gefolgt sind. Wie willst du je als sogenannter Privatermittler auf einen grünen Zweig kommen, wenn du nicht mal deinen eigenen Arsch schützen kannst? Ohne dich hätten wir Miss Perfect nie gefunden.*

*Nie gefunden. Nie gefunden ...*

Karl stolperte aus dem Zimmer, tapste den Flur entlang und suchte nach etwas, woran er sich festhalten konnte. Ihm war übel, als er wieder nach unten ging, in die Küche taumelte

und halb damit rechnete, dass der unverwüstliche Bulldog und der hinterlistige Cairns grinsend auf ihn warten würden. Aber sie warteten nicht. Bulldogs Leichnam schien geschrumpft zu sein, Cairns' glich einem Nichts.

Karl kniete neben Jenny nieder und flüsterte ihr ins Ohr. »Jenny? Jenny ...« Erst als er sich über sie beugte, sah er die Kritzelei auf dem Holzboden, neben ihrem blutigen Finger: *IF*.

Sie drückte seine Hand, grub die Fingernägel in seine Haut.

»Was ist das, Jenny? Was wollen Sie mir sagen? Ist das eine Abkürzung? Was? Der Anführer?« Er versuchte, mit seinem übermüdeten Hirn zu denken. »Sagen Sie mir seinen Namen, Jenny. Jenny?«

Sie regte sich nicht mehr.

Karl ging zum Telefon und rief mit erstickter Stimme einen Krankenwagen. Die Adresse. Eine Schießerei. Mehr nicht. Es würde nichts bringen, wenn er mehr ins Detail ging. Nichts, außer Andeutungen und Fragen ohne Antworten.

Er verließ das Haus und ging stur geradeaus, ohne zu wissen, ob geradeaus die richtige Richtung war. Die Dunkelheit wich langsam dem ersten Morgenlicht. Der Geruch des Todes saß ihm in den Kleidern. Er war dankbar für den kalten, beißenden Wind, der ihm ins Gesicht blies.

Nicht weit von seinem Auto entfernt betete er zu Gott, an den er nicht glaubte, dass der Wagen anspringen würde. Wenn das Auto am Tatort gefunden wurde, war er am Ende. Nicht, dass er nicht sowieso am Ende gewesen wäre.

Er hielt den Atem an. Drehte den Schlüssel im Zündschloss. Zu seiner grenzenlosen Erleichterung sprang der Motor an. Die Reifen drehten sich eine Ewigkeit, doch dann fanden sie endlich Halt. Langsam fuhr er mit dem Wagen rückwärts, nach rechts, den Weg zurück, den er gekommen war.

In der Ferne sah er die malerische Landschaft um Belfast Castle in der ersten Morgensonne leuchten. Er musste an Chris Brown denken, und da erst bemerkte er Jennys abgebrochene Fingernägel in seiner Hand.

# Kapitel Vierunddreißig

»Das Geheimnis, um die größte Fruchtbarkeit und den größten Genuss vom Dasein einzuernten, heißt: gefährlich leben!« Friedrich Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*

Karl schlug die Augen auf. Das Licht des Spätnachmittags, das zwischen den Lamellen der Jalousie hindurchfiel, brannte. Er hatte keine Ahnung, wie spät es war, und es kümmerte ihn nicht. Er steckte noch immer in der vergangenen Nacht und versuchte verzweifelt, die Geschehnisse zu rekonstruieren.

Sein ganzer Körper war ein einziger Schmerz, und eine Migräne fraß sich durch das Innere seines Schädels. Er spürte, wie sie von Minute zu Minute schlimmer wurde. Seine Glieder fühlten sich taub an.

Er rieb sich ein Auge mit der geballten Faust, trottete unsicher ins Bad und schaffte es gerade noch rechtzeitig, ehe er in die Toilette kotzte. Es kam kaum etwas Festes heraus, nur der saure Rest des Alkohols, den er in den frühen Morgenstunden fast gewaltsam in sich hineingeschüttet hatte.

Er würgte noch zweimal, dann rappelte er sich hoch. Das kreisende Zimmer kam langsam zum Stillstand.

Er sah in den Badezimmerspiegel und betrachtete das Gesicht, das ihm entgegenblickte.

*Scheiße ... wer zum Teufel ist das?*

»Karl? Alles in Ordnung?«, fragte Naomi, die plötzlich an der Badezimmertür stand und ihn erschreckte.

»Alles bestens«, antwortete er und schenkte ihr ein geheucheltes Lächeln. »Ein Kaffee, und ich bin wieder fit wie ein Turnschuh.« Er spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht, zuckte dabei zusammen und kehrte ins Schlafzimmer zurück, wo er sich in seine Hose manövrierte.

»Du hast ziemlich unruhig geschlafen. Hast ständig von Hunden und Waffen gemurmelt«, sagte Naomi, die ihm folgte.

Ein Schlachthaus blutiger Erinnerungen hatte Karl fast die ganze Nacht lang wachgehalten. Jedes Mal, wenn er die Augen schloss, sah ihn die blutüberströmte Jenny Lewis vorwurfsvoll an. *Du hast sie zu mir geführt, zu meiner Mutter ... Gott verfluche dich, Karl Kane ...*

»Schmerzmittel und Brandy sind kein besonders guter Schlummertrunk, aber eine Tasse heißer Kaffee ein prima Gegenmittel, Naomi. Achtung, Zaunpfahl!«

»Ich kann immer noch nicht glauben, dass du nach deinem Unfall gestern Nacht tatsächlich ins Krankenhaus gegangen bist, so stur, wie du bist«, fuhr Naomi fort und schenkte der Bitte gemeinerweise keine Beachtung. »Mir kommen diese Stiche allerdings nicht sehr professionell vor.«

Karl glaubte, einen misstrauischen Unterton in Naomis Stimme zu hören.

»Irgendeine junge Schwester. Nervöses kleines Ding. Kann ihr keinen Vorwurf machen. Sie war wie versteinert, als sie mich so blutüberströmt gesehen hat. Ihre Hände haben die ganze Zeit gezittert.« Karl versuchte ein Lächeln, aber es tat zu weh.

»Gott sei Dank warst du angeschnallt. Ich will gar nicht daran denken, was ...«

Er wusste, Naomi war zutiefst erschüttert gewesen, als sie sah, in welchem Zustand er gestern Nacht nach Hause gekommen war, doch er durfte nicht zulassen, dass sie noch tiefer in diesen Schlamassel hineingezogen wurde. Je weniger sie wusste, desto besser für sie.

»Ich glaube, ein wenig von deiner Vernunft färbt doch so langsam auf meinen Dickschädel ab. Der Gurt hat das Schlimmste verhindert.«

Naomi strich Karl zärtlich über den Kopf und gab ihm einen Kuss auf die Wange. »Geh doch wieder ins Bett. Ich bring dir eine Kleinigkeit zu essen, damit du etwas in den Magen bekommst.«

Karl schüttelte den Kopf. »Mach dir keine Mühe. Außerdem habe ich keinen Hunger. Einfach nur K-a-f-f-e-e.«

»Okay«, antwortete Naomi lächelnd. »Aber ich will, dass du dich ausruhst und wieder zu Kräften kommst. Vergiss nicht, wir gehen morgen Abend ins Grand Opera House.«

»In die Oper? In was für ein Stück?«

»*Tod eines Handlungsreisenden*. Weißt du nicht mehr? Ich hatte dir doch von diesem jungen aufstrebenden Schauspieler namens Connor O'Neill erzählt. Die Kritiker sagen, er sei der nächste Liam Neeson.«

»Können wir das nicht um eine Woche oder so verschieben?«

Naomi sah ihn ein paar Sekunden an, dann fuhr sie mit eisiger Stimme fort. »Weißt du, wie lange ich angestanden habe, um an die Karten zu kommen?«

»Eben warst du noch voller Mitgefühl!«

»Ich habe herzlich wenig Mitgefühl dafür geerntet, dass ich mir stundenlang in einer Schlange den Arsch abgefroren habe«, antwortete Naomi. »Morgen Abend um Punkt halb acht essen wir im Red Panda und gehen danach in die Oper. Basta.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, rauschte sie ab in die winzige Küche.

Karl fügte sich in sein Schicksal, betrat das Wohnzimmer und drückte reflexhaft die Fernbedienung des Fernsehers. Vor dem Fenster reparierten ein paar Männer Telefonleitungen, die der Sturm in der vergangenen Nacht beschädigt hatte. Überall lagen Kabel herum, die dicken Lakritzschlangen glichen. Die Männer schienen trotz der strahlenden Nachmittagssonne zu frieren.

*Was jetzt? Es aussitzen? Darauf warten, dass Wilson zu dir kommt? In was zum Teufel hast du dich da nur reingeritten?*

Plötzlich erwachte der Fernsehbildschirm zum Leben und riss Karl aus seinen Gedanken. Eine Pressekonferenz. Journalisten und Reporter standen um einen Tisch herum, die Mikrofone gezückt wie mittelalterliche Waffen.

»Was können Sie uns über die Opfer sagen, Chief Constable?«, fragte ein bärtiger Reporter, der den sitzenden Polizisten wie ein Turm überragte.

»Drei der Opfer waren Polizeibeamte. Detective Duncan McKenzie, Detective Jenny Lewis und Detective Peter Cairns«, antwortete der Chief Constable und trank einen Schluck Wasser aus einem Glas, bevor er fortfuhr. »Wie Sie alle wissen, konnte Detective McKenzie auf eine lange Laufbahn zurückblicken und wurde unlängst im Buckingham Palace von der

Queen für seine Integrität und Tapferkeit ausgezeichnet. Peter Cairns war der jüngste Detective der Truppe. Er hatte eine große Zukunft vor sich. Jenny Lewis war eine junge Frau mit einem klaren Ziel vor Augen. Sie war erst vor Kurzem einer Eliteeinheit beigetreten. Tragischerweise wurde ihre behinderte Mutter ebenfalls ermordet.«

Karls Magen verkrampfte sich, dann wurde ihm kalt. Er verspürte Übelkeit. Er wollte gerade abschalten, als Naomis Stimme erklang.

»Drei Polizisten getötet? Wann ist das passiert?«

»Keine Ahnung«, sagte Karl, der die Worte kaum über die Lippen brachte. »Einer davon war Duncan McKenzie.«

»McKenzie? Der Typ, den sie Bulldog nennen? War das nicht der, von dem Ivana gesprochen hat?«

Karl nickte. Er spürte einen sauren Geschmack im Rachen. Er musste schon wieder kotzen. Etwas an dem Chief Constable ließ ihm keine Ruhe. Wo hatte er ihn schon einmal gesehen?

Der Chief Constable beantwortete weiter Fragen. Er wollte nicht bestätigen, dass Beamte Hinweise gefunden hätten: Reifenspuren, möglicherweise Fingerabdrücke; leere Patronenhülsen.

Der bärtige Reporter ließ nicht locker. »Es wird spekuliert, Chief Constable, dass es sich um mehr als einen Täter handeln könnte und die Spuren beseitigt wurden, bevor die Täter flohen. Ist da was dran?«

Der Chief Constable schien sichtlich verärgert über diese Frage zu sein. »Das klingt ja ganz so, als wären Sie selbst dabei gewesen. Vielleicht könnten Sie uns ja alle erleuchten und schildern, wie es weiterging?«

Leises Gelächter unter den umstehenden Journalisten. Der bärtige Reporter wirkte einen Moment unsicher, fasste sich aber rasch wieder.

»Ich glaube, es ist im öffentlichen Interesse, Chief Constable, dass unsere Zuschauer ...«

»Es wäre aber nicht im Interesse der Justiz, sich über Spekulationen seitens der Presse auszulassen. Ich kann nur das Folgende sagen: Ich bin noch keine sechs Monate Chief Constable, und schon ist die Verbrechensrate in dieser Stadt deutlich gesunken.« Der Chief Constable griff wieder nach dem Glas Wasser. »Wenn diejenigen zuhören, die diese schändliche und feige Tat begangen haben, dann sollen sie wissen, dass sie nicht davonkommen werden; ich werde nicht ruhen, bis sie ihre gerechte Strafe bekommen. Das verspreche ich. Und Ian Finnegan bricht niemals ein Versprechen.«

*Wo habe ich dich nur schon mal gesehen?*

»Karl? Karl?«, fragte Naomi. »Was ist denn mit dir los? Wer ist dieses hohe Tier?«

»Ich bin nicht sicher ...« Karl versuchte, sein Gehirn anzukurbeln.

»Ist das da nicht Wilson, der neben ihm sitzt?«

Wilson legte los, als wäre sein Stichwort gefallen. »Ich kann nur wiederholen, was der Chief Constable gesagt hat. Wir werden nicht ruhen, bis der Gerechtigkeit Genüge getan wurde.« Man sah trotz des dicken Make-ups, dass Wilson schrecklich schwitzte. »Jetzt beantworte ich einige Fragen, bevor wir diese kurze Pressekonferenz beenden müssen.« Wilson zeigte mit dem Finger auf die Journalisten, wie der amerikanische Präsident. »Caroline? Ihre Frage?«

»Stimmt es, dass Sie bereits eine Liste von drei oder vier Tatverdächtigen haben?«

»Eine genaue Zahl kann ich nicht bestätigen. Aber, ja, wir haben einige Namen. Nächste Frage ...«

*Er blufft. Das sagen sie bei jeder Pressekonferenz. Er hat nichts als vage Vermutungen. Bestenfalls Verdachtsmomente.*

Karl wünschte sich, er könnte die verdammte Glotze abschalten.

Das Telefon läutete. Karl ließ die Fernbedienung wie eine heiße Kartoffel fallen.

»Ich geh ran«, sagte Naomi.

»Nein! Nein ... schon gut. Ich mach schon.«

»Okay, okay. Du musst mir nicht gleich den Kopf abreißen.«

»Entschuldige ...«, murmelte Karl, aber Naomi war schon aus dem Zimmer gerauscht.

Das schrille Läuten kreischte in Karls Kopf wie Fingernägel auf einer Schiefertafel. Er nahm ab und konnte nur flüstern. »Hallo ...?«

»Kane?«, ertönte eine Stimme am anderen Ende.

»Wer ist da?«

»Das weißt du genau.«

»Wilson? Warum rufst du hier an? Willst du noch eine aufs Maul?« Karl spürte ein Bajonett im Magen.

»Ich glaube, du weißt, warum ich anrufe.«

»Tatsächlich?«, antwortete Karl und gähnte gespielt. »Warum klärst du mich nicht auf?«

»Wo warst du letzte Nacht und in den frühen Morgenstunden?«

Karl spürte, wie es in seinem Darm rumorte. Er musste dringend auf die Toilette. »Ich? Das ist doch egal. Wo warst du?«

Karl sah Wilsons Gesicht am anderen Ende der Leitung deutlich vor sich, dunkelrot angelaufen, kurz vor der Detonation.

»Du hältst dich für so schlau, aber ich will dir eines sagen. Wir haben Fingerabdrücke in dem Haus gefunden. Bis jetzt hat die landesweite Datenbank noch keinen Verdächtigen ausgespuckt. Aber ich bin fest davon überzeugt, dass der Mörder, der drei Polizisten auf dem Gewissen hat, eines Tages das Gesetz übertritt, und sei es nur wegen Alkohol am Steuer. Und dann haben wir einen Treffer. Und noch eins: Der Chief Constable hat diese Morde zur Chefsache erklärt. Ich übernehme höchstpersönlich die Leitung dieses Falles. Mir ist egal, wie lange es dauert und was erforderlich ist, aber ich bringe diese Killer – oder den Killer – hinter Gitter.«

»So, wie du die Mörder von Chris Brown hinter Gitter gebracht hast.«

»Wir ermitteln noch in diesem ...«

»... speziellen Fall, ich weiß. Ich könnte dein Drehbuch schreiben, Wilson. Aber lass dir einen Rat geben: Wenn du die Mörder von Chris Brown findest, dann hast du auch die Mörder von Jenny Lewis.«

»Was redest du da?«

»Jetzt bin ich dran, und das weißt du genau. Du hast geschwiegen und weggesehen, und darum ist sie jetzt tot. Hättest du die Mörder von Chris Brown überführt, dann würde Jenny

Lewis jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach noch leben.«

»Dein Stundenglas ist fast leer, Kane. Meins hat der Chief Constable gerade nachgefüllt. Die Zeit arbeitet für mich.«

»Aber du hast nicht mehr als Sand in der Hand. Und wenn du gestattest, dann könnt ihr – du und der Chief Constable – euch jetzt verpissen. Schönen Tag noch.«

Karl drückte Wilsons Stimme weg und ließ sich in einen Sessel am Fenster fallen. Er brauchte Luft – in rauen Mengen. Als er das Fenster öffnete, spürte er einen angenehmen kühlen Lufthauch im Gesicht. Er zitterte, aber nicht wegen der Kälte. *Du spielst jetzt in der Oberliga, Junge. Und du bist selbst schuld daran. Einfache Fälle und einfach verdientes Geld haben dir nicht gereicht. Du musstest es kompliziert machen. Und jetzt wirf einen Blick in deine Zukunft. Gefängnis, wenn du Glück hast; ein nächtlicher Besuch, wenn nicht. Selbst der Chief Constable interessiert sich jetzt persönlich für dich. Hättest du bloß nicht deine große Nase in alles reingesteckt ... hättest du bloß nicht ... hättest du nicht ... hättest du ...*

Und dann begriff er so klar und deutlich, dass ihm fast der Atem stockte. Er sah die schreckliche Szene vor sich, wie Jenny mit einem blutigen Finger die Buchstaben »IF« auf den Boden schrieb. Was, wenn es sich dabei nicht um irgendeine Abkürzung handelte, sondern um einen Namen, oder besser gesagt, die Initialen eines Namens? I. F.

Und da fiel ihm wieder ein, wo er den Chief Constable gesehen hatte, vielmehr dessen Gesicht: an einer uralten Wand, vor wenigen Wochen inmitten einer veritablen Schurkengalerie. Woodbank. Ian Finnegan war einer der ehemaligen Direktoren.

In diesem Moment riss ihn Naomi aus seinen Gedanken. »Das lag für dich auf dem Flur«, sagte sie und reichte ihm einen Brief.

»Noch eine Rechnung?«

»Nein ... das Krankenhaus«, flüsterte sie besorgt.

»Lass ihn auf dem Tisch liegen. Ich öffne ihn später. Heute ist mir nicht danach, meine Briefe zu öffnen.«

»Karl, Süßer, öffnen wir ihn doch gleich. Wenn du ...«

»Herrgott noch mal! Bist du taub, oder was? Leg ihn einfach hin!«

Ein paar Sekunden später stürmte Karl aus dem Zimmer, und Naomi sah bestürzt den braunen Briefumschlag an.

# Kapitel Fünfunddreißig

»In des Herzens Wüsten lass Quellen strömen heilend Nass, In der Tage Kerker lehr Freien Mann das Wort: ich ehr.« W. H. Auden, *Zum Gedenken an W. B. Yeats*

Karl näherte sich dem Pflegeheim so zögerlich wie ein verurteilter Häftling dem Galgen. Er wartete auf die Gerüche, die ihm den Magen umdrehen würden: Urin, Exkreme, verkochtes Essen und, am unerträglichsten, Einsamkeit.

Der Mann starrte die Wand an, als Karl das Zimmer betrat, ohne anzuklopfen. Er war ein großer, jedoch hagerer Hüne, dessen einziges nennenswertes Fleisch Wülste am Hals zu bilden schien. Zwischen den vertikalen Linien der zusammengekniffenen Lippen steckte eine nicht angezündete Zigarette ohne Filter.

»He, Dad«, sagte Karl, berührte seinen Vater am Arm und stellte eine große Tüte Obst auf den Tisch an der Wand.

Cornelius Kane beachtete die Berührung nicht, nahm aber die Zigarette aus dem Mund, um zu sprechen.

»Endlich lässt du dich wieder mal blicken. Muss jetzt über ein Jahr her sein. Wenn du mich nicht besuchen willst, dann lass es. So einfach ist das.«

»Ich war letzte Woche hier«, sagte Karl.

»Tatsächlich? Sagst du diesmal auch die Wahrheit? Als du letztes Mal hier warst, hast du nichts als Lügen erzählt.«

»Natürlich sage ich die Wahrheit. Ich bin jeden Montag hier, Dad. Das weißt du doch. Nach mir könnte man die Uhr stellen.«

»Ob mir Uhren fehlen? Das ist eine ausgezeichnete Frage. Natürlich – meine zumindest. Jemand hat sie mir gestern gestohlen.«

»Niemand hat sie gestohlen, Dad. Sie ist schon seit Jahren fort. Du hast sie in dem alten Haus gelassen.« Dem Haus von Mord und Blut.

Cornelius gab einen Schnalzlaut von sich, eine Warnung an Karl, keine harten Tatsachen infrage zu stellen.

»Ich weiß, wer sie gestohlen hat. Aber keine Bange, ich habe einen Plan, wie ich sie wiederbekomme.« Cornelius wandte Karl den Rücken zu und ging zu dem einzigen Fenster des winzigen Raumes; er trug nur Socken an den Füßen und bewegte sich lautlos.

Sein schlurfender Gang hatte den Boden über die Jahre stumpf und glanzlos gemacht, sodass das Parkett wie unbehandelt aussah.

»Gib mir Feuer«, verlangte Cornelius und steckte die Zigarette in den Mund.

»Du sollst nicht rauchen, Dad. Außerdem habe ich kein Feuer. Ich habe das Rauchen aufgegeben. Und ich habe dir einen Haufen Obst gekauft. Das ist viel gesünder für dich.«

»Wer sagt, dass ich nicht rauchen soll? Hat dir das deine Mutter wieder eingeflüstert?«

»Die Ärzte.«

»Ärzte? Pah! Was wissen die Quacksalber schon? Ich lebe überhaupt nur noch, weil ich all die Jahre geraucht habe.« Cornelius steckte die Zigarettenschachtel ins Hemd und fuhr dann zweimal über die Tasche, als wollte er sich vergewissern, dass die Packung wirklich noch da

war. »Und bring mir nicht ständig Obst. Ich sage dir immer wieder, dass ich davon die Scheißerei kriege. Mein Arsch ist schon ganz wund wegen dir und deinem verdammten Obst!«

»Okay. Wie du willst. Kein Obst mehr.«

»Kannst du nicht wenigstens die verdammten Schuhe ausziehen?«, fauchte Cornelius und betrachtete Karls Schuhe. »Ich habe gestern erst die Böden machen lassen. Hat mich ein Vermögen gekostet.«

Gehorsam zog Karl die Schuhe aus.

»Die haben gute Arbeit geleistet, wie es aussieht«, antwortete Karl, eine Bemerkung, die er in den vergangenen fünf Jahren jeden Montag gemacht hatte.

»Erinnerst du dich an Marty Jenkins?«, fragte Cornelius plötzlich und strahlte.

»Den alten Skipper aus deiner Zeit bei der Handelsmarine?«

»Hat mich gestern angerufen. Sagte mir: ›Con, du bist einer der besten Ersten Offiziere, die ich kenne.‹ Bot mir einen Job an Bord seines neuen Schiffes an, der *Ballygally Head*. Sticht in sechs Wochen in See.«

Karl warf einen Blick auf das alte Telefon mit Wählscheibe, das vollkommen funktionsuntüchtig in der Ecke stand.

»Das ist toll, Dad. Die Seeluft tut dir bestimmt gut.«

»Bin aber nicht sicher, ob ich annehme. Irgendwie bin ich gerade ziemlich beschäftigt.«

»Dad, ich habe einen Ort für dich gefunden.«

»Einen Ort wofür?«

»Einen Ort zum Leben.«

»Was redest du da für eine Scheiße? Bei der ganzen Arbeit, die ich hier investiert habe? Ich hab dieses Haus praktisch eigenhändig gebaut. Weißt du, dass ich die Böden eingezogen habe?«

»Ich dachte an einen Ort in meiner Nähe.«

»Dies hier ist mein Hort, mach dir bloß keine Gedanken. Woher hast du eigentlich die blauen Flecken im Gesicht? Hast du dich wieder mit Billy Gorman geprügelt? Wie oft muss ich dir noch sagen, du sollst einem Box-Klub beitreten, wenn du dich schlagen willst?«

»Ich habe mich nicht geprügelt, Dad. Das war ein Autounfall, ein Zusammenstoß. Nichts Ernstes.«

»Ein Autounfall ... großer Gott. Wie ... hat dich jemand auf dem Schulweg angefahren?«

»Nein, ich bin gefahren.«

»Du willst Auto fahren? Ich fahre gleich Schlitten mit dir! Was zum Henker faselst du bloß? Fahren, also wirklich! Ich sollte dir einen ordentlichen Arschtritt verpassen, damit du das Lügen sein lässt. Willst du denn nicht in den Himmel kommen?«

»Du hast recht, Dad. Tut mir leid. Keine Lügen mehr.«

»Gut. Siehst du, wie leicht es ist, die Wahrheit zu sagen? Also, wo ist deine Freundin? Lilly? Wieso backt sie keine Kuchen mehr?«

»Freundin? Lilly? Du meinst Naomi?«

»Ich kenne keine Naomi. Ich rede von deiner Freundin. Der mit dem langen schwarzen Haar. Der Hübschen.«

»Lynne?«

»Sag ich doch. Lilly. Warum bringst du sie nicht mehr mit, wenn du zu Besuch kommst?«

»Wir sind geschieden, Dad. Unsere Ehe ist schon vor langer Zeit zerbrochen.«

»Ehe? Geschieden? Was redest du da für einen Blödsinn? Fünfzehn Jahre alt und verheiratet und geschieden! Ich hätte gute Lust, dir eine Tracht Prügel zu verpassen. Weiß deine Mutter von deinen Lügen? Und da wir gerade von deiner Mutter sprechen, sie hat gesagt, dass du deine Hausaufgaben vernachlässigst. Stimmt das?«

»Ich war sehr beschäftigt.«

»Was ist denn das für eine Ausrede? Du weißt, deine Mutter duldet keine Ausflüchte. Sie glaubt, dass Ausreden nur zu weiteren Ausreden führen, und ich muss sagen, da gebe ich ihr recht.« Cornelius schüttelte den Kopf. »Du bist in letzter Zeit ziemlich frech und respektlos geworden. Deiner Mutter bricht jedes Mal das Herz, wenn sie dich so reden hört.«

Karl seufzte. »Tut mir leid. Du hast recht. Ich versuche, mich auf meine Hausaufgaben zu konzentrieren, Dad. Versprochen.«

Plötzlich schälte sich ein Lächeln aus dem Nebel über Cornelius' Gesichtszügen. Die tiefen Furchen auf der Stirn verschwanden, die dunklen Augen strahlten, als Cornelius die Hand ausstreckte, Karl am Kopf berührte und ihm verspielt das Haar raufte.

»Du bist ein guter Sohn. Der Beste, den ein Vater und eine Mutter sich wünschen können. Deine Mutter liebt dich. Weißt du das? Sie sagt es nie, aber sie liebt dich.«

*Woher weißt du das, wenn sie es nie sagt?*

»Dad, ich muss dir etwas sagen.« Die Worte blieben Karl im Hals stecken.

Schlagartig verfinsterte sich Cornelius' Miene. Langsam krümmte er die Finger und ließ alle Knöchel gleichzeitig knacken, eine Geste, mit der sein Vater, wie Karl sehr wohl wusste, Unbehagen ausdrückte.

»Was ist? Was hast du angestellt?«

Regen trommelte lautstark gegen das Fenster, und Karl verlor sich in Gedanken.

*Ich habe gerade zwei Menschen getötet, Dad, und bin für den Tod einer jungen Frau und ihrer Mutter verantwortlich. Die junge Frau war mir gar nicht so unähnlich, total krank im Kopf, weil sie so etwas Schreckliches durchmachen musste. Oh, und habe ich den Chief Constable erwähnt? Einen Mann, der bis über beide Ohren in Mord und Totschlag verwickelt ist, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis ihm jemand steckt, dass ich davon weiß. Darüber hinaus habe ich keinen, mit dem ich darüber reden könnte, aus Angst, jemand könnte demjenigen etwas antun, und das macht mich langsam fertig. Kannst du nicht machen, dass es besser wird? Kannst du das, Dad? Kannst du? Bitte. Nur dieses eine Mal?*

»Und? Was ist?«, wiederholte Cornelius mit einer Spur Ungeduld in der Stimme. Du hast diese Lilly doch nicht etwa geschwängert? Deine Mutter bringt dich um. Denk an meine Worte.«

»Nein, Lynne ist nicht schwanger, Dad.«

»Na, wenigstens das. Ich habe dir immer gesagt, es ist in Ordnung, wenn man sich das Feuer anschaut, aber wenn man damit spielt, läuft man Gefahr, sich zu verbrennen.«

Karl musste unwillkürlich lächeln. »Ich spiele nicht mit Lynnes Feuer, Dad, keine Sorge.

Das verspreche ich dir. Oh, heute kam der Brief vom Krankenhaus. Alles in Ordnung. Kein Krebs, nur Pusteln. Ist das nicht toll?«

»Kein Krebs? Ein Flusskrebs, oder was? Pusteln? Warum soll ich pusten? Was zum Teufel redest du da?«

»Nichts, Dad. Gar nichts ...«

»Bring nächstes Mal Lilly mit. Ich habe sie schon ewig nicht mehr gesehen. Nettes Mädchen. Und sorg dafür, dass sie einen Kuchen backt ...« Cornelius' Stimme verhallte langsam. Er fischte eine Zigarette aus der Tasche, betrachtete sie kurz und steckte sie wieder in den Mund. Offenkundig zufrieden wandte er sich wieder zum Fenster, beachtete seinen Sohn nicht weiter und sah offenbar etwas, das nur er sehen konnte.

Der Regen wurde zu Hagel. Die Körner knallten wie Steine gegen das Fenster.

»Bis nächsten Montag, Dad ...«, sagte Karl und verabschiedete sich.

Karl zündete in dem kleinen Innenhof hinter seinem Büro ein Feuer an. Ein Karton voll alter Zeitungen harrte seiner, und Karl warf nicht zum ersten Mal einen Blick darauf und wog seine Empfindungen ab.

Er kniete nieder, warf einige der Zeitungen in die Flammen und wartete, bis sie Feuer gefangen hatten, dann legte er weitere Exemplare nach, die freilich mehr Rauch als Feuer schufen.

*Nicht lesen. Verbrennen. Sieh nicht zurück. Immer nur nach vorn. Du weißt doch, was mit Lots Frau passiert ist, als sie zurückgeblickt hat.*

Doch der Sirenenruf der Zeitungen war stärker als irgendeine alte Frau, die zur Salzsäule erstarrt war.

*Zwei junge Mädchen ermordet aufgefunden!*, lautete die Schlagzeile. Das arg vergilbte Foto eines Schulausflugs zeigte eine Gruppe junger Mädchen. Zwei Gesichter der Gruppe waren hervorgehoben. Lächelnd. Schüchtern.

Karl zog sich der Magen zusammen. Er las den Text unter dem Foto.

*Ann Mullin und Leona Fredrick, beide acht Jahre alt, wurden gestern auf einem schmalen Grünstreifen nicht weit von ihren jeweiligen Wohnorten entfernt gefunden. Die beiden Mädchen, die am Sonntagmorgen Ostereier suchen gegangen waren, wurden seitdem vermisst. Einem ersten Polizeibericht zufolge sind beide Mädchen zuerst sexuell missbraucht und dann ermordet worden. Selbst erfahrene Polizisten, hieß es, seien schockiert über den Anblick gewesen, der sich ihnen am Tatort bot. Der Mörder benutzte entweder ein Messer oder einen scharfen Gegenstand – möglicherweise ein Skalpell – für seine grausige Tat. Die Polizei rät allen Eltern dringend, ihre Kinder nicht unbeaufsichtigt aus dem Haus zu lassen ...*

Karl ließ die Luft aus den Lungen entweichen, als wäre er gerade unter Wasser gewesen. Er nahm eine andere Zeitung, zwei Wochen nach der Ermordung der Mädchen.

*Die Polizei hat einen Tatverdächtigen im Zusammenhang mit den Ostermorden festgenommen. Anwohnern zufolge ist der Name des Mannes Walter Arnold. Es heißt, er sei ein Einzelgänger. Die Anwohner reagierten schockiert auf die Nachricht, dass es sich bei ihm um den berüchtigten Bibendum handele, einen Mann, der schon früher gemordet hat. Arnold wurde von der Anklage des Mordes an Julia Kane und des versuchten Mordes an ihrem Sohn*

*Karl aufgrund von Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen ...*

»Karl?«

Naomis Stimme; er ließ den Rest der Zeitung fallen.

»Hast du mir einen Schrecken eingejagt«, sagte Karl und stand auf.

»Was verbrennst du da? Das ist ja ein fürchterlicher Rauch. Der dringt bis ins Büro.«

»Ich räume nur den Dachboden auf. Unglaublich, was sich da im Lauf der Jahre für ein Müll angesammelt hat.«

Naomi sah ihn seltsam an. »Was ist nur los, Karl? Irgendwas beschäftigt dich. Das sehe ich. Was stimmt denn nicht?«

*Alles stimmt nicht. Die ganze Welt stimmt nicht. Hätte ich Arnold vor all den Jahren am Karfreitag getötet, würden die beiden Mädchen vielleicht noch leben. Aber nein, ich doch nicht. Ich hatte nicht den Mumm dazu.*

»Nichts ist los, Naomi. Lass mich das hier rasch zu Ende bringen, dann komme ich wieder rein. Okay?«

Sie strich ihm über den Arm. »Du solltest einfach nur glücklich über den Befund sein, den du gestern bekommen hast.«

»Bin ich. Sehr glücklich. Er hat mich ja erst darauf gebracht, dass es Zeit ist, mit der Vergangenheit abzuschließen, ohne die Gegenwart zu stören.« Er drückte sanft ihre Hand. »Ich liebe dich, weißt du das?«

»Ja. Natürlich weiß ich das. Nur aus diesem Grund dulde ich dein Benehmen«, sagte Naomi lächelnd.

»Und das gestern tut mir leid.«

»Ich habe dir schon gesagt, das muss es nicht. Es war verständlich, wenn man bedenkt, unter welchem Druck du – wir beide – gestanden hast.«

»Ich habe dich gar nicht verdient.«

»Das stimmt.« Sie lächelte. »Mach nicht zu lange.«

»Nein«, sagte er und warf die restlichen Zeitungen in die gierigen Flammen. »Ich bin fast fertig.«

# Epilog

»Der Friedhof ist ein weites Gelände inmitten von Ruinen, im Winter von Veilchen und Gänseblümchen bedeckt. Man könnte sich in den Tod verlieben, bedenkt man, dass man an einem so wunderschönen Orte zu Grabe gebettet wird.« Percy Bysshe Shelley, *Adonais*

Schleier wallenden Morgennebels schwebten über dem taufeuchten Gras und lösten sich auf, wenn sie in die winzigen Enklaven wärmerer Luft gerieten. Tief hängende, dunkle Regenwolken entzogen der Landschaft ringsum die Farben. Alles war schwarz und grau.

*Perfektes Beerdigungswetter*, dachte Karl und sah zu, wie der Sarg von Jenny Lewis in die aufgeweichte Erde hinabgelassen wurde. *Du bist der große Gleichmacher, Gvatter Tod. Keine Entschuldigungen, keine Ausreden. Keine Fragen. Du machst einfach deine Arbeit, ob es sich um einen Prinzen, einen Bettler oder einen Privatdetektiv handelt.*

Im Gegensatz zur Beerdigung von Bulldog und Cairns am Vortag, erwies sich Jennys Begräbnis als überschaubare Angelegenheit, an der nur eine Handvoll recht jugendlicher Trauernder teilnahmen. Karl vermutete, dass die meisten Freunde aus Jennys Studententagen waren. Nur drei Polizeibeamte waren gekommen – Wilson war einer davon –, und wieder stellten die Medien den Löwenanteil der Anwesenden, diesmal im Verhältnis sechs zu eins.

Wilson, dessen Gesicht so weiß war wie das gestärkte Hemd, das er trug, sah immer wieder zu Karl herüber, dessen Lippen und Mund immer noch stark geschwollen waren.

Karl trotzte dem Blick, war aber dankbar, als ihm ein Fotograf die Kamera vor das Gesicht hielt und der Blitz ihn vorübergehend blendete.

Aus der Ferne näherte sich Tom Hicks, der auf dem unebenen Grund immer wieder stolperte. Er hatte versprochen, sich hier mit Karl zu treffen, war aber noch nie ein Ausbund an Pünktlichkeit gewesen.

»Du glaubst doch nicht, dass unser kleines Gespräch gestern das Ende war, oder? Es fängt gerade erst an.«

Wilson erwischte Karl kalt. Er brauchte einen Moment, bis er die Frage verarbeitet hatte.

»Dies ist weder die richtige Zeit noch der Ort, Wilson. Kannst du Jenny nicht wenigstens im Tod einen gewissen Respekt erweisen, wenn schon nicht, als sie noch lebte?«

»Du arrogantes Arschloch, ich hab die Schnauze voll von dir!«, brüllte Wilson und stürzte sich plötzlich auf Karl. Innerhalb von Sekunden taumelten beide Männer rückwärts und rutschten im glitschigen Morast aus, es fehlten nur wenige Millimeter, und sie hätten sich die Köpfe an einem Grabstein eingeschlagen.

Wilson führte den ersten Schlag aus, traf Karl seitlich am Kopf und riss alte Wunden auf. Karls Antwort kam etwas verspätet, war aber viel wirkungsvoller als Wilsons Angriff, denn er rammte ihm ein Knie in den Unterleib. Wilson gab ein gequältes Stöhnen von sich.

Stets auf der Jagd nach Schlagzeilen, scharten sich sofort die Reporter um die beiden prügelnden Männer, die in zunehmendem Maße Schlammcatcherinnen glichen.

»Du Drecksack!«, brüllte Wilson. »Du wirst verdammt lange von der Bildfläche verschwinden. Ich weiß genau, dass du bis über beide Ohren in der Ermordung meiner Männer drinsteckst.«

Karl befreite sich von Wilson, schwang sich auf ihn, packte ihn am Hals und würgte ihn. »Bulldog war eine wandelnde Zeitbombe – bei der die Uhr schon lange abgelaufen war!«, schrie Karl. »Und der verdammte Cairns war auch nicht besser!«

»Sie waren gute Männer!«

»Sie waren elende Schweinehunde! Und jetzt hör mir ganz genau zu«, zischte Karl Wilson ins Ohr. »Du solltest beten, dass ich nicht festgenommen werde, nicht einmal wegen Falschparkens. Sollte Jenny Lewis' Leichnam je exhumiert werden, kommen vielleicht ein paar interessante Details ans Tageslicht.«

»Was faselst du da?« Wilson krächzte.

Karl würgte ihn noch etwas fester und kämpfte gegen das Verlangen an, ihm endgültig den Garaus zu machen. Mit gepresster Stimme fuhr er fort: »Deine Haare, Spuren deines Blutes unter ihren Fingernägeln.«

»Was? Was für Haar? Was für Blut?«

»Das mit den Haaren war ganz leicht, doch dann kam mir ein genialer Einfall, nach unserer kleinen Meinungsverschiedenheit in deinem Büro. Weißt du noch, Drecksack? Das Blut von deinem Mund? Ich habe es mir mit einem Taschentuch von der Hand abgewischt. Jetzt hat es eine letzte Ruhestätte gefunden. Du solltest beten, dass es nie gefunden wird und dass der verdammte Ian Finnegan niemals auf die Idee kommt, nach mir zu suchen.«

»Du bluffst ...«

»Ich blaffe nie, Mark. Das solltest du wissen, du weißt doch, wie mies ich im Kartenspielen bin. Ich weiß nur eines ganz genau: Wenn man schon mit einem Betrüger spielen muss, sollte man einfach den Betrüger betrügen. Auf die Weise hat man immer mehr Trümpfe in der Hand.«

»Du Scheißkerl! Damit kommst du mir nicht davon.«

»Hoffentlich doch, und zwar deinetwegen. Glaub mir ...«

Tom Hicks traf gerade rechtzeitig ein, die beiden Männer voneinander zu trennen. Sein Gesicht war von Sorge gezeichnet, wurde allerdings von einem recht albernem Hut umrahmt.

»Ein schönes Beispiel gebt ihr zwei da ab. Eine Schande. Ekelhaft. Macht sich bestimmt gut in den Abendnachrichten. Eine junge Frau wird begraben, nachdem sie brutal ermordet wurde, und ihr zwei suhlt euch hier wie Hunde, die sich um einen Knochen streiten?«

»Sie stecken mit ihm unter einer Decke«, sagte Wilson vorwurfsvoll und zeigte mit dem Finger auf Toms Gesicht. »Ich habe Ihnen nie getraut, Hicks. Sie haben dem Drecksack die Kombination für die Hintertür des Reviers gegeben. Oder nicht? Ihr macht gemeinsame Sache. Hoffentlich sind Sie auch bereit, mit ihm unterzugehen.«

Wilson stieß Tom beiseite und drängte sich schlitternd und fluchend zwischen den Medienleuten durch.

»Was sollte das denn bedeuten?«, fragte Tom und schüttelte bestürzt den Kopf. »Und wieso genau stecke ich mit dir unter einer Decke? Möchtest du mir was sagen?«

»Nichts. Wilson ist durchgedreht, muss Dampf ablassen. Der enorme Druck, unter dem er steht, macht ihn offenbar paranoid. Lass gut sein. Was ist denn eigentlich mit dir passiert? Wir waren vor über einer Stunde verabredet«, sagte Karl und wechselte damit rasch das Thema.

»Ich wollte gerade aus dem Büro gehen, da erhielt ich einen Anruf. Der Bericht über eines der Mordopfer warte auf meinem Schreibtisch.«

*Mordopfer? Jenny? Bulldog und Cairns?* Karl versuchte, desinteressiert zu klingen, und war dankbar für den Schlammschwall, der seine besorgte Miene verbarg. »Und?«

»Dass du dich ja nicht überschlägst vor Begeisterung. Erst machst du mir die Hölle heiß, weil du Informationen willst, und dann tust du völlig desinteressiert.«

»Scheint die Grippe zu sein, die im Anmarsch ist. Immer raus damit.«

»Erinnerst du dich an den Mann, der mit Phosgen getötet wurde? Joseph Kerr?«

»Die Katze. Richtig?«

»Ja, die Katze. Also, da kam etwas unheimlich Interessantes aus dem Labor. Erinnerst du dich, dass da ein kleiner Fleck auf der Außenseite des Kondoms war, der vielleicht reichen könnte, um etwas DNA nachzuweisen?«

»Vage.«

»Der Vaginalabstrich von dem Kondom ergab dieselbe DNA wie beim Opfer.«

Die Worte purzelten durch Karls Kopf. Er hörte sie immer und immer wieder. *Dieselbe DNA wie beim Opfer ...*

»Karl? Hast du gehört, was ich gerade gesagt habe?«

Karl verspürte Entsetzen, als er daran dachte, was die Worte bedeuteten, und konnte nur murmeln. »Was? Bist du sicher? Ich meine ...«

»Klar bin ich sicher. Einhundert Prozent. Das ist ein Durchbruch. Ich weiß, es ist krank, aber es muss ein Mitglied der Familie des Opfers sein. Anders ist die Übereinstimmung der DNA nicht zu erklären. Die Polizei sammelt bereits alles über Kerrs Familie. Er hat zwei Schwestern. Ich bin sicher, die werden zum Verhör gebeten. Die Presse wird aus dem Häuschen sein. Inzest, ein grausiger Mord ... für die ist das wie ein Sechser im Lotto.«

Karl setzte sich auf einen Grabstein und massierte sich die Brust. Das machte sein Herz manchmal, aussetzen oder nahezu wirkungslos schlagen. Es kam nicht oft vor, vielleicht ein- oder zweimal im Monat, und normalerweise fühlte er sich dann vorübergehend schwindelig. Diesmal nicht. Diesmal fühlte er sich dem Tode gefährlich nahe.

*Du armes Mädchen ...*

»Karl? Alles in Ordnung?«

Karl spürte, wie ihm alles vor den Augen verschwamm, und konnte sich einen Moment nicht erinnern, wer die fragliche Person war; konnte sich nicht erinnern, warum er auf irgendeinem gottverlassenen Friedhof auf einem Grabstein saß und an eine junge Frau dachte, die starb, ohne zu ahnen, dass einer der Vergewaltiger und Mörder ihrer Mutter ihr biologischer Vater war.

»Karl? Hörst du mir zu?«

»Was?«

»Ich sagte, alles in Ordnung?«

Karl suchte nach Worten, als könnten Worte an und für sich ein erklärendes Element enthalten, und brachte schließlich heraus: »Mir ist nur schwindelig. Das ist die Grippe. Kannst ruhig wieder gehen, Tom. Ich komme später nach.«

»Bist du sicher?« Tom klang zögerlich. »Das ist hier kein gutes Umfeld für eine Grippe.«

Karl nickte. »Ich weiß, aber ich bleibe trotzdem noch einen Moment hier sitzen. Geh nur.«

Dreißig Minuten blieb er sitzen und beobachtete die Totengräber, die den lehmigen Erdhügel langsam im Grab von Jenny Lewis verschwinden ließen, bis sie fertig waren, sich entfernten und Karl mit der Toten allein ließen.

Tropfen schmutzigen Regens prasselten Karl auf den Kopf. Der Wind wehte allgegenwärtig und blies Laub und Schlamm in alle Richtungen. Und doch konnte sich Karl nicht aufrappeln und gehen.

Für Karl geriet die Zeit aus den Fugen. Alles sah finster und formlos aus, ein hochkonzentriertes Destillat aufziehenden Unheils. Nur der Wind über ihm war zu hören, und dieses schreckliche, laute Geräusch zwang ihn am Ende dazu, doch aufzustehen.

Zielstrebig verließ er den Friedhof und warf nicht einen Blick zurück.

**Sam Millar** wurde 1955 in Belfast geboren. In den 70er Jahren verbrachte er acht Jahre hinter Gittern, nachdem er auf dem Höhepunkt der Unruhen in Nordirland inhaftiert worden war. Wieder auf freiem Fuß, ging er in die USA, wo er 1993 einen der schwersten Raubüberfälle in der US-amerikanischen Geschichte initiierte und über sieben Millionen Dollar erbeutete. Millar wurde gefasst, später begnadigt und kehrte nach Belfast zurück, wo er seitdem Kriminalromane schreibt. Er stand auf der Shortlist zum Grand prix de littérature policière, wurde mit dem Brian Moore Award und dem Aisling Award for Art and Culture ausgezeichnet.

**Joachim Körber**, Jahrgang 1958, arbeitet als Übersetzer und Verleger und hat neben Werken von Dan Simmons auch Stephen King ins Deutsche übertragen.

© by Atrium Verlag AG, Zürich, 2013

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel *Bloodstorm* bei Brandon, Dingle und Unit 3, London

© Sam Millar 2008

Aus dem Englischen von Joachim Körber

Covergestaltung: Zero Werbeagentur, München

Coverillustration: FinePic®, München

E-Book-Umsetzung 2013

ISBN 978-3-03792-035-0

Lust auf mehr?

[www.atrium-verlag.com](http://www.atrium-verlag.com)

[www.atrium-verlag.com/e-books](http://www.atrium-verlag.com/e-books)